UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00385877 6

Die öffentliche Meinung

und

ihre geschichtlichen Grundlagen.

Ein Versuch

von

Wilhelm Bauer.

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1914.

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, behält sich die Verlagsbuchhandlung vor.

HM
261
B3

688300
18.11.57

MAY 9 1974

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Dem Andenken meines Vaters.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dieffentlichem00baue

Vorwort.

Dieses Buch nennt sich „Versuch“ und zwar nicht in dem Sinne, als ob damit eine bloße Verdeutschung des Begriffes „Essay“ gegeben werden sollte, es will nicht durch künstlerische Gestaltung ersetzen, was ihm an Vollständigkeit gebricht, nein, es ist ein wirklicher Versuch, ein Versuch in der Richtung der Methodik wie der Stoffbeherrschung. Fast hätte ich es lieber ein Wagnis heißen mögen, denn für den Historiker, der seiner ganzen Schulung nach gewohnt ist, nichts zu behaupten, was er nicht quellenmäßig belegen kann, geht jeder Schritt, den er in die Welt allgemeinen Meinens und Urteilens tut, an tausend Abgründen vorbei. Bald sind es Gebiete der Philosophie und Psychologie, die man durchquert, bald streift man literaturgeschichtliche Fragen, dann rührt man an Zweige juristischen und volkswirtschaftlichen Wissens und selbst das, was man an Geschichtlichem beisteuert, ist meist so allgemeiner Art, daß jeder, der auf irgend einem Gebiete Sonderkenntnisse besitzt, da und dort Irrtümer wird nachweisen können.

Wer genauer zusieht, wird das Unfertige, das „Versuchsmäßige“ auch im Aufbau gewisser Teile des Gesamtwerkes erkennen. Manches wurde erst später in das Ganze hineingearbeitet, manches nicht mit jener straffen Folgerichtigkeit weitergeführt, die nur möglich ist, wenn der Verfasser mit einem nach jeder Richtung hin abgerundeten Plane an seine Aufgabe tritt. Dazu fehlte es mir aber an den nötigen Vorarbeiten. Aus Mangel an solchen mußte ich auch darauf verzichten, unter den Ausdrucksmitteln der öffentlichen Meinung die bildenden Künste aufzuführen. Nun bedarf es gewiß nicht erst eines Beweises, daß ein Bauwerk, ein Bild, eine Medaille die Meinungsrichtung eines Volkes oder einer Gesellschaftsklasse ebenso klar widerspiegeln kann, wie irgendein Schriftdenkmal, aber unter diesem Gesichtspunkt wurde meines Wissens nur die Karikatur eingehender betrachtet.

Trotzdem glaubte ich, dieses Buch schreiben zu sollen, auch wenn es zu nichts anderem nütze wäre, als daß es die Erörterung der darin behandelten Fragen in Fluß brächte. Es dürfte dies um so heilsamer

sein, als in den letzten Jahren die öffentliche Meinung mehr als einmal Gegenstand geschichtlicher Darstellung wurde, ohne daß sich die — meist jugendlichen — Verfasser über die Grundlagen klar wurden, auf denen sie ihre Betrachtungen aufbauen sollten.

Vielleicht ist es nicht unangebracht, hier ganz besonders zu betonen, daß sich dieses Werk in erster Linie an Historiker wendet. Wenn da an verschiedene Erscheinungen des öffentlichen Lebens auch der Gegenwart kritische Maßstäbe angelegt wurden, so geschah dies nur immer vom Gesichtspunkte historischer Kritik aus und hatte mit aktuellen Absichten nichts gemein. Politik und Geschichte haben ja, soweit es sich um Gegenwärtiges handelt, der Gemeinsamkeiten übergenug, sie trennen sich aber in den Zielen. Mir schwebten hier nur wissenschaftliche vor.

Das eigentümliche Gefühl, das jedes fertige Werk im Bewußtsein seines Urhebers zurückläßt, erfaßt mich gerade diesem Buche gegenüber ganz besonders stark. Mit Freuden und Sorgen habe ich an ihm gearbeitet und nun, da es in die Welt hinausgeht, ist es mir so fremd, als hätte ich gar keinen Anteil an ihm. In der Tat gehört auch manches, was ich darin behaupte, nicht mehr so fest meinem Ueberzeugungsbesitze an, wie in dem Augenblicke, da ich es niederschrieb. Da und dort glaube ich, bereits darüber hinaus zu sein.

Zu den Freuden, die mir dieses Buch gebracht hat, darf ich die Beweise herzlicher Freundschaft zählen, die mir die Universitätsprofessoren Dr. Hans Hirsch (Wien) und Dr. Heinrich Ritter von Srbik (Graz) in aufopferndster Weise zuteil werden ließen. Der eine las das Werk im Manuskript, der andere las mit mir die Korrekturen, beide kargten nicht mit willkommenen Hinweisen und kritischen Bemerkungen. Der Dank, den ich beiden hier ausdrücke, soll aber keineswegs die Schuld an Irrtümern und Mängeln auf sie abwälzen. — Wertvoll war mir das freundliche Interesse, das Dr. Oskar Freiherr von Mitis dem Buche entgegengebracht hat, indem er mir seine reichen Kollektaneen gütigst zur Verfügung stellte.

Das Register, das ich dem Buche angefügt habe, soll vor allem dazu dienen, jene Gegenstände und Schlagwörter, die infolge der Anordnung und Einteilung des Ganzen, aus ihrem natürlichen Zusammenhange herausgerissen wurden, übersichtlich aneinander zu reihen und leicht auffindbar zu machen. Absolute Vollständigkeit wurde nicht angestrebt.

Wien im April 1914. **Wilhelm Bauer.**

Inhaltsübersicht.

		Seite
Erstes Kapitel:	Zur Geschichte des Begriffes „öffentliche Meinung"	1— 36
Zweites Kapitel:	Der einzelne, die Masse und die öffentliche Meinung	37— 67
Drittes Kapitel:	Die öffentliche Meinung in ihrem Verhältnis zum Staat und zur Gesellschaft	68—146
Viertes Kapitel:	Die öffentliche Meinung, ihre Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel	147—156
Fünftes Kapitel:	Die mündlichen Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung	157—189
Sechstes Kapitel:	Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung in Schrift und Druck	190—264
Siebentes Kapitel:	Die Zeitung als Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung	265—317
Achtes Kapitel:	Die Tat als Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung	318—326
Register		327—335
Druckfehler und Berichtigungen		335

Erstes Kapitel.

Zur Geschichte des Begriffes «öffentliche Meinung».

Von jeher wurden die aus den Tiefen des Volkes emporsteigenden Meinungsäußerungen als eine geheimnisvoll wirkende Macht empfunden. Niemand weiß, in wessen Mund das Wort zuerst laut wird, das Wort, das plötzlich wie ein deutlicher, mächtiger Ruf durch die Menge klingt, wie eine Stimme, die ihnen allen gemein und doch allen fremd ist. Diese Stimme hat eine betörende Gewalt, der zu widerstreben dem einzelnen schwer fällt.

Jahrhundertelang hat man nach einer Erklärung für diese in ihren Wirkungen sichtbaren Tatsachen getastet und gesucht und hat es bloß zu unklaren Vorstellungen gebracht. Da und dort hatte man ja ganz richtig gesehen, aber man hatte entweder mit seinen Deutungsversuchen den gebotenen Rahmen überschritten oder — und das war zumeist der Fall — nur einzelne Teile erfaßt. Zu einer begriffsmäßigen Erkenntnis vom Wesen und Wirken der öffentlichen Meinung war man erst ziemlich spät gelangt.

In einer Zeit, die alles Unerklärbare damit zu erklären meinte, daß sie es als unmittelbares Eingreifen der Gottheit ansah und bezeichnete, mochte es zum erstenmal ausgesprochen worden sein: Volkes Stimme, Gottes Stimme. Ja man könnte sich vorstellen, daß man diesen Satz ohne alle Nebenabsichten, auch nicht bildlich aufgefaßt hatte, sondern ihn gleichsam als Naturtatsache hinnahm. Wie man im Winde, der rauschend durch die Aeste fuhr, den Atem einer Gottheit zu erkennen wähnte, wie man selbst menschlichen Leidenschaften Altäre errichtete, so konnte man auch die Volksstimme als den Ausfluß göttlicher Kräfte betrachten. Immerhin läßt sich für eine solche Auffassung die Bemerkung Hesiods anführen, der von der φήμη, dem „Gerede" behauptet: θεός νύ τίς ἐστι καὶ αὐτή.

Eine Gleichstellung der Volksmeinung mit der Stimme des Gottes scheint sich ja auch in den bekannten Versen des Odyssee (3, 214 f.) aus-

zudrücken, doch tritt hier den Bemerkungen Nestors bereits ein gewisser politischer Nebensinn zur Seite. Das Urteil des Volkes richtet über das Betragen des Fürsten. — Wo und wann immer Herrscherrechte beschnitten werden sollten, wo Despotenübermut gerächt wurde oder die Massen ans Ruder kommen, stets taucht das Wort von der Göttlichkeit der Volksstimme auf. Es ist vermutlich eines der ältesten politischen Schlagwörter überhaupt.

Nun wird man vielleicht einwenden, daß es nicht angehe, die alte vox populi der modernen öffentlichen Meinung einfach gleichzustellen, als ob sie beide übereinstimmende Begriffe wären. Das soll aber auch hier nicht ohne weiteres behauptet werden. In der Vorstellungswelt der Alten gibt es einfach nichts, was sich mit unserer „öffentlichen Meinung" völlig deckt. Es handelt sich hier also um ein Ding, das, wie noch näher dargelegt werden wird, sicherlich bereits bestanden hat, dessen Wirken man auch verspürt, verehrt und bekämpft hat, das man aber trotzdem nie ganz zu fassen vermochte, wofür man jedenfalls nie eine eigene Bezeichnung hatte. So wandert es denn unter verschiedenen Namen, vermengt mit Nachbarbegriffen durch die Literatur der Jahrhunderte.

Ein Beispiel für viele. Quintilian spricht in seinem Werke de institutione oratoria (5, 3) von fama et rumores. „Gerücht und Ruf", sagt er, „bezeichnet die eine Partei als das übereinstimmende Urteil der Bürgerschaft und gleichsam als ein öffentliches Zeugnis (publicum testimonium), die andere als ein Gerede, das ohne irgendwelchen Gewährsmann in Umlauf gekommen sei, das der Bosheit seine Entstehung verdanke, der Leichtgläubigkeit sein Wachstum, als etwas, das auch den Unschuldigsten treffen könne durch den bösen Willen der Gegner, welche falsches verbreiten." Ganz richtig gesehene Merkmale vom Wesen der öffentlichen Meinung vermischen sich in dieser Schilderung mit Beobachtungen, die darauf hindeuten, daß aus Quintilian einzig und allein der Advokat redet. Gerücht und Ruf sind ihm bloß Beweismittel, die er auf ihren Wert hin abwägt. Da sie aber in gewissem Sinne zugleich Bestandteile der öffentlichen Meinung sind, berühren sie sich in ihren Kennzeichen. Immer sind es nur einzelne Eigenschaften, einzelne Erscheinungsformen, die den Alten zum Bewußtsein kamen.

Trägt nicht die Ossa der Griechen deutliche Züge der öffentlichen Meinung? Als Botin des Zeus erscheint sie in der Volksversammlung der Achäer (Ilias 2, 93), eilt nach dem Freiermord durch die Stadt, um das verhängnisvolle Ende der Uebermütigen zu verkünden (Od.

24, 413). Ihrer Gestalt bemächtigte sich dann die römische Dichtkunst [1]). Nach Vergil (Aen. 4, 173 ff.) ist die Fama ein Ungeheuer, schneller als irgend ein anderes. Schnelligkeit ist ihr Element und sie gewinnt neue Kräfte im Laufe. Feige, klein im Entstehen, hebt sie sich bald in die Lüfte empor und sie schreitet einher auf dem Erdboden und birgt zugleich ihr Haupt in den Wolken. Nachts, ohne Schlummer, fliegt sie zischend dahin zwischen Himmel und Erde. Bei Tage aber thront Fama spähend auf dem Giebel des Daches oder auf hohen Türmen, ein Schrecken volkreicher Städte, ebenso auf Lug und Trug erpicht wie Wahres verkündend. Ungleich phantastischer schmückt Ovid in den Metamorphosen (12, 39—63) ihr Bild aus. Er läßt sie auf einer hohen Burg mitten im Weltenraume, zwischen Himmel und Meer und Erde hausen. Ihr Palast hat tausend Oeffnungen, die Tag und Nacht unverschlossen bleiben. Er ist aus gut tönendem Erz, summt und hallt wider, das Gehörte verdoppelnd. Keine Ruhe ist darinnen, kein Schweigen, doch ist es auch kein Schreien, sondern leises Gemurmel wie fernes Rauschen des Meeres oder verhallender Donner. Ein lustiges Volk geht bei ihr aus und ein, tausende erlogener Gerüchte, mit Wahrem gemischt, und es wohnen in den Vorhöfen ihres Palastes die Leichtgläubigkeit, der übereilte Irrtum, die grundlose Freude, die aufgescheuchten Befürchtungen, der plötzliche Aufruhr, die Flüsterstimmen unbestimmter Herkunft, sie selber aber, die Fama, sieht alles, was sich im Himmel, im Meer und auf Erden abspielt und sie forscht über den ganzen Weltenraum hin.

Entkleidet man diese Sprache ihres dichterischen Zierats, so bleibt doch eine Fülle treffender Bemerkungen zurück. Vieles von dem Gesagten gilt auch von der öffentlichen Meinung. Sie wird als etwas Heimliches empfunden, das wohl über die Erde hinschreitet, dessen Herkunft aber unseren Blicken verborgen ist. Sie ist der „Schrecken volkreicher Städte". Sie hat also besonders dort Gewalt, wo Menschen eng an Menschen wohnen. Ihr lawinenartiges Anwachsen, ihr Zusammenhang mit unerwarteten Volksbewegungen, das alles ist darin angedeutet, zum Teil sogar recht glücklich ausgemalt.

Aber die öffentliche Meinung umschließt nicht nur jenes Hin und Her schwankender Stimmungen, wie sie das Parteiwesen hervorbringt, auch nicht bloß die aus dunklen Quellen hervorsprudelnden Gerüchte, die aus dem losen Spiel der Neugier und Einbildungskraft erwachsen, sie legt sich fest auch in Sitte und Gebrauch, in Uebung und Gesetz.

[1]) Vgl. Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klass. Altertumswissenschaft 12, 1977 ff.

Die Griechen hatten dafür das Wort νόμος. Ein Mann wie Pindar, dem das Ruhm-Verkünden Lebensaufgabe war, mochte wohl über diese Fragen nachzudenken mehr als einmal Gelegenheit gehabt haben. Von ihm rührt die Behauptung her: νόμος, ὁ πάντων βασιλεὺς θνατῶν τε καὶ ἀθανάτων ἄγει δικαιῶν τὸ βιαιότατον ὑπερτάτᾳ χειρί.

Weniger in bestimmten Begriffserklärungen als in treffenden Beobachtungen über das Denken, Urteilen und Handeln der Masse, oder, besser gesagt, des einzelnen in der Masse, tut Polybios seine tiefe Kenntnis psychologischer Tatsachen kund. Er hat für die öffentliche Meinung keine neue Definition gefunden, indem er aber die Eigentümlichkeiten im Wesen der Menge, in ihrem politischen und sittlichen Verhalten auf seelische Triebfedern zurückführt, bedeutet sein Geschichtswerk in gewissem Sinne auch hierin einen Fortschritt. Aus seinen Schilderungen der Masse im Staate, im Heere, bei den Wettkämpfen leuchtet, wenn auch unausgesprochen, die Besonderheit der öffentlichen Meinung hervor [1]).

Es bedürfte noch eingehenderer Nachforschungen, um diesen Fragen auf den Grund zu kommen. Hier können nur Hinweise und Andeutungen gegeben werden. Aber selbst diese bescheidenen Beiträge machen es offenbar, daß das Altertum, soweit es auch von einem theoretischen Begreifen massenpsychologischer Erscheinungen entfernt war, in deren praktischen Erkenntnis den folgenden Zeiten nicht weit nachstand. Jahrhundertelang hat man zu dem gesammelten Wissen kaum etwas Neues hinzugetragen. Das Mittelalter tat hierin, wie es scheint, keinen Schritt nach vorwärts, doch dürften wir ihm die uns heute mundgerechte Form des Wortes „Volksstimme, Gottesstimme" zu verdanken haben.

Vox populi, vox dei läßt sich zuerst bei Alkuin nachweisen [2]). Sicherlich hat nicht er es geprägt, sicherlich war es schon lange vor ihm in Umlauf, aber durch ihn wurde es uns überliefert. In einem etwas lehrhaft gehaltenen Schreiben an Karl den Großen liest man unter anderen Ratschlägen auch folgenden: „Man muß das Volk nach dem göttlichen Gebote lenken, nicht aber ihm folgen. Man darf nicht auf jene hören, die da sagen: ‚Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme', denn der Ungestüm der Masse kommt stets dem Wahnsinn nahe." Ich möchte nicht behaupten, daß hier einem unumschränkten Absolutismus das Wort geredet wird [3]), fast möchte es mir scheinen, als ob auf be-

[1]) Karl Wunderer, Die psychologischen Anschauungen des Historikers Polybios. Programm des hum. Gymn. Erlangen 1905.

[2]) M. G. Epp. 4, 199.

[3]) Wie A. Werminghoff, Die Fürstenspiegel der Karolinger Zeit. Hist. Zeitschr. 89 (1902), 195 meint.

stimmte Vorfälle angespielt würde. An Auflehnung und Empörung mangelte es in dem schwer gebändigten Reiche Karls nicht, wer da also Sinn für die Dynamik des politischen Lebens hatte, dem mochte es nicht schwer fallen, einigermaßen in die Natur von Volksströmungen und Volkserhebungen einen Blick zu tun. Auch späterhin war das Mittelalter nicht arm an Gelegenheiten, Massenerscheinungen aus nächster Nähe kennen zu lernen, um so ungelenker blieb es aber in seiner politischen Terminologie [1]). Es kann kein Zufall sein, daß die Sprache unserer modernen Staatskunst ungleich mehr Ausdrücke dem antiken Wortschatze entlehnt hat als dem des Mittelalters [2]). Wenn das im allgemeinen gilt, um wie viel mehr noch für die öffentliche Meinung im besonderen. Die ‚volkreichen Städte', von denen Vergil einst sang, sie sind nicht nur die Heimat plötzlicher Volksbewegungen, auf ihrem engumgrenzten Boden spielen sich die Bilder des Aufruhrs und des Jubels, alle die Wallungen einer großen Menge viel deutlicher und eindringlicher ab, als wenn die werbenden Ideen einer Zeit erst langsam von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf getragen werden mußten. Wo gab es aber im frühen Mittelalter, namentlich in Deutschland, solche Resonanzböden der Volksstimme, wo gab es die Möglichkeiten einer raschen Verbreitung? Wenn es dem Dichter scheint, daß der Leumund — der hier der lateinischen Fama entspricht — auf Erden schneller als alle Vögel geworden ist und so recht wie der Staub der Windsbraut über Feld stieben kann [3]), so liegt darin mehr ein Ahnen als ein Erkennen.

Vielleicht wird man es sonderbar finden, daß bisher hier von Gerücht, von Ruf und Leumund die Rede war, daß aber das Wort „Meinung" so gut wie völlig aus dem Spiel gelassen wurde. Vielleicht werden das die späteren Ausführungen zu erklären vermögen. Zunächst sei nur erwähnt, daß der Begriff „öffentliche Meinung" weit umfangreicher, vielgestaltiger und schillernder ist, als daß die wortwörtliche Auffassung zur Grundlage seiner Erklärung genommen werden könnte.

Im Mittelalter stand der Begriff opinio in keinem hohen Ansehen [4]).

---

[1]) Daß Ausdrücke wie ‚fama . . replevit urbem', ‚disseminatis . . rumoribus divulgat', ‚fama vulgaverat' u. ä. zwar bei mittelalterlichen Schriftstellern vorkommen, aber antiken Schriftstellen entlehnt sind, zeigt z. B. der Index locutionum, den Holder-Egger als Anhang zu Lamperti Monachi Hersfeldensis opera (M. G. SS in usum schol.) beigegeben hat.

[2]) Vgl. E. von Moeller, Die Entstehung des Dogmas vom Ursprung des Rechts aus dem Volksgeist. Mitt. des Inst. 30 (1909) S. 17.

[3]) Zitiert Grimm, Deutsches Wörterb. 6, 838 f.

[4]) Doch gibt es hievon bemerkenswerte Ausnahmen. In jenem Schreiben vom Mai 778, worin Hadrian I. Karl den Großen für die Erneuerung der kon-

Thomas von Aquin definiert ihn als einen Akt der Intelligenz, der in einen Teil des Widerspruches hineingezogen wird mit der Furcht, das andere möchte wahr sein[1]).

> Indem's geschieht, daß übereilte Meinung (l'opinione corrente)
> Gar oft sich neiget nach der falschen Seite
> Und dann die Leidenschaft den Geist bestricket . . .
> Dante Div. Comm. Parad. 13. 118 ff.

In einer Welt, die zwischen der geoffenbarten Wahrheit und dem sündhaften Irrtum keinen Mittelweg kannte, hatte die auf subjektiven Erfahrungen und Gründen ruhende Meinung keinen rechten Platz. Sie mußte als gefährlich, ja verdächtig gelten. Ihr philosophischer Bedeutungsinhalt bewegte sich in jener Richtung, wo Zweifelsucht und Ketzertum beginnen. Sie konnte in Glaubensstreitigkeiten eine Rolle spielen, für die Entwicklung zum Begriffe der öffentlichen Meinung hatte dieses Wort aber zunächst nicht den Beruf[2]).

Während die Sprache der Theologen sich ausbildete und verfeinerte, sich allen Spitzfindigkeiten einer grübelnden Problemsucherei anpaßte, entwickelte sich die theoretische Staatskunst nicht in gleichem Maße. Es ist kein Wunder, daß es die Stadtstaaten Italiens waren, wo man sich zuerst wissenschaftlich mit den Aufgaben der Politik befaßte. Freilich hatten auch sie einen langen und reichen Entwicklungsgang zurückzulegen, ehe ihnen der Pfadfinder moderner Erkenntnis vom Wesen und den Aufgaben der Staatenlenkung erstand: Niccolò Machiavelli.

Die Scholastik ist in ihm so gut wie überwunden. Der Staat, der mit dem Begriffe Stadt bei ihm zusammenfällt, ist ihm das Ergebnis natürlicher Verhältnisse. Wo es sich nicht um Kolonien handelt, ist es das Schutzbedürfnis der einzelnen verstreut wohnenden Landbewohner, die sich an einem Orte zusammenscharen, der sich leicht verteidigen läßt. Von einem göttlichen, übersinnlichen Ursprung des Staates ist nirgends die Rede. Wer also mit so kühl durchdringendem Verstande, von metaphysischer Betrachtungsweise unbeschwert, die Dinge beobachtete, dem

---

stantinischen Schenkung zu gewinnen sucht, stellt er ihm für diese Tat hohes Lob in Aussicht: et tunc vobis in caelestibus arcibus adscribitur merces et bona opinio in universo mundo. Mon. Germ. Epp 1, 587.

[1]) Summa Theol. I 79, 9 ad 4: „Opinio enim significat actum intellectus, qui fertur in unam partem contradictionis cum formidine alterius."

[2]) Deshalb scheint es mir nicht ganz richtig, wenn sich Lothar Bucher, Politische Kunstausdrücke in Deutscher Revue 12 II (1887) S. 75 ff. allzusehr an das Wort opinio klammert. Seine sonst so glänzenden Ausführungen leiden gerade dadurch eine gewisse Einbuße.

konnte es nicht entgehen, welche Macht die Stimme der Vielen in der Masse auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens gewinnt. Wie sich allerdings seine staatsrechtliche Terminologie noch zu keinen festen Begriffen durchgerungen hat, wie sie zwischen Monarchie und Absolutismus noch nicht scharf zu unterscheiden weiß, so kämpfen um so mehr seine psychologischen Erfahrungen um eine unzweideutige Ausdrucksform.

Das Verhältnis der Masse zu dem Einzelnen, namentlich zum Fürsten, hat er mehrfach behandelt, aber er ist dabei mehr zu praktischen als zu wissenschaftlichen Ergebnissen gelangt. Quale fama, o voce, o opinione fa che il popolo comincia a favorire un cittadino, e se ei distribuisce i magistrati con maggior prudenza che un principe lautet ein Kapitel seiner Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio (III, 34). Man würde heute vielleicht sagen: „Wie muß sich ein Bürger zur öffentlichen Meinung verhalten, damit das Volk ihn zu begünstigen anfängt usw.? Machiavelli zerlegt das, was für uns heute ein einziger Begriff ist, in deren drei, in Ruf, Stimme und Meinung. — Im selben Kapitel erklärt er, daß das Volk bei der Verteilung der Aemter sich an das hält, was die öffentliche Stimme und der Ruf (per publica voce e fama) von einem sagen, sofern es ihn nicht durch bekannte Taten kennt, oder durch Vermutung (presunzione) oder durch die Meinung, die sie von ihm hat.

Wie umständlich er sich doch ausdrücken mußte! Aber damit ist seine Terminologie noch nicht erschöpft. Dort, wo er von den Verschwörungen handelt, kommt er auch auf die Gesinnungsschwankungen zu reden, die sich im Volke gegenüber seinem Fürsten geltend machen können (Liv. 3, 6). Er gebraucht dabei das Wort: mala disposizione universale. Allgemeine üble Stimmung! Die Summe all der kleinen Ergebnisse, Erfahrungen, Beschwerden, die sich kaum bemerkbar von Bürger zu Bürger mitteilen und schließlich den Boden vorbereiten, auf dem Wutausbrüche des Volkes, staatliche Umwälzungen, Aufstände, Empörungen entstehen, das alles faßt er in diesem Worte zusammen. Aber die Stufenleiter seiner massenpsychologischen Beobachtungen reicht noch höher hinan. Den Grundsatz, daß die Menge weiser sei als die Fürsten, sucht er mit dem Hinweise auf das Sprichwort von der Stimme des Volkes zu rechtfertigen, die ja Stimme Gottes genannt werde. Man sehe, wie eine allgemeine Meinung so wunderbar Ereignisse vorhersage, daß es den Anschein hat, als ob sie durch eine verborgene Kraft Gutes und Uebles vorausseh en könnte[1]).

[1]) Et non senza cagione si assomiglia la voce d'un popolo a quella di dio; perche si vede una opinione universale fare effetti maravigliosi ne'

Der kühle, nüchterne Machiavelli, dem weder Papsttum noch Christentum heilig ist, der die Notwendigkeit einer Staatsreligion nur mit Nützlichkeitsgründen zu verteidigen weiß, derselbe Machiavelli wird plötzlich wundergläubig, da er auf die opinione universale zu sprechen kommt. Wie keiner vor ihm hat er das Geheimnisvolle im Wesen der Volksstimme erkannt. Faßt man die einzelnen Züge zusammen, die er von ihr an verschiedenen Stellen seiner Werke zeichnet, so enthüllt sich uns ein Bild, dem es nicht an feinen Schattierungen gebricht. Der zarte Unterton des Ganzen ist die Gesinnungsrichtung eines Volkes. Mögen sich auch die Farben der öffentlichen Stimme kräftig davon abheben, immer bleibt die Disposition des allgemeinen Willens das Richtunggebende. Machiavelli war nahe daran, den Begriff der öffentlichen Meinung zu entdecken[1]). Daß er statt pubblica voce niemals den Ausdruck pubblica opinione gebraucht hat, ist ein bloßer Zufall und besagt eigentlich wenig, wie ja überhaupt das Wort „öffentliche Meinung" nur durch die geschichtlichen Umstände, unter denen es laut geworden ist, nicht durch seinen eigentlichen Vorstellungsinhalt zu solcher Bedeutung gediehen ist.

Die Erforschung der politischen Wirksamkeit seelischer Massenvorgänge innerhalb eines Volkes hat in Machiavelli für Jahrhunderte ihren Höhepunkt erreicht. Was die Literatur der Folgezeit in dieser Hinsicht hervorbrachte, bedeutet eher einen Rückschritt als einen Gewinn[2]). Nicht nur daß sich nirgends ein neuer Gesichtspunkt zeigt, werden die alten Erfahrungen meist mit persönlichen und moralischen Fragen verquickt. Michel de Montaigne ist das Wort opinions publiques — er setzt dafür auch opinions vulgueres — ganz geläufig[3]), aber von dessen Bedeutung hat er nur eine geringe Ahnung, auch bringt er die öffentliche Meinung einzig und allein mit der Lebensführung des Einzelnen in Beziehung. Zum Schluß läuft das Ganze auf eine mit klassischen Sentenzen verbrämte Spötterei hinaus.

Ungleich tiefer dringt Pascal. Freilich ist auch er kein politischer Kopf. Seine Pensées kennzeichnen so recht seinen Entwicklungsgang. Von den exakten Wissenschaften und ihren Beweisarten kommend, ge-

---

pronostichi suoi, tal che pare che per occulta virtù e' prevegga il suo male et il suo bene (Liv. 1, 58).

[1]) L. Bucher a. a. O. S. 77 meint: „Dieser Bahnbrecher war nahe daran, den Ausdruck opinione pubblica zu finden."

[2]) Freilich muß zugegeben werden, daß es an einer systematischen Durchsicht der Literatur gerade in diesen Fragen fehlt.

[3]) Les Essais, publ. par F. Strowski. Bordeaux 1909 2 S. 397 u. 411.

langt er zur religiösen Betrachtung der Dinge. Unter solchen Umständen findet er natürlich wenig Gelegenheit, den Erscheinungen des staatlichen Lebens eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber in seiner Philosophie ruhen doch auch hiefür wichtige Erkenntniskeime. Er erkennt die Unfehlbarkeit des Papstes nicht an, daß sie — die Unfehlbarkeit — aber in der Vielheit ist, erscheint ebenso natürlich, als daß das Walten Gottes verborgen ist in der Natur wie in allen seinen Werken [1]). Er kommt damit der Ansicht des Aristoteles nahe, der es für denkbar hält, daß „die vielen, von denen jeder einzelne kein sittlich vollkommener Mann ist, dennoch, wenn sie zusammentreten, besser als jene wenigen Besten sind, zwar nicht jeder für sich, aber wohl insgesamt genommen."

Pascal ist jedoch weit davon entfernt, die Meinung der Menschen als unfehlbar zu bezeichnen. Im Gegenteil, sie ist auch ihm eine Feindin der Vernunft, die im Menschen eine zweite Natur geschaffen hat, aber er erkennt, wenn auch nur mit Verdruß, deren Vorzüge an. Sie vermag ihre Anhänger mit einer ganz anderen, viel größeren Befriedigung zu erfüllen als die Vernunft. Sie überhäuft den einen mit Ruhm, den andern mit Schande. Wer verteilt den guten Ruf? Wer verleiht den Personen Achtung und Verehrung, wenn nicht die Meinung? Sind nicht alle Reichtümer der Erde ungenügend ohne ihren Beifall? L'imagination dispose de tout. Elle fait la beauté, la justice et le bonheur, qui est le tout du monde. Je voudrais de bon cœur voir le livre Italien, dont je ne connois que le titre, qui vaut lui seul bien des livres Della opinione regina del mundo. J'y soucris sans le connoître, sauf le mal, s'il y en a [2]). Widerwillig singt er der „Meinung" ein hohes Lied und befreit sich damit ganz sachte von dem scholastischen Vorurteil, das diesem Worte angehaftet hatte, oder war doch einer derjenigen, die zu dessen Ueberwindung beigetragen haben. Schon in seiner Behandlung einiger opinions du peuple schlägt er die Brücke zu modernen Anschauungen. „Die Herrschaft", heißt es dort (Art. 5, 5), „die auf die Meinung und Einbildung gegründet ist, regiert einige Zeit und diese Herrschaft ist milde und wird willig ertragen: Die der Gewalt herrscht immer. So ist die Meinung wie die Königin der Welt, die Gewalt aber ist der Tyrann [3]). Man würde Pascal mißverstehen, wollte man aus diesen Worten einzig den politischen Sinn heraushören, aber man wird zugeben müssen, daß ein solcher nicht allzu ferne liegt. Die Zeitereignisse haben in ihm keinen Weltabgewandten gefunden, die Vor-

[1]) Pensées de Pascal, p. par E. Havet. 2 S. 122.
[2]) Ebda. 1. S. 34.
[3]) Vgl. hiezu ebda. Art. 15, 110.

gänge in England waren auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben. Das kleine Sandkorn in der Harnröhre Cromwells betrachtet er als Gottes Schickung, die der Christenheit den Frieden gebracht hat. Sollten die Erfahrungen der englischen Staatsumwälzungen nicht auch sein religiöses Denken beeinflußt haben?

Ein Beweis für den Einfluß der englischen Revolution auf die Auffassung des Kontinents von der öffentlichen Meinung läßt sich einstweilen nicht erbringen. Man wird es aber jedenfalls als interessante Tatsache hinnehmen müssen, daß im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts bald bewundernd, bald abwehrend die Herrschaft der „Meinung" gepredigt wird. La Fontaine gesteht c'est l'opinion qui fait toujours la vogue [1]), eine deutsche Sprichwörtersammlung aus dem Jahre 1630 verzeichnet den Spruch: „Die gemeine Meinung ist Meister" [2]) und ein Niederländer derselben Zeit behauptet, „de herrschappy van de opinie is zoo groot en machtigh, dat zy alles in de weereld regiert, en de hooghste wet stelt" [2]). Es ist nicht leicht, ohne in luftige Kombinationen zu verfallen, derlei Aeußerungen mit den Zeitereignissen in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. Vielleicht haben auch gewisse demokratische Grundsätze mitgewirkt, wie sie mit der Einführung der Reformation an verschiedenen Orten Eingang gefunden haben, wo man sich auf den Willen des Volkes, also der Massen stützte, wo deren Kundgebungen als Rechtsgrund angeführt wurden.

Trotzdem lenkt sich unser Blick unwillkürlich auf England und englische Verhältnisse. Es mag ja ein bloßer Zufall sein, wenn aber William von Malmesbury im zwölften Jahrhundert von einem Bischof des zehnten Jahrhunderts erzählt, er habe, um auf den Stuhl von Canterbury zu gelangen, vom König und allen Bischöfen gedrängt, sich endlich erweichen lassen, das Mönchskleid anzuziehen und diesen Entschluß da-

[1]) La Fontaine, Oeuvres, publ. par H. Regnier (Les Grands Écrivains) 2 S. 178 (XVII 15)

C'est souvent du hasard que naît l'opinion,
Et c'est l'opinion qui fait toujours la vogue.

Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1678. Man vergleiche hiezu die Fabel Démocrite et les Abdéritains, wo es heißt

Le récit précédent suffit.
Pour montrer que le peuple est juge recusable.
En quel sens est donc véritable
Ce que j'aî lu dans certain lieu,
Que sa voix est la voix de Dieu? VIII 26.

[2]) J. de Brune, Bankket-werk van de goede gedagten 2. deel Middelburg 1661 1. 264, zitiert nach W. L. De Vreese, Woordenboeck der Nederlandsche Tal 11 s. v. opinie.

mit begründet, daß er an das Sprichwort gedacht habe vox populi vox Dei, so ist man versucht, darin mehr als ein gleichgültiges Zitat zu erblicken [1]). Alkuin hat dieses Wortes voll Abscheu gedacht, der englische Mönch gebraucht es als vollwichtiges Zeugnis. Gerade die Harmlosigkeit, mit der er es verwendet, ist bezeichnend für seine Anschauungen und vielleicht noch mehr für die Anschauungen seines Landes.

Noch deutlicher fällt in dieser Sache der Unterschied zwischen England und dem Kontinent in die Augen, klopft man bei Shakespeare an. Von Machiavelli abgesehen, hat so früh kaum einer das Wort Meinung (opinion) im Sinne von Ueberredung, Ansehen, Kredit gebraucht, wenige auch so die Wirksamkeit und Macht hervorgehoben. Heinrich IV. (A III, 2, 43 ff.) mahnt seinen Sohn vor dem Umgang mit Falstaff und weist auf seine eigene Jugend. Hätte er sich ebenso gemein gemacht,

„So wär die Meinung, die zum Thron mir half,
Stets dem Besitze untertan geblieben
Und hätte mich in dunkelm Bann gelassen
Als einen, der nichts gilt und nichts verspricht."

Und in demselben Drama (B. V., 2, 128) spricht der inzwischen König gewordene Prinz, Heinrich V., von der „faulen Meinung", die ihn „niederschrieb" nach seinem Ansehen, nachdem ihm sein Vater schon zugestanden hatte (A. V. 2, 28)

Du hast gelöset die verlorne Meinung.

Fast noch eindrucksvoller ist es, wenn der Herzog zu Othello (I, 3, 225) sagt: „Die Festigkeit des Platzes ist Euch am besten bekannt und, obgleich wir dort einen Stellvertreter von völlig anerkannter Tüchtigkeit haben, so gibt doch die Meinung, die unbeschränkte Herrscherin des Erfolgs, Euch eine sichere Stimme." Opinion a sovereign mistress of success! Wie deutlich hebt sich diese im öffentlichen Leben wirkende Anschauungsmacht von der rein persönlichen Ansicht des Einzelnen ab

Wenn ich für meine Meinung blute,
So wird die Meinung auch den Schaden heilen

sagt Vernon.

Man wird den Eindruck nicht los, wenn man auch nicht gerade stets schlüssige Beweise vorbringen kann, daß die wilden Parteikämpfe und schließlich die gewaltigen Umwälzungen, die durch Jahrhunderte hindurch das englische Staatsleben zerwühlt und zerrissen haben, der politischen Bildung reiche Anregung geboten haben. Eine Frucht dieser Bildung war auch der Einblick in das geistige Triebwerk historischen

[1]) Willelmi Malmesbirensis, De Gestis Pontificum Anglorum . . ed. by N. E. S. A. Hamilton Rerum Brit. SS 52, S. 22.

Geschehens. Für diese Kenntnis zeugen namentlich die Schriften von Sir William Temple.

Von der Ueberschätzung dieses Mannes als Diplomaten ist man allmählich zurückgekommen und nun bei ziemlicher Geringwertung seiner Fähigkeiten angelangt[1]). Offenbar hat dieser Umsturz in der Beurteilung Temples als praktischen Politikers auch auf Würdigung seiner einst viel gelesenen Schriften ungünstig eingewirkt. Wen man der Leichtgläubigkeit und Eitelkeit, ja kindischer Naivität zeiht, den wird man nicht gern in wichtigen Fragen zu Rate ziehen. Freilich handelt es sich dort um ein tätiges Handeln in einem an Winkelzügen und Ränken überreichen diplomatischen Unternehmen, während seine Essays das Ergebnis stillen Durcharbeitens staatlicher Probleme bilden. Es mag übertrieben sein, wenn man ihm unter den originalen Denkern der Welt einen hohen Rang zuteilt[2]), aber es ist doch nichts Geringes, daß jene Werke, deren Abfassung in die Zeit zwischen Hobbes und Locke fällt, in den Arbeiten der größeren und umfassenderen Staatslehrer nicht untergegangen sind, vielmehr auch Eigenes zu geben imstande waren. Soweit ich sehe, hat kaum einer vor ihm so klar, folgerichtig und eindringlich den seelischen Inhalt der sozialen Kräfte aufgedeckt.

In seinem Essay upon the Original and Nature of Government (1672)[3]), wo er zunächst dem Einflusse des Klimas auf die Gestaltung staatlicher Einrichtungen nachforscht, erkennt er nur zwei Hauptarten von Regierungen an. Die eine richtet sich nach dem eigenmächtigen Befehl und dem Willen einer einzelnen Person, die andere wird nach bestimmten Ordnungen und Gesetzen geregelt und zwar so, daß diese durch allgemeine Zustimmung oder Gewohnheit eingeführt sind und nicht ohne die Einwilligung vieler geändert werden kann. Nach einigen recht glücklichen Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen natürlichen und Kulturbedingungen und den Regierungsformen kommt er zu dem Schlusse, daß jede Herrschaft eine Schranke für die Freiheit ist. Wenn einer also für seine Freiheit zu kämpfen scheint, kämpft er in Wirklichkeit nur für einen Wechsel der Regierung. Im anderen Falle, wo eine große Menge Gut und Leben dem Willen eines

[1]) Karl Hirschberg, William Temples Anteil an der Gründung der Trippelallianz. Diss. Rostock 1875. Noch geringer schätzt Ephraim Emerton, Sir William Temple und die Tripleallianz vom Jahre 1668. Diss. Berlin 1877 die Bedeutung Temples ein. Dort auch weitere Literatur.

[2]) So Frank J. Herriott, Sir Wm Temple on the Origin and Natur of Government. Diss. John Hopkins Univ. (1894).

[3]) Ich zitiere nach der von H. Swift besorgten Ausgabe The Works of Sir William Temple. London 1731. 2 Bde.

einzelnen unbedingt anvertraut, geschieht dies auch nur unter dem Zwange der Gewohnheit oder der Wohlmeinung (Opinion), der wahren Grundlage aller Regierung, und das ist es, was die Macht der Autorität unterwirft[1]). Und er wiederholt: Authority arises from the Opinion of Wisdom, Goodness, and Valour in the Persons who possess it.

Aber auch in den weiteren Ausführungen baut er auf der Opinion sein ganzes politisches System auf. Wo er von Aenderungen in der Regierungsform spricht, führt er diese nicht auf die Gewalttaten einzelner zurück oder auf sonstige äußere Einwirkungen. Im Gegenteil. Nach ihm kann kein Mensch und keine Partei den Wandel einer Regierung herbeiführen, er hätte denn die neue Autorität gewonnen, diese Schritt für Schritt ausgeforscht und bei jedem Schritte die alte entkräftet, indem er den Anschein und Eindruck erweckt, daß jene die entgegengesetzten Eigenschaften besitze von denen, deren sie sich früher erfreute. This induces a general Change of Opinion concerning the Person or Party like to be obeyed or followed by the greatest or strongest part of the People: According to which, the Power or Weakness of each is to be measured. Und zusammenfassend fährt er fort: So as in effect all Government may be esteemed to grow strong or weak, as the general Opinion of these Qualities in those that govern is seen to lessen or increase[2]). Die allgemeine — öffentliche — Meinung, die über eine Regierung herrscht, ist also der Maßstab für die Stärke oder Schwäche dieser Regierung. Entfremdet sie sich der Sympathien, büßt sie die „Opinions", das Ansehen bei der öffentlichen Meinung ein und kreuzt sie die Interessen ihres Volkes, so verliert sie an Boden[3]).

Da er die Herrschaft mit einem Bau vergleicht, so sucht er in den Lehren der Architektur nach. Dort findet er, daß von allen Gebilden das festeste und widerstandsfähigste die Pyramide ist. Und den Vergleich weiter verfolgend, sieht er in der Zustimmung des Volkes oder doch des größten oder mächtigsten Teiles davon die Basis, auf der alle Herrschaft ruht. Diese Zustimmung entspringt entweder Reflexionen über die Vergangenheit oder der Achtung vor der Autorität, unter der man selbst und die Vorfahren viele Menschenalter hindurch geboren und erzogen worden ist, oder dem Bewußtsein, wie bald man sich gegen-

---

[1]) 1. S. 97: Nor can it be in the other Case, that when vast Numbers of Men submit their Lives and Fortunes absolutely to the Will of one, it should be want of Heart, but must be Force of Custom, or Opinion, the true Ground and Foundation of all Government, and that which subjects Power to Authority.

[2]) 1. S. 98 f. [3]) Ebda. S. 105.

wärtig des Friedens, der Wohlhabenheit und Sicherheit erfreut, oder den Meinungen von der Zukunft, aus Furcht vor der gegenwärtigen Regierung oder aus Hoffnung auf eine andere.

Wenn er es also auch noch nicht ausdrücken kann, so ist doch der Sinn seiner Ausführungen, daß die Grundlage jedes Staates die öffentliche Meinung ist. Nun wäre es freilich verfehlt, in Temple ihren blinden Verehrer zu suchen. In seiner erst nach seinem Tod veröffentlichten Schrift Of Popular Discontents spricht er auch von den Schwierigkeiten, denen ein Fürst bei der Auswahl seiner Beamten begegnet. Dort bekennt er, daß nichts so leicht getäuscht und gemeinhin im Irrtum ist als vulgar Opinion [1]).

Vielleicht genügen bereits diese kurzen Hinweise, um die geistige Anschauungswelt Temples zu kennzeichnen, soweit sie wenigstens auf die Erkenntnis Bezug hat, daß alles staatliche und politische Walten mit dem Urteilen, Fühlen und Meinen des Volkes eng zusammenhängt. Es wäre verlockend, auf Grund seiner verschiedenen Schriften die Stellung festzustellen, die dieses Mannes Wirken in der staatswissenschaftlichen Literatur überhaupt einnimmt, doch ist hier nicht der Raum hiezu [2]).

Die Geschichte der Volkswirtschaftslehre hat Temple als den eingezeichnet, der als einer der ersten die fundamentale Bedeutung der Arbeit im Organismus der Volkswirtschaft erkannt, das Wesen der Konsumtion und des Luxus richtig erfaßt, die Sparsamkeit als einen Hebel nationaler Bereicherung gewürdigt hat [3]). Vielleicht reiht die Geschichte der Staatswissenschaft ihn unter jene ein, die als die ersten den psychologischen Untergrund der menschlichen Gesellschaft aufgezeigt und auf die wichtige Rolle hingewiesen haben, die den subjektiven Beziehungen des einzelnen zur Gesamtheit im Aufbau des Staates zukommt.

Ludwig XV. konnte noch 1770 von sich behaupten: „Wir besitzen unsere Krone nur von Gott: Das Recht Gesetze zu geben . . . kommt uns allein zu ohne Abhängigkeit und ohne Teilung" [4]). Ein wie an-

[1]) Temple 1. S. 259.

[2]) Die Arbeit von F. J. Herriot (s. o.) genügt nicht allen Ansprüchen.

[3]) „Temple ist nämlich einer der ersten, der die fundamentale Bedeutung der Arbeit im Organismus der Volkswirtschaft erkannt, das Wesen der Konsumtion und des Luxus richtig aufgefaßt, die Sparsamkeit als einen Hebel nationaler Bereicherung gewürdigt, zugleich aber auch eine Reihe von Bemerkungen in seinen Schriften niedergelegt hat, die zu den schönsten Perlen der politischen und sozialen Psychologie gezählt werden dürfen." Jul. Kautz, Theorie und Geschichte der National-Oekonomik, 2. Teil (Die geschichtliche Entwickelung der National-Oekonomik) S. 281.

[4]) Henri Rodet, Le Contrat social et les Idées politiques de J. J. Rousseau. Paris 1909 S. 20.

ders gearteter Geist atmet uns aus Temples Essays entgegen! Nirgends Starrheit, nirgends Dogmatisierung bestimmter Einrichtungen oder Verfassungsarten. Jede besteht zu Recht, solange ihre Basis, die Zustimmung des Volkes oder seiner einflußreichsten Mehrheit, in Geltung ist. Seine Lehre wurzelt offenbar ganz in den englischen Verhältnissen und dies so sehr, daß die Uebersetzungen ins Französische, die alsbald erschienen waren, der Ausdrucksweise des Originals nicht immer gerecht werden konnten.

Der Begriff öffentliche Meinung wird von Temple an keiner Stelle eigens gedeutet und erklärt, er wird auch nirgends mit diesem Namen angeführt und doch wird ihr Wesen und ihre Wirkungsweise in ganz modernem Sinn überall zu Hilfe genommen, wo bestimmte soziale Erscheinungen erklärt werden sollen. Vom Standpunkte kontinentaler Denkungsart aus betrachtet, eilt seine Erkenntnis den Zeiten Ludwigs XIV. weit voraus.

Auf dem Festlande ist es so recht erst wieder Rousseau, der den Faden des englischen Staatsmannes weiterspinnt. Er macht es den Politikern seiner Zeit geradezu zum Vorwurf, daß sie jener Seite des öffentlichen Lebens keine Aufmerksamkeit schenken. Den drei Gesetzesarten, die er im Contrat social anführt, schließt er noch eine vierte an, „die wichtigste von allen, die man weder in Marmor noch in Erz eingräbt, sondern in die Herzen der Bürger; sie macht die wahre Verfassung des Staates aus, sie gewinnt mit jedem Tage neue Kräfte; sie ist es, die die anderen, wenn sie alt werden und erlöschen, aufs neue belebt oder ersetzt, die ein Volk im Geiste seiner Institution bewahrt und unmerklich die Macht der Gewohnheit durch jene der Autorität ersetzt. Ich spreche von den Sitten, den Gebräuchen, besonders aber von den Meinungen, ein unseren Politikern unbekanntes Gebiet, von dem aber der Erfolg aller anderen abhängt, ein Gebiet, dessen sich der große Gesetzgeber insgeheim bemächtigt, während es scheint, als ob er sich auf Sonderanordnungen beschränkte. Doch diese sind nur der Bogen jener Wölbung, von der die Sitten, zu bescheiden um hervorzuspringen, die Hauptstütze bilden“ [1]).

Die Phantasmagorie seiner Volonté générale bedarf der Sitten, Gebräuche und Meinungen als Sammelbecken, in denen sie die Aeußerungen der Einzelwillen auffängt und in das gemeinsame Bett leitet. Sie sind ihm ein wichtiger Hebel praktischer Politik. Als er seine „Betrachtungen über die Regierung von Polen“ (April 1772) nieder-

[1]) Oeuvres complètes (Paris, Hachette) 3 S. 336.

schreibt, vergißt er nicht zu bemerken: „Quiconque se mêle d'instituer un peuple, doit savoir dominer les opinions et par elles gouverner les passions des hommes“ [1]).

Für Temple war das, was ihn an staatlichen Sein umgab, nur die Voraussetzung für die Schlußfolgerungen, die er zog, Rousseau vertritt die gleichen Gedanken, da er sich aber einem ihm feindlichen System gegenübersieht, gewinnen seine Ideen an Stoßkraft. Temple verhält sich zu dem Genfer Philosophen wie der Gelehrte zum Publizisten. Keiner von beiden hat das Wort „Oeffentliche Meinung“ in den Mund genommen, der Begriff war ihnen aber so geläufig, daß sie mit ihm arbeiten wie mit etwas Selbstverständlichen. Daß Rousseau dem englischen Denker an staatsmännischer Einsicht und praktischem Verständnis weit nachstand, tat der Wirkung seiner Agitation keinen Eintrag. Vielleicht verhalf ihr ihre Phrasenhaftigkeit nur noch zu weiterer Verbreitung.

Diese Lehren stellten deutlich vor Augen, daß ein Volk nicht von außen her regiert werden kann, sofern sich die Art der Herrschaft nicht den Anschauungen, dem ganzen geistigen Aufbau der Untertanen anpaßt. Alle Regierung, soll sie Bestand und Dauer haben, muß aus dem Inneren, aus der seelischen Konstitution des Volkes entspringen. Der „große Gesetzgeber“ konnte nicht frei walten, er konnte nur aus der geistigen Richtung der Nation herausschaffen und wirken. Dies war die Quelle, auf die man zurückgehen mußte, die allen Gesetzen und damit auch allen Regierungen erst Macht und Ansehen lieh.

Die Schriften der Modephilosophen, Flugblätter aller Art, die Zusammenkünfte in den tonangebenden Salons hatten dem Anwachsen dieses Gedankens Raum geschenkt. Es beginnt eine wahre Vergötterung jener unbekannten Kräfte, die man in die Geist- und Denkungsart des Volkes, der Nation hineinversetzte. Immerhin scheint die schriftstellerische Tätigkeit Rousseaus doch nicht in dem Maße dem Publikum zugänglich gewesen zu sein, daß es sich aus dem Contrat social die Scheidemünze für den politischen Alltag geprägt hätte. Die Gedankenrichtung hatte er allerdings gegeben.

Während Voltaire [2]) noch bisweilen gegen Ekel und Furcht an-

[1]) Oeuvres compl. 5 S. 248.

[2]) Vgl. Paul Sakmann, Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. Stuttgart 1910 S. 366 ff. — Im übrigen sind seine Ansichten über die voix publique recht schwankend. Bald nennt er sie eine bête féroce und wirft ihr Undankbarkeit vor. Ein andermal freilich meint er: C'est le public que je prends toujours pour juge: il se trompe quelquefois au théatre et ce n'est que pour un temps;

kämpfen muß, die er vor den Massen empfindet, ist für Rousseau die letzte Instanz in allen Moral- und Staatsfragen „das Volk", beziehungsweise jene geheimnisvolle volonté générale. Ueber die Art ihres Zustandekommens hatte sich ihr Verfechter wohl nie bestimmte Gedanken gemacht.

Nun hätte man die öffentliche Meinung wohl ebensogut opinion générale nennen können, da sie ja als dem „Gesamtwillen" parallel laufend gedacht worden ist. Daß sie so nicht bezeichnet wurde, verdankt sie vielleicht nur einem Zufall, vielleicht auch nur der Aehnlichkeit mit dem auch dem Sinne nach gleichartigen Ausdruck voix publique, der ehedem geradezu synonym mit der jüngeren opinion publique gebraucht ward. Ueberhaupt wurde mit den zunehmenden demokratischen Strebungen public zu einem wahren Modewort, man sprach von esprit, sentiment, rumeur public, von estime und voix publique, überall, ob es paßte oder nicht paßte, griff man auf den Hintergrund einer breiten Oeffentlichkeit zurück [1]).

Die öffentliche Meinung aus der Fülle der damals auftauchenden Schlagwörter herausgehoben, in den Mittelpunkt aller politischen Betrachtung gestellt, zum Leitziele aller volkstümlichen Regierung gemacht zu haben, das war das Werk von Jacques Necker. Er hat sie, wie wir gesehen haben, keineswegs entdeckt, er hat die einmal gewonnene Erkenntnis nicht einmal weitergeführt, aber er hat für sie als populärer Finanzminister Ludwigs XVI. durch die Tat gewirkt und gehandelt. Fast auf jeder Seite seiner zahlreichen Schriften tönt uns offen oder versteckt ein Loblied auf die öffentliche Meinung entgegen [2]). Sie ist, sagt er einmal, stärker und aufgeklärter als das Gesetz. Sie ist eine Gutheißung oder Zensur im Namen des allgemeinen Interesses, sie ist namentlich berufen, über die Männer zu richten, deren Rang, Beruf und deren Werke in der Welt Aufsehen erregen. Sie treibt die

---

mais, dans les affaires qui intéressent la société, il prend toujours le bon parti (an Baron Grimm 13. VI. 1766). Oeuv. compl. 34 S. 309.

[1]) Vgl. Racine (zitiert nach Les Grands Écrivains), De la Réme et de moi que dit la voix publique. (Bérénice) 2 S. 390; Si sa bouche s'accorde avec la voix publique (ebda) 2 S. 380. Si la commune voix ne m'a point abusé (Alexandre) 1 S. 575; [Le peuple] d'une commune voix la prend sous son appui (Britannicus) 2 S. 339. Racine spricht übrigens 4 S. 389 (Abrégé de l'Hist. de Port Royal) bereits von l'esprit du siècle. — Vgl. noch Voltaire (Oeuvres complètes) 44, 6309, 34 S. 309, 28 S. 426 u. a.

[2]) Eine Auslese solcher Bemerkungen aus Neckers Schriften bei Eman. Leser, Neckers zweites Ministerium. Götting. Diss. Mainz 1871 S. 15.

Menschen zu ausgezeichneten Taten an, erhebt sie sogar zu großen Tugenden.

Der Rausch, in den diesen eitlen Mann der Trunk aus dem Becher der Popularität versetzt hatte, die Unkenntnis über die Bedeutung von Volksstimmungen und Volksmeinungen, sind für den Ueberschwang seiner Anschauungen verantwortlich zu machen. Seine Herkunft aus der Börsen- und Bankwelt trugen vermutlich auch das Ihrige dazu bei. Er glaubte wahrscheinlich, daß in der Staatenlenkung die gleichen Reizmittel und psychologischen Kräfte zum Ziele führen wie auf dem Markte. Und es ist bezeichnend, daß seine Tochter, die geistvolle Madame de Staël, es offenbar unter seine Vorzüge rechnete, daß er bei allen seinen Unternehmungen die öffentliche Meinung als Magnetnadel benutzt hat.

Freilich hatte selbst Necker Augenblicke, in denen er an ihrer Zuverlässigkeit und Treue Zweifel hegte. Aber auch dort konnte er sich nur zu ganz schwächlichen Auflehnungen entschließen. In seinem Werk über den Getreidehandel gesteht er zwar, daß man die öffentliche Meinung, wenn sie dem Wohle der Gesellschaft zuwider ist, nicht befestigen und unterstützen dürfe, aber dieser Gemeinplatz ist höchstens durch das Bekenntnis, daß die öffentliche Meinung überhaupt schaden könne, einigermaßen interessant. Als er dann in der unerwünschten Muße zwischen seinem ersten und zweiten Ministerium seiner früheren Tätigkeit gedenkt, muß er einbekennen, daß die öffentliche Meinung, die er trotzdem als „objet chéri de mon ambition“ liebkost, gerade die Finanzverwaltung ungemein erschwert habe[1]).

Für den Erfolg des Schlagworts von der öffentlichen Meinung waren die Taten des Ministers noch bedeutsamer als seine Schriften. Die publizistische Art seiner Regierungsweise, die den Wert jeder Handlung an dem Beifalle abmaß, den sie im Publikum fand, die auf den Ministerstuhl erhobene Eitelkeit und damit die sklavische Abhängigkeit

[1]) Ce genre de contrariété n'étoit pas autrefois compté parmi les difficultés de l'administration; mais depuis que le progrès des lumières a rapproché les hommes qui sont gouvernés de ceux qui gouvernent, les ministres sont devenus les acteurs du théatre du monde dont on s'occupe davantage, et dont on observe le plus sévérement la conduite. Et tandis que l'ancienne indifférence aux objets d'administration laissoit un libre cours aux erreurs de tout genre, l'interêt qu'on y porte anjourd'hui contraint les hommes les plus confians à une sorte de circonspection, salutaire sans doute, mais qui rend toutes les administrations, et celle de finances en particulier, infinement plus difficiles et plus labourieuses. De l'Administr. des Finances (Oeuvres de M. Necker, Lausanne 1786) S. VI.

von ganz unberechenbaren Größen des Tages, daß alles schien eine einzige große Verherrlichung der Phrase zu sein. Die öffentliche Meinung triumphierte.

Das Wort ist nun auch hoffähig geworden. Maria Antoinette gebraucht es, freilich nicht ganz deutlich, in einem Schreiben an ihre Mutter [1]). Bald tritt es auch in amtlichen Veröffentlichungen auf. Der König spricht darin von der öffentlichen Meinung wie von einer Macht, mit der er rechnen muß, die neben ihm herrscht. Der Gedanke Neckers, daß sie die einzige Gewalt sei, die nicht mit dem Thron rivalisiert, da sie die wohltätigen Absichten des Herrschers unterstütze, dieser unglückliche Gedanke hatte offenbar auch von Ludwig XVI. selber Besitz ergriffen. Und verwendet der König auch nicht immer das Wort selbst, so setzt er doch Nachbarbegriffe dafür ein [2]).

Wie diese öffentliche Meinung zustande kommt und welche Rolle sie in der Gegenwart und Vergangenheit spielt und gespielt hat, darüber hatten die Politiker jener Tage kaum Zeit, sich den Kopf zu zerbrechen. Und tat es einer, so ward er kaum gehört.

Je vous prie de remarquer par quels degrés l'esprit même de la multitude s'eclaire dans les contestations politiques. D'abord le peuple dispute pour se tirer de la misère, ensuite il se met en garde contre l'oppression, et cherche à assigner les limites au pouvoir. Dans ces débats, il s'apperçoit qu'il a des droits et tous les moyens de les faire valoir. Son courage s'élève par le sentiment qu'il a de ses propres forces: alors se livrant à l'orgueil des prétentions, il dirige tous ses efforts contre les prérogatives de la noblesse et tend sans cesse à cette égalité, dont il connoit les charmes, sans en prévoir les dangers. Die ruhige und besonnene Betrachtung der Dinge, die in diesen Worten liegt, gewinnt an Interesse, wenn man bedenkt,

[1]) Maria Theresia und Maria Antoinette. Ihr Briefwechsel, hg. von A. v. Arneth S. 309 (15. Februar 1780): Le roi vient de donner un édit qui n'est encore qu'une préparation à la réforme qu'il veut faire dans sa maison et la mienne. Si elle s'exécute, ce sera un grand bien, non seulement pour l'économie, mais encore pour l'opinion et la satisfaction publique.

[2]) Seine Antwort auf die Verzichtleistung des Adels und Klerus auf ihre Vorrechte vom 4. August 1789 beginnt mit den Worten „J'approuve l'esprit général de vos déterminations..“ J. Droz, Histoire du Règne de Louis XVI. 2 (1859) S. 464. — Nach seiner Flucht aus Paris demütigt er sich zu dem Bekenntnis: Cependant la persévérance des désordres, l'exagération des esprits, la licence des écrits, l'avilissement des pouvoirs, ont épuisé ma constance pendant un moment; je n'ai plus vu le caractère de la volonté générale... J'ai quitté Paris, je voulais m'isoler de tous les partis pour connoître la volonté générale et l'esprit public“ (gleichzeitiger Druck).

daß sie einer Flugschrift entnommen ist, die das Datum 25. November 1788 trägt. Man hat von dieser Broschüre, wie es scheint, nicht allzuviel gesprochen. Wie sollte man auch, da sie weder flammende Proteste noch aufreizende Freiheitsforderungen vortrug, nicht einmal royalistische Kampfrufe ausstieß, vielmehr still und gehalten eine der wichtigsten Erscheinungen des politischen Lebens jener Zeit historisch zu erfassen strebte. Jean Pierre Papon, der in jenem anonym erschienenen Schriftchen De l'action de l'opinion sur les gouvernemens diese Frage anschnitt, wurde später nur durch seine in konservativem Geiste gehaltene Histoire de la Révolution weiteren Kreisen bekannt. Daß er in seiner Histoire de la Provence (1777—1786) als Geschichtsschreiber seines engeren Vaterlandes noch Wertvolleres geleistet hatte, ward in den Stürmen der folgenden Jahre leicht übersehen. Daß dieser Mann überdies Abbée war, einstens sogar dem Orden der Oratorianer angehört hatte, mochte ihn damals nicht gerade volkstümlich machen[1]). Ein so feiner Kopf, der die modernen Ideen willig als bedeutsam erkannte, sich aber von ihnen nicht zu Ueberspanntheiten fortreißen ließ, hat einen gewissen Anspruch darauf, auch heute noch gehört zu werden.

Wäre er ein blinder Eiferer des Rückschritts gewesen, er hätte, wie das spätere ja genugsam taten, die öffentliche Meinung als revolutionären Schwindel bezeichnet. Ganz anders Papon. Er nennt sie eine unsichtbare Macht, vergleicht sie mit dem Feuer, von dem man, ohne seine Natur zu kennen, die Wirkungen merkt. Sie gestaltet oder zersetzt die politischen Körper, indem sie die Leidenschaften der Menge mit ins Spiel zieht. „Diese Meinung, die soviel Gewalt hat, ist ein metaphysisches Wesen, das den Betrachtungen entschlüpft, sobald man die Art beschreiben will, in der sie wirkt; um sie wahrnehmbar zu machen, muß man ihr folgen in allen Bewegungen, bei einer berühmten Nation: man kann also nicht nur ihre Wirkung auf die Regierungen zeigen, sondern auch noch die Mittel sie zu lenken, um ihre unwiderstehliche Gewalt zu mäßigen, die damit endet, daß sie selbst die Souveräne hinwegspült, sofern diese ihr zu viel Herrschaft gelassen haben." An der römischen Geschichte sucht er seine Thesen zu erweisen. Die Art, wie er dies tut, ist keineswegs tiefgründig und sichtlich von den flüchtigen Erfahrungen seiner Gegenwart beeinflußt. Er stellt den Ständekampf Altroms so dar, als ob es immer nur einige um ihre Volkstümlichkeit besorgte Männer gewesen wären, die Schritt für Schritt

[1]) Ueber sein Leben vgl. Michaud, Biographie universelle 32 S. 105 f.

der Plebs über ihre Macht und ihre Rechte die Augen geöffnet haben. Dabei verleugnet Papon nirgends, daß er mit seinen Neigungen auf Seite der Herrschenden stehe, daß er für das Schellengeklingel der Volksbetörer nichts übrig habe, daß er die landläufigen Phrasen von Freiheit und Gleichheit für Uebertreibungen halte. Aber gerade dadurch, daß er als Selbständiger, als ein dem allgemeinen Treiben Abgewandter die Dinge betrachtet, gewinnt seine Darstellung an Wert. Er hat das neue Schlagwort von der öffentlichen Meinung freudigst aufgegriffen und ihre Kenntnis als einen Fortschritt erkannt. Darum erhebt er sich auch bewußt über Montesquieu. Dieser habe wohl geahnt, daß in allen Reichen, unabhängig von den Ursachen, die er anzeigt, eine wirkende Kraft bestehe, die deren Aufstieg oder Niedergang bereite; daß aber diese Kraft die „Meinung" ist, habe er nicht erkannt oder er habe wenigstens nicht gesehen, daß sie es ist, die mehr als jede andere Ursache dazu beigesteuert hat, die Republik zu vernichten.

Gleichsam die ideelle Fortsetzung der Darlegungen Papons und doch etwas ganz Grundverschiedenes bietet Dieudonné Thiébault in seinem Traité sur l'Esprit Publique (Strasbourg et Paris, an VI de la République française). Er meidet, wie es scheint, mit einer gewissen Absichtlichkeit den Ausdruck „öffentliche Meinung", obwohl die Begriffserklärung seines esprit publique auf das gleiche hinausläuft wie die jenes Schlagwortes. Der öffentliche Geist ist nach ihm „la totalité des opinions nationales qui sont ou peuvent être liées aux affections des hommes considérés comme membres de la société". Zwar erkennt er wohl, daß es Meinungen gibt, die über das einzelne Volk hinausgreifen, wie es im Partei-, im Korps- oder Sektengeist solche gibt, die nur Teile einer Nation erfassen, aber im allgemeinen will er doch nationale Grenzen gezogen wissen.

Aber Thiébault, der das bittere Brot eines Beamten der Republik aß, hatte sich etwas von dem nüchternen Geiste des friederizianischen Berlins, wo er dem Könige nahegestanden hatte[1]), immerhin genugsam aufbewahrt, um sich von dem neuen politischen Blendworte nicht völlig betören zu lassen. Wenn es wahr ist, meint er, daß alle die Völker bedrohenden Uebel von den Unvollkommenheiten des öffentlichen Geistes herrühren, dann ist es ebenso wahr, daß die Ursache dieser Unvollkommenheiten in dem Mangel an Wahrheit liegt, die den Meinungen eignet, denn die Macht des esprit publique stammt doch von der Wahrheit, der Konvergenz und der Vollständigkeit der Mei-

[1]) Adolf Harnack, Geschichte der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1901 S. 279.

nungen. Wo es diesen aber an Reinheit und Klarheit fehle, kämen die Geister ins Schwanken und würden unsicher.

Und dieser esprit public ist ihm nicht bloß ein wissenschaftlicher Erklärungsbehelf für gewisse staatliche und soziale Erscheinungen, er ist ihm vielmehr Wirklichkeit, eine Tatsache, ohne die die Menschen mehr oder weniger nur einen Schein von Gesellschaft haben können. Da ihm also der öffentliche Geist so wichtig ist, untersucht er ausführlich die Gründe seiner Entstehung und man wird es Thiébault hoch anschlagen müssen, daß er an die Spitze dieser Ursachen die Schwäche und Gedankenträgheit stellt, die uns geneigt macht, sich auf Meinungen anderer zu stützen. Aber es drang seine Erkenntnis weit über Papon hinaus, wenn er auch alle anderen seelischen und natürlichen Bedingtheiten bloßlegte wie Sensibilität, Vorstellungskraft, Gedächtnis, Leichtgläubigkeit, Nachahmung, Erziehung, soziale Einrichtungen, Klima, Regierungsart, Religion usw.

Mit der Gründlichkeit eines deutschen Gelehrten wägt dieser Franzose umständlich alle Für und Wider ab, doch kann er sein etwas weltfremdes Schulmeistertum nicht ganz verbergen. Während er gedanklich so weit und klar blickt, bleibt ihm die ihn umgebende Wirklichkeit ziemlich verschleiert. Das große Agitationsmittel der Revolution, die Zeitungen, hat er in ihrer Bedeutung nicht zu würdigen vermocht.

So hatte die französische Revolution zweierlei erreicht. Sie hatte den in England zum ersten Male bewußt ausgesprochenen Begriff der öffentlichen Meinung zu einem wirksamen Schlagwort der Politik überhaupt gemacht, sie hat aber auch die Männer hervorgebracht, die über den landläufigen Gebrauch hinaus, diesem Begriffe die geschichtlichen und psychologischen Grundlagen zu geben versuchten. Schon der Versuch an sich bedeutet einen mächtigen Fortschritt, wenn er auch zunächst kaum viel Beachtung gefunden hat. Für Theorien hatte man in jener wirbeligen Zeit nicht genug Muße.

Die Sturmflut mußte erst abebben, ehe man zu einer ruhigeren Betrachtung der Dinge gelangte. Madame de Staël war ähnliche Wege gewandelt wie Papon, als sie in den Considérations sur la révolution françoise — erst nach ihrem Tod veröffentlicht — im Rahmen eines geschichtlichen Rückblickes die politische Tätigkeit ihres Vaters, des Ministers Necker, zu verteidigen und für die Einführung verfassungsmäßiger Regierungsformen eine Lanze zu brechen suchte. Ihre Revolutionsbetrachtungen sind im Grunde nichts anderes als Anmerkungen zur Geschichte der öffentlichen Meinung während der Revolution.

So stark war die Macht des Erlebnisses, daß der Abbée Papon,

dem in den Tiefen seines Herzens die Revolution verhaßt war, und die freigeistige Anhängerin der Aufklärung zu denselben Ergebnissen und zu denselben Irrtümern gelangen. Für beide lebt die öffentliche Meinung nur in Volksversammlungen und Verfassungskämpfen, in dem ewig veränderlichen Auf und Ab der Stimmungen unruhiger Bürger. Madame de Staël ist natürlich um vieles moderner. Das Menschenalter, das zwischen den beiden Werken liegt, hat neue Erkenntnisse gezeitigt, sie hat namentlich den Einfluß der Zeitungen in dem grellsten Licht erscheinen lassen.

„Die Freiheit der Presse ist das einzige Recht, von dem alle anderen abhängen“ [1]). Diese gutgemeinte Uebertreibung der Staël gibt das Dogma wieder, dem der Liberalismus in der Folge anhängt. Sir William Temple stellte die Customs gleichberechtigt neben die Opinions, Rousseau hatte den moeurs und coutumes immerhin einen wichtigen Platz eingeräumt, es blieben also in den Sitten, Gebräuchen, in der Ueberlieferung Stützen einer ruhigen Entwicklung übrig. Die französische Revolution hatte mit all dem aufgeräumt. Sie und nachher die aus ihr entspringende liberale Weltanschauung hatte sehr viel Verständnis für die Meinung schaffenden Elemente, wenig aber bloß für die die Meinungen erhaltenden Kräfte. Deshalb erschien ihr stets die Zeitung als die einzige Form, in der sich die öffentliche Meinung kundgibt.

Diese Lehre schien das Um und Auf aller Politik zu sein; sie übte so große Anziehungskraft auf die Geister aus, daß sich ihr auch Männer ganz anderer Gedankenrichtung unterordneten [2]). Bei allen Vorsichtsmaßregeln und Einschränkungen, die Chateaubriand vorschlägt, ist seine Phraseologie völlig der liberalen Schreibweise entlehnt [3]). Anders zu werten sind Aeußerungen über die Preßfreiheit, wie sie etwa bei Montalembert zu verzeichnen sind. Sie ist ihm nicht Vorbedingung geordneter staatlicher Zustände überhaupt, sie ist ihm nur unter den gegebenen Bedingungen, in der Demokratie, ein wichtiges Hilfsmittel. Da

---

[1]) Oeuvres compl. 12 S. 294.

[2]) Man vergleiche die Ausführungen eines entschiedenen Gegners der Revolution, des Abbé du Chatellier in seiner Flugschrift Des Élémens de l'Esprit public en général et sur-tout à l'égard de la France, Londres 1793, wo er zwar Paris einen Vampyr nennt, sich Demokratie, das ist vollkommene Gleichheit, nur bei einem armen, ländlichen Volke recht vorstellen kann, im übrigen aber mit denselben Begriffen l'opinion und esprit publique arbeitet wie die Anhänger des Umsturzes.

[3]) De Chateaubriand, De la Monarchie selon la Charte. Paris 1816 S. 27.

er auf einen Zusammenschluß aller Katholiken hinarbeitet und diesen Zusammenschluß auf eine moderne Grundlage zu stellen sucht, fordert er Freiheit der Presse, ist sie doch die Freiheit der Beschwerde und die Beschwerde, hat sie die Oeffentlichkeit zur Seite, ist der Hebel, der die Mauern von Zitadellen und Kerkern umstürzt[1]).

Die Wirkung dieser neuen politischen Erscheinung konnte auf das deutsche Geistesleben nicht ohne Einfluß bleiben. Die staatlichen Verhältnisse blieben zunächst davon ziemlich unberührt. Da sich die Kultur Deutschlands damals fast vollständig in geistigen und ästhetischen Werten ausschöpfte, hat man auch die Reflexe dieser politischen Begriffsbildung vorzüglich auf den Gebieten der Literatur und Wissenschaft zu suchen.

Wer das Wort „öffentliche Meinung" zuerst in der deutschen Sprache gebraucht hat, wird sich kaum je feststellen lassen[2]). Die Frage ist ja an sich ziemlich gleichgültig, hat doch ihre Beantwortung kaum irgendwelche praktische Bedeutung. Das Wort wird kaum merkbar auf der französischen Publizistik in den deutschen Sprachschatz herübergeglitten sein. Unsere Bibliotheken sind oft überraschend reich an französischen Schriften, Broschüren und Werken aus der Revolutionszeit, ein Zeichen, daß diese Tagesliteratur bei uns viel gelesen worden ist. Was Wunder, wenn die gebildeten Kreise Deutschlands mit der Begeisterung für die Ideen der Revolution auch ihren Schlagwörtern einen freundlichen Empfang bereiteten. Schiller gebraucht den Ausdruck unbedenklich in seinen historischen Dramen. Er war also bereits allgemein verständlich und doch noch nicht so abgegriffen, als daß er in der dichterischen Sprache nicht Platz gefunden hätte.

— ja, auch Staatskunst will es,
Daß du sie siehst, die öffentliche Meinung
Durch eine Tat der Großmut dir gewinnest!

Mit diesen Worten läßt Schiller Leceſter zu Elisabeth reden, um sie zu einer Zusammenkunft mit Maria Stuart zu bereden. Ein Jahr, bevor dieses Drama erschien, 1799, hatte Friedrich Schlegel die Lucinde veröffentlicht. Darin erscheint dem Dichter die öffentliche Meinung in der Gestalt eines häßlichen Untiers: „Es schien geschwollen

[1]) L'Église libre dans l'État libre, Paris 1863 S. 83 f.

[2]) Emil Löbl, Kultur und Presse, Leipzig 1903 S. 255 f. schreibt, daß Georg Forster im Jahre 1794 aus Paris als erster in deutscher Sprache das Wort „öffentliche Meinung" gebraucht habe. Ich finde nur in seinem letzten Brief vom 4. Januar 1794 die Bemerkung: „Ich bin neugierig zu erfahren, wie sich der öffentliche Geist jenseits des Rheins äußern wird." Georg Forsters sämtl. Schr. 9 S. 148.

von Gift, die durchsichtige Haut spielte in allen Farben und man sah die Eingeweide sich winden wie Gewürm“ [1]). Doch wandelt sich in seinem Munde das junge Stichwort der Politik in den Begriff des Philistertums, das seine Künstlerfreiheit zu beengen droht.

Ungleich wichtiger wurde Wielands Publizistik für die Weiterentwicklung und Verbreitung des Begriffes der öffentlichen Meinung. Er war der erste, der das neuentdeckte Schlagwort ins deutsche Publikum schleuderte, und was das Merkwürdigste daran ist, er war auch gleich mit einer fertigen Definition zur Hand. Diese Definition ist weder vollständig noch erschöpfend, aber was Wieland mehr ihm Bilde als in streng logischer Umdeutung darin vorbringt, zeugt doch von einem richtigen Erfassen einzelner wesentlicher Begriffsmerkmale. Ihm gebührt überhaupt, so weit ich sehe, der Ruhm, als erster versucht zu haben, das Wesen der öffentlichen Meinung zu gliedern, zu beschreiben und zu erklären.

„Ich meines Orts“, heißt es in dem neunten seiner „Gespräche unter vier Augen“, „verstehe darunter eine Meinung, die bei einem Volke, hauptsächlich unter denjenigen Klassen, die, wenn sie in Masse wirken, das Uebergewicht machen, nach und nach Wurzel gefaßt und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt, und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch gleich einem Bienenstock, der in kurzem schwärmen wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt; da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervorzubrechen, in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren und ganzen Weltteilen eine neue Gestalt zu geben“ [2]).

Man braucht diese Begriffserklärung nur aufmerksam durchzulesen und man stößt bei jedem Satze auf Undeutlichkeiten. Es fehlt überdies der leiseste Versuch das Zustandekommen der öffentlichen Meinung

[1]) Lucinde von Friedrich Schlegel S. 40 (zitiert nach dem bei E. Diederichs, Jena 1907 erschienenen Neudruck). Dort heißt es weiter von dem Untier: „Es war groß genug, um Furcht einzuflößen; dabei öffnete es Krebsscheeren nach allen Seiten rund um den ganzen Leib; bald hüpfte es wie ein Frosch, dann kroch es wieder mit ekelhafter Beweglichkeit auf einer unzähligen Menge kleiner Füße. Mit Entsetzen wandte ich mich weg: da es mich verfolgen wollte, faßte ich Muth, warf es mit einem kräftigen Stoß auf den Rücken, und sogleich schien es mir nichts als ein gemeiner Frosch. Ich erstaunte nicht wenig, da plötzlich jemand ganz dicht hinter mir sagte: „Das ist die öffentliche Meinung und ich bin der Witz . .“

[2]) Sämtl. Werke (Göschen) 31 S. 311 f.

irgendwie begreiflich zu machen. Andere Fehler sind freilich geschichtlich bedingt. Daß er sie zum Beispiel als wirkende Kraft überschätzt hat, daß er ihr die Macht zuschrieb, „in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren und ganzen Weltteilen eine neue Gestalt zu geben", wer wollte ihm das zum Vorwurf machen? Das Parterre Europas sah mit Staunen und Verwunderung die wechselnden Bühnenbilder der Pariser Wirren. In keinem der Shakespeareschen Königsdramen floß soviel Blut wie hier in jenem Schauspiele, in dem „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" das Stichwort der Hauptdarsteller waren. Man fahndete nach dem Sauerteig, der die ganze damalige Gesellschaft in Gärung zu bringen schien, und glaubte unter dem Eindrucke der Ereignisse das alles Bewegende und alles bis ins Innerste Erfassende in die Zauberformel „Oeffentliche Meinung" bannen zu können.

Einsichtiger und umfassender als die bisher genannten Männer hat über diese Fragen ein deutscher Schriftsteller gehandelt, dessen Begeisterung sich an der Geschichte Luthers und Friedrichs des Großen entzündet hat. Obwohl sein Büchlein bereits 1797 erschienen ist, also ein Jahr früher als die „Gespräche unter vier Augen", so hat es offenbar ungleich geringere Beachtung erfahren als die Ausführungen Wielands. Der Verfasser der Schrift „Ueber den Geist des Zeitalters und die Gewalt der öffentlichen Meynung" verschweigt ebenso wie der Verleger seinen Namen. Trotzdem blieb dieser nicht ganz verborgen. Er selber bekennt sich als Verfasser der Schrift: „Historischer Versuch über das Gleichgewicht der Macht bey den alten und neuen Staaten", die 1796 erschienen ist. Nun stammt dieses Werk ebenso wie „Freymüthige Betrachtungen über die allerwichtigste Angelegenheit Teutschlands (Germanien 1794), „Unterredung eines Fürsten mit seinem Rathe" (1795) und „Ueber den Geist des Zeitalters usw." aus der Feder von Franz Josias von Hendrich [1]). In Koburg 1752 geboren, scheint er bereits frühzeitig in Staatsdienste getreten zu sein, genoß die verhältnismäßig hohe Geistesfreiheit, die in dem kleinen thüringischen Staate herrschte und die ihm, der aus adeliger, wohlhabender Familie stammte, doppelt zugute kam.

[1]) Nach den Angaben bei J. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, wurde er am 12. Januar 1752 geboren und starb am 8. Oktober 1819 als herzoglich Sachsen-Meiningischer Geheimer Regierungsrat, der auf der deutschen Bundesversammlung Weimar, Gotha, Koburg, Meiningen und Hildburghausen vertrat. Vgl. Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung 1 (1861) S. 120. Als solcher hatte er auch Gelegenheit, am Verfassungswerke Sachsen-Weimars teilzunehmen. — Autobiographische Bemerkungen, die zum Teil freilich absichtlich irreführend sind, finden sich in seinen Freymüthigen Gedanken S. 9.

Zeitlebens ein Freund gemäßigten Fortschrittes und wohl abgewogener Freiheit, stellte ihn die reiche Bildung, die ihm eignete, auf eine hohe Warte, von der aus er mit Ruhe und Verständnis die Zeitereignisse beobachten konnte. Andererseits hatte er nicht das Temperament, völlig still zu bleiben, wo alle Welt den Mund auftat.

Gleich die ersten Worte, die sein Schriftchen über den Geist des Zeitalters und die Macht der öffentlichen Meinung einleiten, erweisen Hendrich als einen guten Beobachter seiner Gegenwart. „Revolutionen in den Ideen und Begriffen äußern auf das Schicksal der Staaten öfters einen Einfluß, der weit stärker, ausgebreiteter und in der Tat furchtbarer als jener ist, den große Kriege und Eroberungen in dem wechselseitigen Verhältnisse der Nationen hervorbringen." An einer anderen Stelle sagt er: „Man irret wirklich, wenn man glaubt, daß die Hauptquelle der französischen Revolution das allgemeine Elend gewesen sey." Auf die Frage, was also zunächst den Umsturz veranlaßt habe, antwortet er: „Es war vielmehr die aus der wachsenden Aufklärung entspringende Ahndung eines wahren oder eingebildeten Bessern" [1]).

Diese Proben schon zeugen für ein nicht alltägliches Maß geschichtlichen Verstehens. Freilich hatte er in seiner bis an Verbohrtheit grenzenden Jesuitenfurcht, in der Ueberschätzung alles Verstandesmäßigen seiner Zeit einen reichen Tribut geopfert, aber er erhebt sich doch wieder über sie, indem er die laufenden Schlagwörter nicht blind hinnimmt. Er ist eigentlich der erste, der sich fragt: Wie entsteht die öffentliche Meinung? Er glaubt sie aus der Verbindung des öffentlichen Interesses mit dem „Besonderen", mit dem Privatinteresse, erklären zu können [2]). Er erkennt auch, welche Bedeutung gerade der Mittelstand, das Bürgertum, für die Verbreitung moderner Ideen besitzt, wie sehr eben die Popularisierung der Wissenschaft ihnen vorarbeitet [3]).

[1]) S. 92.

[2]) „Je nachdem ein Volk in seinen Kenntnissen Fortschritte gemacht, seine Ideen verändert und verbessert hat; je nachdem es sein Interesse in den öffentlichen Maaßregeln in Gefahr oder beyde in Uebereinstimmung zu seyn glaubt, bestimmt sich sein Urtheil über die Gegenstände nicht nur des allgemeinen und Privatwohls, sondern auch des menschlichen Wissens: und so entstehen gewisse Grundsätze, die ein Volk seinem Interesse für gemäß hält" S. 76.

[3]) „Manche Wahrheiten werden jetzt besser als sonst erkannt, manche Ideen sind jetzt mehr entwickelt, und ein Stand hat sich gebildet, der Mittelstand, diese schätzbare Klasse von Bürgern, welche die Gelehrten, Geschäftsmänner, Lehrer und Prediger enthält, von der die Aufklärung ausging, welche die mehr-

Daß er diese neuen Werte viel zu hoch anschlägt, wird man um so verzeihlicher finden, als alle die Gedankengänge, die er vorbringt, nachmals bis zum Ueberdruß begangen worden sind. Zieht man einige durch die Vorurteile seiner Zeit bedingte Einseitigkeiten ab, so treffen wir bei ihm so ziemlich alle Beweisgründe und überhaupt die ganze Art der Beweisführung, wie sie heute noch in weiteren Kreisen vorgetragen wird.

In ihren Grundzügen gleicht diesen Ausführungen auch das, was Bluntschli in seinem Deutschen Staats-Wörterbuch unter dem Artikel „Oeffentliche Meinung" zusammenfaßt [1]). Zunächst schränkt Bluntschli ihren Begriff wesentlich ein. Ihm ist nicht alles öffentliche Meinung, was die Massen geistig bewegt, sondern nur jene Aeußerungen, die auf einem freien Urteil beruhen. Deshalb scheidet er religiöse Strömungen von vornherein aus, da dem religiösen Ergriffensein das freie Urteil fremd sei. „Ohne Ausbildung der Denkkraft und der Urteilsfähigkeit gibt es daher keine öffentliche Meinung und nur in einem freien Volksleben kann sie gedeihen."

Von dieser idealistischen Voraussetzung ausgehend, war es nur folgerichtig, wenn er behauptet, im Mittelalter habe sie sich nur wenig entwickeln können, unter barbarischen Völkern kenne man sie nicht, von der Despotie werde sie erdrückt. Bluntschli, der Ideen zum Ausdruck bringt, wie sie zur Zeit der Revolution gang und gäbe waren, tritt auch in anderer Hinsicht die Gedankenerbschaft der Aufklärung an, behauptet er doch, die öffentliche Meinung sei vornehmlich die Meinung der großen Mittelklassen. „In demselben Maße, in welchen die Mittelklassen den öffentlichen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuwenden und sich ein Urteil bilden über die politischen Interessen, nimmt die Bedeutung der öffentlichen Meinung überhand, und je einflußreicher die Mittelklassen werden, um so höher steigt auch das Ansehen der öffentlichen Meinung" [2]).

Als Grenzen beziehungsweise Leitwege der öffentlichen Meinung stellt er im folgenden das „Gemeinbewußtsein des Volkes", das „öffent-

---

sten Kenntnisse besitzt und fähig ist, sie noch mehr zu verbreiten und thätig für das Wohl der ganzen Menschheit zu wirken" S. 61.

[1]) Bd. 7 (1862) S. 345 ff. Uebrigens war für die Verbreitung der liberalen Doktrin vielleicht noch wichtiger der Artikel „Oeffentliche Meinung" in E. Meyer, Das große Konversations-Lexikon. 2. Abt. Bd. 1. Hildburghausen 1848 S. 194 ff.

[2]) Schon Franz von Holtzendorff, Wesen und Wert der Oeffentlichen Meinung. 2. Aufl. München 1880 S. 3 hat darauf hingewiesen, daß Bluntschli 1876 in seiner Politik 3 S. 186 f. unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse gerade die Ansicht über die Mittelklassen abgeschwächt hat.

liche Gewissen und die Denkweise der Nation", ferner die „Richtung des jeweiligen Zeitgeistes" an. Ob diese Begriffe eigentlich nur die verschiedenen Bezeichnungen eines und desselben Dinges sind, läßt sich seinen Worten nicht genau abnehmen.

Er bestreitet, daß die öffentliche Meinung herrsche. Sie könne dies nicht und wolle es nicht. „Sie ist keine schöpferische, sondern zunächst eine kontrollierende Macht. Sie gehört nicht der Autorität der Staatsgewalt an, sondern dem nationalen Leben. Sie tritt nur ausnahmsweise aus ihrer mehr passiven Haltung in die aktive über, wenn die Aktion derer, die zum Handeln berufen sind, mit ihr in einen feindlichen Widerspruch gerät. Sie ist eine öffentliche Macht, aber sie ist keine öffentliche Gewalt." Und damit stimmt auch die Bemerkung zusammen, daß sie zumeist unorganisch bald da, bald dort in Erscheinung trete.

Bluntschli ist einer der ersten, die dem Problem der öffentlichen Meinung wissenschaftlich methodisch näher getreten sind. Soweit es im Rahmen der liberalen Weltanschauung zu lösen war, hat er es auf dem engen Raum seines Staatswörterbuches behandelt, man darf sagen, mit Glück behandelt. Ja man wird ihm ein nicht geringes Maß von Unparteilichkeit und den ehrlichen Willen zubilligen können, die ganze Frage kritisch zu durchdenken. Aber auch hier wiederholt es sich, daß die Gegner einer herrschenden Zeitströmung ungleich schärfer sehen als deren Anhänger. Wer ihr nachfolgt, gibt von vornherein einen Teil seiner Intelligenz gefangen, wer aber eine vorwaltende Denkrichtung bekämpft, muß sich seiner Urteilskraft vollständig Herr wissen. In der Opposition gegen den Liberalismus wurden die Waffen geschmiedet, die dem erneuerten Dogma der vox populi, vox dei die schärfsten Wunden beigebracht hatten.

Zweifler an der Regierungsfähigkeit der öffentlichen Meinung hat es schon in den Tagen gegeben, da man in der Volksstimme den Ausdruck des Gemeinwillens verehrte. In den Verhandlungen der Nationalversammlung über das Vetorecht des Königs im September 1789 wendet sich einer der Redner dagegen, daß man die öffentliche Meinung als genügenden Schutz ansehe, um vor Mißbrauch des Vetos zu schirmen. Durch wen würden denn die Könige die öffentliche Meinung erfahren? Wohl durch Höflinge und Minister. Und was vermag über diese die öffentliche Meinung? Bedeutete diese Meinung nicht doch nichts für die Nationalversammlung? Wenn sie durch ihren Einfluß auf den König einen Mißbrauch des Vetos verhindern kann, dann kann sie um so besser dem Bedürfnisse danach zuvorkommen, indem sie eben

ihren Einfluß auf die Vertreter der Nation Europas ausübt, die am meisten an Patriotismus und Einsicht hat [1]).

Kein Gegner der öffentlichen Meinung spricht aus solchen Bemerkungen, aber doch die Ungewißheit, ob diese Meinung stets das Richtige treffe und an der richtigen Stelle wirke. Die Zweifel wuchsen. An Burke knüpften bewußt oder unbewußt alle an, die nicht anerkennen wollten, daß das subjektive Meinen, Empfinden und Wollen zum Maße politischer Weisheit erkoren werde [2]). Aus Zweiflern wurden Bekämpfer.

Aus der Masse der Erscheinungen sei nur weniges herausgegriffen. Im ersten Bande der Historisch-politischen Zeitschrift (1832), die Ranke mit der offenen Absicht herausgab, den historisch-konservativ Gesinnten eine geistige Zufluchtsstätte zu errichten, erschien „Die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik" [3]). Darin wurde eine ziemlich harte Kritik der öffentlichen Meinung geboten.

Die herrschende Lehre folgerte ungefähr so: Uns genügt es nicht wie unseren Vorfahren gut regiert zu werden, wir wollen auch wissen, warum wir so und nicht anders regiert werden. Indem alle oder doch eine große Mehrzahl die Gründe und Gegengründe jeder Maßregel kennen und dieser Kenntnis Ausdruck leihen, entsteht selbsttätig eine Macht, die auf die Beschlüsse der Regierenden Einfluß nimmt. Um aber mitwissen und miturteilen zu können, bedarf es einer gewissen Bildungshöhe, die einerseits nur in den gesellschaftlichen Mittelklassen zu finden ist, die andererseits aber durch Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse erhöht und erweitert werden kann. Daß das Ergebnis des Urteilens aller oder vieler eine hohe, wenn nicht die höchste Potenz der Urteilskraft eines Volkes darstellt, das hatte man stillschweigend angenommen. Darüber gab es kaum einen Streit.

Gerade gegen diese Voraussetzung wendet sich aber der Aufsatz in der Historisch-politischen Zeitschrift. „Auf einer . . mittelmäßigen Bildungsstufe stehend, hat man vielleicht wirklich Recht, wenn man glaubt, daß die meisten im Volke, welche um das Staatswesen lebhaft sich bekümmern, im allgemeinen derselben Meinung seien, welche man hegt; denn wenn die Schlechten, wie billig, nicht gerechnet werden, so sind unstreitig die Mittelmäßigen die meisten." Im Sinne einer solchen

[1]) R. Redslob, Die Staatstheorien der französischen Nationalversammlung von 1789. Leipzig 1912 S. 208 f.

[2]) Vgl. die ausgezeichnete Studie von A. Wahl, Beiträge zur deutschen Parteigeschichte im 19. Jht. Hist. Zeitschr. 194 (1910) S. 552.

[3]) S. 482—495.

öffentlichen Meinung könne ein Staat nicht gut, vielleicht überhaupt gar nicht regiert werden. Ja selbst die Annahme, daß ausgezeichnete Menschen die Mittelmäßigen durch ihre Begeisterung oder die Klarheit ihrer Einsichten mit sich fortrissen, wird nicht zugegeben. „Entweder setzen sie ihren Willen trotz der Mittelmäßigkeit durch, und alsdann regieren sie, nicht aber die öffentliche Meinung, oder die Mittelmäßigkeit behält das Ruder in der Hand und die öffentliche Meinung herrscht, wobei dann unausbleiblich der Wille der Ausgezeichneten nicht geschehen würde."

Der Verfasser hat die Fragestellung durchweg tendenziös auf ein Entweder-Oder zugespitzt, aber er hat mit gutem Griff die schwächste Stelle an der öffentlichen Meinung aufgezeigt: ihren verhältnismäßig niederen Intelligenzwert. Rühmt sie sich des gesunden Menschenverstandes, so antwortet ihr Kritiker, daß sie eben nur die ursprüngliche Gabe, welche dem Menschen von Gott stammt, unverbildet erhalten habe, ihr eigen nennen könne. Ihrer reifen Erfahrung, ihrer Bildung durch Geschichte und Wissenschaften könne sie sich freilich nicht rühmen.

Auch der zweite schwache Punkt der damals politisch sich besonders kundgebenden öffentlichen Meinung, ihre soziale Beschränkung, wird in das grelle Licht parteiischer Betrachtung gestellt. „Bildet sich die öffentliche Meinung bei denen aus, welche Erfahrung in den Staatsgeschäften haben? Keineswegs . . . Ihren Hauptsitz hat sie in den mittleren Klassen des Volkes, welche in einem kleinen Kreise eine heilsame Wirksamkeit finden und hier Gelegenheit haben, mit fast allen Regionen des öffentlichen Lebens in Berührung zu treten, ohne doch je den ganzen Zusammenhang desselben durchschauen zu können." Und an anderer Stelle werden die mittleren Stände mit Anfängern in der Wissenschaft verglichen, die gleich mit einer festen Antwort fertig sind, während die Fortgeschrittenen zögern und wenig zu wissen bekennen. So erscheine auch den Wortführern der Mittelklassen in der Politik alles einfach und klar, mit wenigem Nachdenken abzumachen, sogar leicht ausführbar[1]).

[1]) Immerhin schließt der Aufsatz mit einem versöhnlichen Ausblick. „Die mittleren Stände haben gewiß das gute Recht, sich auch eine Meinung über das öffentliche Leben zu bilden, in welchem sie selbst einer der wesentlichsten Bestandteile sind und welches sie nur zu lange als ein ihnen gewissermaßen fremdes betrachtet haben. Und wenn sie nun bemerken, wie wichtig sie dem Staate sind, wie sehr es in diesem darauf ankommt, daß ihre Lage, ihre Stimmung, ihre Bedürfnisse verstanden werden, so kann man ihnen gewiß auch nicht das Recht absprechen, zu fordern, daß sie von der Regierung gehört, ja daß ihnen ein Anteil an der Regierung zugestanden werde; denn niemand kann sie besser kennen

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus betrachtete Friedrich Julius Stahl die öffentliche Meinung. Wie in seiner ganzen Tätigkeit, aus den engumzogenen Grenzen der Parteianschauung ins Allgemeine, Wissenschaftliche strebend, hat er auch in seinen Bemerkungen über die öffentliche Meinung den Boden der Reaktion weit hinter sich gelassen und Wege gewiesen, die wert sind, nochmals begangen zu werden[1]).

Die öffentliche Meinung stellt er dem sittlich-intellektuellen Bewußtsein der Nation geradezu gleich. Als solches hat sie natürlich zu allen Zeiten bestanden, aber daß sie zur „Aktualität" erhoben sei, daß sie beständig alle Maßnahmen einer Regierung begleite, „das ist es, was wir spezifisch die Macht der öffentlichen Meinung" nennen und es ist das eigentümliche unserer Zeit, daß dieselbe bereits in höherm Grade als je früher besteht und daß ihre Entwicklung und Anerkennung als eine Forderung gestellt wird. Und er setzt sich ihrer Mitwirkung am Staatsgeschäfte keineswegs dawider. Er findet sich vielmehr mit Bluntschli in der Ueberzeugung, daß die öffentliche Meinung eine kontrollierende Macht sei, da er ihre Bedeutung in der Tatsache sucht, daß die Regierung genötigt sei, sich beständig an ihr zu erproben. Nur liegt in dieser Kontrolle nicht wie bei Bluntschli etwas der Regierung von vornherein Uebergeordnetes. Stahl sieht in der öffentlichen Meinung den Prüfstein, an dem die Regierung ihre sittlich-intellektuelle Kraft erweist, „indem ihre Lage schwierig wird, wenn sie nicht der öffentlichen Meinung genügt, oder ihr moralisch überlegen ist". Doch zeichnet er noch freier ihre Bedeutung. Sie ruht darin, daß das Volk selbst, dessen freie Tat der Staat als ein sittliches Reich sein soll, mitbestimmend und befestigend für die Staatenlenkung wird.

Er legt seinen Darlegungen das herrschende Schlagwort seiner Zeit zugrunde. Obwohl er die öffentliche Meinung in dem sittlich-intellektuellen Bewußtsein des Volkes sucht, sie als eine „höhere Realisierung der Idee des Staates" bezeichnet, ist sie ihm auf der anderen Seite immer wieder nur die leicht erregbare, jeder Agitation zugängliche Volksstimmung.

Nirgends gibt er eine bestimmte Begriffsumschreibung, meist sind es nur negative Merkmale, die er vorbringt. Die öffentliche Meinung ist ungeeignet bestimmende Autorität im Staate zu sein, sie ist kein gestaltendes Prinzip, sie ist ohne berufene Vertreter und Organe. Und

als sie selbst, niemand kann besser sagen, wo es ihnen fehlt, was sie wollen und was ihren Bedürfnissen entspricht."

[1]) Die Philosophie des Rechts. 2. Bd.: Rechts- und Staatslehre 2. Abt. (3. Aufl. Heidelberg 1856) S. 487 ff.

ebenso negativ ist auch die Aufgabe, die er ihr zuerkennt: sie soll eine Macht der Abhaltung sein oder, wie er an anderer Stelle sagt, eine Macht der Konservation. „Ich will zwei Mächte, die selbständige, ja primäre der verfassungsmäßigen Obrigkeit, und erst als eine zweite die öffentliche Meinung."

So wenig sich die Lehre Stahls den Forderungen des Tages anbequemte — oder vielleicht eben deshalb —, bot sie doch für eine rein wissenschaftliche Betrachtung der öffentlichen Meinung Anknüpfungspunkte, die über die vorwaltende liberale Parteidoktrin hinausführten. Es fehlte ja auch damals nicht an Geistern, die sich den gesunden Blick für die Erscheinungen ihrer Umwelt bewahrten. Zu ihnen wird man Karl von Gersdorff zählen dürfen, der ein Schriftchen in die Welt hinaussandte, das er „Ueber den Begriff und das Wesen der öffentlichen Meinung" nannte und das 1846 zu Jena erschien. Schon die Definition, die er bringt, ragt über den Durchschnitt damaliger Erkenntnis hinaus. Die öffentliche Meinung ist ihm „die in Sitten und Geschichte gegründete, im Konflikte des Lebens sich bildende, erhaltende und verwandelnde Gemeinsamkeit der Wertgebung eines Volkes an die sozialen Objekte seiner Gegenwart." Aber noch wertvoller ist seine Beobachtung, daß die öffentliche Meinung vom historisch Gegebenen zum Rationalen fortschreitend, ursprünglich historisch-orthodox ist und erst in der Gegenwart mit allen Mitteln der Reflexion ihre Wertgebungen schafft.

Die Stimme des einzelnen verhallte, die verschiedenen politischen Anschauungen hatten solches Gestrüpp um das rein sachliche Wesen dieses Schlagwortes wuchern lassen, daß der erste moderne Gelehrte, der sich wirklich eingehend und ohne alle parteiischen Seitenblicke mit ihm beschäftigt hatte, zu keiner bestimmten Formulierung seines Begriffes gelangt ist. Franz von Holtzendorff hat mit großem Scharfsinn die verschiedenen Merkmale der öffentlichen Meinung festgestellt, ihre Beziehungen zu den einzelnen Erscheinungen des staatlichen und privaten Lebens verfolgt, nirgends aber hat er es versucht, diese Einzelzüge zu einem Gesamtbilde zu vereinigen [1]).

Daß dieses vielzitierte Werk, auf das sich fast alle Folgenden berufen, keine eigentliche Definition brachte, war der Forschung nicht von Vorteil. Man ging vielfach dem Begriffe der öffentlichen Meinung scheu aus dem Wege oder begnügte sich mit allgemeinen Umschreibungen, die einer selbständigen Einsicht entbehrten, und den, der sie brachte,

[1]) Wesen und Wert der öffentlichen Meinung. 2 Aufl. München 1880. Es wurde dieses Buch im nachfolgenden verschiedentlich mit Vorteil benützt.

selbst nicht recht zu befriedigen schienen [1]). Man las sehr oft das Schlagwort einfach von den Lippen derer ab, die es im Munde führten, ohne dem eigentlichen, inneren Wesen weiter nachzugehen. Immerhin stieß namentlich die soziologische Forschung mit jedem Schritt auf Erscheinungen, die ihre Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung zuwenden mußten. Da aber gerade hier jeder Verfasser ein eigenes System sein eigen nennt und jeder Tag fast ein neues Lehrgebäude der Gesellschaftswissenschaft hervorzaubert, so ist es nicht verwunderlich, wenn die reiche Stufenfolge der Anschauungen uns eher verwirrt als weiterführt. Freilich hat auch keiner der Soziologen es der Mühe wert gehalten, die öffentliche Meinung als Problem für sich zu behandeln [2]).

Ziemlich eingehend hat sich A. Schäffle [3]) mit ihm beschäftigt. Wenn er die öffentliche Meinung eine „rechtlich formlose Reaktion der Massen oder einzelnen Schichten des sozialen Körpers" auf die Autorität bezeichnet [4]), so erinnert dies an Stahl. Näher besehen, trennen sich die Anschauungen beider freilich nicht unbedeutend. Was Stahl ungleich richtiger als Zweck (τέλος) erkannt hatte, wird bei Schäffle zum Wesen der öffentlichen Meinung.

Besonders ihren politischen Charakter hatte der amerikanische Historiker Bryce im Auge, als er drei Stadien in der Entwicklung der öffentlichen Meinung bestimmen zu können glaubte [5]). In dem ersten beruhigt sie sich in dem Willen des Herrschers, dem sie zu gehorchen gewohnt ist. In dem zweiten entstehen Kämpfe zwischen der herrschenden Person oder Klasse und den unabhängigeren und fortschrittlich

[1]) Vgl. z. B. Georg Jellinek, Das Recht des modernen Staates. 1. Allg. Staatslehre 2. Aufl., Berlin 1905 S. 99 f., der bedauernd bemerkt, daß gründliche Untersuchungen über diese wichtige, aber schwer zu fassende soziale Erscheinung selten sind. Er selbst erklärt, „die Gesamtheit der sittlichen, religiösen, literarischen und wirtschaftlichen Anschauungen erzeugt die öffentliche Meinung eines kleineren oder größeren Kreises. Sie kann schlechtweg als die Ansicht der Gesellschaft über Angelegenheiten sozialer und politischer Natur bezeichnet werden".

[2]) Die Inaugurationsrede von Pietro Chimienti, La pubblica opinione nello stato moderno (Annuario della r. Università die Cagliari 1909) kann nur bedingt als Ausnahme gelten.

[3]) Bau und Leben des sozialen Körpers. 2. Aufl. 1. Bd. (1896) S. 189.

[4]) S. 196 sagt er: „Die öffentliche Meinung ist Reaktion des Publikums, des Volksverstandes, Volksgemütes, Volkswillens auf bestimmte leitende Ansichten, Urteile und Neigungen." Welche Wechselwirkungen zwischen diesen beiden Kategorien herrschen sollen, ist um so weniger ersichtlich, als die Unterscheidung zwischen „Volksverstand, Volksgemüt usw." einerseits den „leitenden Ansichten, Urteilen und Neigungen" andererseits nicht recht deutlich ist.

[5]) The American Commonwealth. New York 1910 2 S. 262.

gesinnten Geistern. Auf der dritten Stufe hat der einstige Herrscher bereits nachgegeben, Streitigkeiten werden vor das souveräne Volk gebracht, das von Zeit zu Zeit auf Stimmzetteln in den Wahlen seinen Willen zum Ausdruck bringt. Diese Einrichtung kann noch überboten werden, wenn man Vorsorge trifft, daß der Wille der Mehrheit ohne eine repräsentative Körperschaft und ohne den Wahlmechanismus zu jeder Zeit ermittelt werden kann.

So bestechend diese Reihenfolge vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag, sie ist nichts anderes als ein Schema, das weit davon entfernt ist, etwa als geschichtliches Paradigma gelten zu dürfen. So wenig man bisher — einige Trivialitäten ausgenommen — für die Abwandlung historischer Vorgänge allgemein Gültiges hat feststellen können, so wenig tatsächlichen Wert besitzt auch dieses Entwicklungsgerüst. Man braucht doch nur die germanisch-deutsche Verfassungsgeschichte daraufhin zu prüfen und man wird finden, daß sie diese Stufenreihe auf den Kopf stellt. Aber auch, wenn man in diesen Stadien nicht die zeitliche Abfolge erblicken wollte, sondern nur den Grundriß des steigenden Einflusses der öffentlichen Meinung auf die Leitung des Staates, also gleichsam einen Gradmesser ihrer politischen Wirksamkeit, so ließen sich dagegen Einwendungen genugsam erheben.

Aus dem Dunstkreise nebelhafter Theorien weist wieder in das Reich greifbarer Wirklichkeiten, was Gustav Schmoller[1]) von der öffentlichen Meinung zu sagen hat. „Die öffentliche Meinung ist die Antwort der zunächst mehr passiv sich verhaltenden Teile der Gesellschaft auf die Wirkungsweise des aktiven Teiles. Bestimmte Nachrichten erwecken bestimmte Gefühle und Stimmungen. Regierung, Parteiführer, Journalisten, Kirchen- und andere Lehrer, Geschäftshäuser und Börsenleute suchen durch den psychophysischen Apparat heute auf das Publikum zu wirken wie es früher nur Redner konnten . . . Die öffentliche Meinung ist wie eine große Aeolsharfe von Millionen von Saiten, auf die die Winde von allen Richtungen heranstürmen."

Vielleicht entspricht diese Definition nicht den strengen Anforderungen der Philosophie, vielleicht ist manches darin zu bildhaft entwickelt, was bloß begrifflich dargestellt werden müßte. Vielleicht. Aber bei all dem zitternden Langen und Greifen nach dem Kern dessen, was man „öffentliche Meinung" nennt, ist so Verschiedenartiges zum Vorschein gekommen, daß man fast zu zweifeln beginnt, ob sich die als Merkmale der öffentlichen Meinung erkannten Elemente zu einer harmonischen

[1]) Grundriß der Volkswirtschaftslehre 7–10. Aufl. 1 (1908) S. 14.

Einheit zusammenfassen lassen[1]). Vielleicht führt uns aber die Betrachtung auch bloß dieser Einzelheiten in unserer Erkenntnis etwas weiter.

---

[1]) Ferd. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, Berlin 1912 S. 282 ff. faßt die öffentliche Meinung als eine gesellschaftliche Willensform auf, die den Anspruch erhebt, allgemein gültige Normen zu setzen. Auf eine Definition geht er nicht ein. Dagegen definiert Rob. Brunhuber, Das moderne Zeitungswesen, Leipzig 1907 (Sammlung Göschen) S. 85 die öffentliche Meinung als „die in den verschiedensten Formen — wie Presse, Parlament, Versammlungen — zum Ausdruck kommende, vorwiegend durch den Intellekt bestimmte Stellungnahme der über der Summe der Einzelansichten stehenden, aus der Tatsache des sozialen Zusammenseins beeinflußten, allgemeinen Volkspsyche in allen Fragen des öffentlichen Lebens, sei es Politik, Justiz, Kunst, Wissenschaft oder Religion". — Daß diese Definition nicht ganz richtig ist, werden meine folgenden Ausführungen darzutun versuchen.

Zweites Kapitel.

Der einzelne, die Masse und die öffentliche Meinung.

Ein feinmaschiges Netz seelischer Beziehungen verbindet den einzelnen mit der Gesamtheit. Mag er auch in der fernsten Einsamkeit leben, seine ganze psychische Verfassung ist bestimmt durch die Erfahrungen und Eindrücke, die sich als Ergebnisse einer durch Jahrhunderte währenden geistigen Wechselwirkung von Menschen zu Menschen in seine Seele eingegraben haben. So mag die oft geheimnisvolle, fast triebartige Anziehungskraft, die den Angehörigen eines bestimmten Volkstums, einer bestimmten Rasse zu seinem Volke, zu seiner Rasse hindrängt, auf die Gemeinsamkeit von Erlebnissen deuten, die aus vorgeschichtlicher Zeit sich in dem Gedächtnisse der Geschlechter bis zum heutigen Tage, wenn auch nur als dumpfe Erinnerungen, fortgeerbt haben.

Aber in dem Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit schöpfen sich keineswegs die Beziehungen aus, die das Individuum mit der öffentlichen Meinung verknüpfen. Die Wörter einer Sprache wecken in allen, die dieser Sprache mächtig sind, die gleichen Vorstellungen. Auch die Gleichheit der Anschauungen über Fragen der Religion und Sitte können Menschen zu einer geistigen Gemeinschaft vereinigen. Doch selbst da erreicht die Uebereinstimmung der Vorstellungsinhalte nur einen bestimmten Grad, geht über eine gewisse elementare Wesensgleiche nicht hinaus. Auch innerhalb derselben Sprache sondert sie sich nach Gesellschafts- und Bildungsstufen derer ab, die sie sprechen. Mit der Verfeinerung der kulturellen Bedürfnisse, mit der Verästelung der Berufs- und Wissensgebiete zu engumzogenen Einzelfächern bilden sich innerhalb des großen Sprachbereiches kleinere Kreise, in denen entweder neue Wortformen entstehen oder den alten geänderte Bedeutungsinhalte unterlegt werden. Daß noch mehr örtliche Einflüsse die Einheitlichkeit durchbrechen und zur Bildung von Mundarten Anlaß geben, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Kann aber dieses älteste und ursprünglichste Bindeglied des geistigen Zusammenlebens der Menschen seine Macht nicht in der Weise behaupten, daß es die Gemeinsamkeit der Ausdrucksformen in aller Reinheit bewahrt, um wieviel weniger wird dies der Fall sein bei dem, was wir als „öffentliche Meinung" zu bezeichnen gewohnt sind. Schon die Geschichte der Entwicklung ihres Begriffes hat gezeigt, aus wie mannigfachen, unter sich verschiedenen psychischen Elementen er sich zusammensetzt. Bei alledem ist die öffentliche Meinung ungleich veränderlicher und unbeständiger als die Sprache, die sich fast nur nach ihren inneren Gesetzen wandelt und dadurch in ihrer geistigen Vermittlungstätigkeit viel dauernder zu wirken vermag als die wechselnden Stimmungen, denen die Massen unterworfen sind.

Das Wort Masse bedarf einer Erläuterung. Kaum ein Ausdruck wird in unserer Gegenwart so viel gebraucht als gerade er. Parteiführer buhlen danach, „die Massen hinter sich zu haben", Historiker vermeinen dem Zuständlichen auf die Spur zu kommen, wenn sie die „Veränderungen der psychischen Masseneffekte" festzustellen in der Lage sind. Das Wort scheint eine berauschende Macht auszuströmen, namentlich seit sich seiner auch die kapitalistische Produktionsweise bemächtigt und es zum Schiboleth alles Fortschritts ausgerufen hat[1]).

Natürlich ist Masse jederzeit eine Vielheit von Individuen. Die Menge neugieriger Fremder und Einheimischer, die sich vor dem Monte Pincio zu dem alljährlich abgehaltenen Feuerwerk der Girandola drängt, ist ebenso eine Masse als etwa ein Regiment, als die Schüler einer Schule oder die Mitglieder eines größeren Vereins. Damit sind die Unterschiede auch schon angedeutet. Es gibt innerlich gleichgeartete Massen und solche, die der Zufall eines gemeinsamen Erlebnisses oder einer gemeinsamen Pflicht zusammengeführt hat. Zu den ersteren zählt Le Bon[2]) die politischen und religiösen Parteien, die verschiedenen sozialen Stände wie die Bauernschaft, das Bürgertum usw. Ihnen gegenüber stehen die Massen der Straße, die Geschworenen und die Parlamentarier.

Doch für uns kommen weder diese größeren noch die kleineren Teile aus dem Gefüge der menschlichen Gesellschaft als solche in Betracht,

[1]) Lichtvoll hat E. Bernheim, Persönlichkeit und Masse, Intern. Wochenschr. 4 (1910) 960 ff. diese Frage behandelt. Vgl. hiezu den lehrreichen Aufsatz: Massenherrschung in Historisch-polit. Blätter 146 (1910). — Eine kritische Zusammenfassung der Anschauungen über die Masse als psychologische Tatsache bietet H. L. A. Visser, De Psyche der Menigte, Haarlem 1911.

[2]) Psychologie der Massen, übersetzt von R. Eisler, 2. Aufl. 1912 (Philosoph.-soziolog. Bücherei 2).

noch auch die rein äußerliche Aneinanderreihung von zehn, hundert oder mehrtausend Einzelmenschen, die kein unmittelbarer seelischer Verkehr miteinander verbindet. In diesem Zusammenhang handelt es sich vielmehr um Vielheiten von Individuen, die entweder auf ein und demselben Raum vereinigt sind oder in enger geistiger Berührung stehen.

Die Lehre von der „psychologischen Masse", wie sie Le Bon dargestellt und der Kriminalist Scipio Sighele[1]) ebenfalls vertreten hat, ist mehr das Ergebnis historischer und allgemein menschlicher Erfahrung als durchdringende Spekulation. Mag sie also methodisch verfehlt sein, so wohnt ihr doch ein unleugbarer Tatsachengehalt inne, der nicht völlig von der Hand zu weisen ist und deshalb, wenn auch mit Kritik, zu verwerten sein dürfte. Folgt man also diesen Darlegungen, so kommt man zu ungefähr nachstehendem Ergebnis.

Wie in der Chemie durch Vereinigung gewisser Urstoffe ein Körper entsteht, der Eigenschaften aufweist, die von denen seiner Bestandteile gänzlich verschieden sind, so schließen sich in der psychologischen Masse Menschen der verschiedensten Berufe, Alters- und Bildungsstufen zu einer Einheit zusammen, die nicht nur keine reine Summierung oder Durchschnittszahl der einzelnen psychischen Qualitäten darstellt, sondern gegenüber den Mitgliedern dieser Masse ganz neue Merkmale aufweist. Das Wesentliche daran ist eben die Tatsache, daß innerhalb dieser Einheit auf die Dauer deren Bestandes die Individuen ihre seelischen Besonderheiten wie etwa hohe Intelligenz, Mitleidsfähigkeit, alles, was wir unter Persönlichkeit verstehen, zugunsten dieser neuen Erscheinungsform, mag sie nun Massenseele oder anders heißen, mehr oder weniger vollständig aufgeben. Dieser Verzicht ist kein willkürlicher, er wird höchstens dunkel gefühlt und meist erst dann ganz erkannt, wenn sich die psychologische Masse in ihre Elemente aufgelöst hat, der einzelne sozusagen wieder „frei" wird.

Irgend ein affektbetonter Vorfall ist es in der Regel, der die Individuen, seien sie nun an einem Orte vereint oder sonst in geistigem Wechselverkehr, zu einer Masse verbindet. Von diesem Augenblick an verlieren jene Hemmungen (sittliche Lebensanschauungen, Gewissen, Feigheit usw.), die sonst die Aufführung des einzelnen bestimmen, an Gewalt über ihn. Etwas anderes, Fremdes, reißt ihn zu Taten, die er, losgelöst von der Masse, nie begangen hätte.

Die Alltäglichkeit kargt nicht mit Beispielen, die die Richtigkeit dieser Anschauungen beweist oder zu beweisen scheint. Freilich, wer

[1]) Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Uebers. von H. Kurella, Dresden 1897.

nach eindrucksvollen Belegen fahndet, der wird besonders in der Geschichte der Revolutionen und der revolutionären Kollektivverbrechen sein Untersuchungsfeld finden[1]). Je krasser die Vorgänge sich abspielen, um so deutlicher treten die wirklichen oder scheinbaren Motive des Handelns in Erscheinung.

Sind etwa die Bewohner eines Ortes durch unvorsichtiges Gerede, durch Wanderredner, durch Versammlungen oder Druckschriften aus ihrem seelischen Gleichmaß gebracht, so genügt die Zusammenrottung von ein paar Dutzend Menschen, um das hervorzubringen, was Le Bon die psychologische Masse nennt. Man kennt den Verlauf der Massenhandlungen aus der Geschichte, den Tagesberichten oder sei es auch aus der meisterhaften Schilderung Zolas in Germinal.

Ein an sich harmloses Ereignis, ein Schrei, ein schußähnlicher Knall reicht hin, um auf die Einbildungskraft der versammelten Individuen zu wirken und nicht nur ihre Phantasie, sondern auch ihre ganze geistige Bewegungsfreiheit gefangen zu nehmen. Der Ruf irgend eines Böswilligen oder Argwöhnischen genügt dann, den Gehörseindruck mit der Person eines Verhaßten, gegen den sich schon von lange her begründetes oder unbegründetes Mißtrauen geltend gemacht hat, in Zusammenhang zu bringen. Was vielleicht im Munde des ersten als zweifelnde Frage geklungen, wird den andern zur Gewißheit: „Er hat auf uns geschossen, er hat einen von uns geschlagen!" Flugs bildet sich jene seelische Vergesellschaftung, die die geistigen Eigenschaften des einzelnen gleichsam aufsaugt und ein scheinbar neues psychisches Wesen aus ihnen schafft. Das Individuum ist jetzt keiner Regung seiner Vernunft mehr zugänglich. Das Haus, aus dem man geglaubt hat, den Schuß fallen zu hören, wird erstürmt und geplündert. Man schreckt vor Mord und grausamen Martern nicht zurück.

Wären die Mörder Mitglieder einer organisierten Bande von Verbrechern gewesen, kein Wort wäre über solche Taten zu verlieren. Die Erfahrung lehrt aber, daß die späteren Untersuchungen zumeist zu einem ganz anderen Ergebnis gelangen. Vielfach handelt es sich um Menschen, die in ruhigen Zeiten keine Spur von Verbrechensneigung an sich haben, sondern stille Arbeiter, ehrsame Handwerker sind, die mit Gerichten vorher wenig oder gar nichts zu tun hatten. Freilich mag Sighele Recht haben, wenn er die Gesamthaltung der Masse von der moralischen Beschaffenheit der Individuen in gewisser Beziehung abhängig macht. Anderer-

[1]) Dies tut auch Le Bon, freilich mit unzureichenden historischen Mitteln, in La Révolution française et la Psychologie des Revolutions. (Bibliothèque de Philosophie scientifique 83), Paris 1912.

seits erinnere man sich doch der Tatsache, daß Frauen, die an sich gewiß weniger roh, aber schon als Individuen suggestibler sind als die Männer, erfahrungsgemäß bei solchen Gelegenheiten diese an Verwegenheit und Blutgier übertreffen.

Sind diese Tatsachen richtig, so darf man daraus schließen, daß Massenhandlungen an sittlichem und Intelligenzwert den Handlungen des einzelnen nachstehen. Läßt sich dies auch auf dem Gebiete des Geistigen nachweisen?

„Das Volk geht nicht mit Bedacht zu Werk, es fällt wie der Waldstrom darein", behauptet Herodot, der mit so vielen seiner Landsleute die Gelegenheit und das Geschick teilte, voll feiner Beobachtungsgabe die Massen auf ihren geistigen Wert zu prüfen und zu beobachten. Das Wilde, Triebartige und nur seinen Trieben folgende, das der Vergleich mit dem Bergstrom ausdrückt, spiegelt sich ebenso in der Bemerkung Platos wieder, dem der Demos als das „große Tier" erschien [1]). Wenn Parrhasios das athenische Volk im Bilde darstellte, „ebenso wankelmütig, zornig, ungerecht und unbeständig als Bitten zugänglich, als milde, glorreich, erhaben, demütig, wild, flüchtig und das alles zugleich", so war er offenbar mit Livius darin einig, daß die Menge ihrer Natur nach entweder unterwürfig dient oder hochmütig herrscht. Dabei ist sie unfähig, aus sich allein, ohne einen Anstoß von außen her, etwas zu unternehmen. Multitudo omnis sicut natura maris per se immobilis est, ventus et aurae cient. Immer und überall klingt die herbe Erkenntnis Ciceros durch diese Beobachtungen: non est consilium in vulgo, non ratio, non discrimen, non intelligentia.

Solch allgemeinen Urteilen könnte ja bisweilen ein kleiner politischer Nebeneinschlag innewohnen, vielleicht sogar auch dem Worte: Senatores boni viri, senatus bestia, das einem römischen Kaiser in den Mund gelegt wird [2]). Bedeutungsvoller ist es schon, wenn die hervor-

[1]) Ich verweise hier u. a. auf die feinsinnigen Bemerkungen über Massenpsychologie und die verschiedenen Belegstellen, die Rob. v. Pöhlmann, Sokrates und sein Volk (Histor. Bibliothek 8), München 1899 gibt. — Die in den gleichen Bahnen sich bewegende Arbeit v. Pöhlmann, Isokrates und das Problem der Demokratie (Sitz.-Ber. der bayr. Akad. phil.-philol. u. hist. Kl. 1913) konnte ich leider nur mehr in den Anmerkungen berücksichtigen.

[2]) Zitate bei Hans Gudden, Ueber Massensuggestion und psychische Massenepidemien, München 1908. Vgl. hiezu noch die Stelle aus Voltaires Brief an Madame de Graffigny vom 6. Mai 1758: Nous pouvons nous dire l'un à l'autre ce que nous pensons du public, de cette mer orageuse que tous les vents agitent et que tantôt vous conduit au port, tantôt vous brise contre un écueil; de cette multitude qui fuge de tout au hasard, qui élève une statue pour lui casser le nez, qui fait tout à tort et à travers; de ces voix discor-

ragendsten Geister aller Zeiten die Einzelpsyche hoch über die Intelligenz der Menge stellen.

Jeder, siehst du ihn einzeln ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

An dieses Distichon Schillers, von dem doch auch das Wort herrührt „Mehrheit ist Unsinn; Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen", sei bloß noch Goethes Bemerkung angereiht: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will."

Um solche Ansichten vollauf wissenschaftlich zu würdigen, müßte man jede aus ihrem sachlichen, persönlichen und kulturellen Zusammenhang heraus untersuchen. Doch, da sie sich so häufen, da fast jedes Blatt der Weltliteratur Belege dafür bringt, daß gerade die besten und feinsten Köpfe die Menge als urteilslos, wetterwendisch, kurz als minderwertig betrachten, so darf man ihnen wohl einige Beweiskraft zubilligen.

Ob aber über die Kritiklosigkeit des πλῆθος geklagt wird, ob Nietzsches Pathos die Herdenmenschen verspottet, ob Ibsen die kompakte Majorität verurteilt, stets taucht die Frage auf: Haben sich diese scharfen Urteiler der Masse nie als ein Glied dieser Masse gefühlt? Wer ist denn dieser Pöbel, dem ihr Schelten gilt? Haben sie nie gemerkt, daß auch sie ab und zu ein Teil dieser vielen, allzuvielen sind? Man wird vielleicht einwenden, daß solche Worte von Männern herrühren, deren geistige Eigenart sie ganz besonders scharf von dem Einerlei der Masse abhebt.

Muß man aber wirklich ein Goethe sein, um einen Abscheu vor blinden Majoritäten zu empfinden, hat nicht jeder halbwegs Denkende zuweilen ähnlich gefühlt? Der Widerspruch, der darin liegt, daß wir von der Menge oder dem Volke, wobei dem Worte „Volk" eine üble Nebenbedeutung innewohnt, mit einem gewissen Widerwillen sprechen, obwohl wir sehr oft selber dieser Menge, diesem Volke angehören, liegt eben darin, daß wir entweder bewußt oder doch ahnend den mathematischen und ethnologischen Begriff der Masse und des Volkes von dem psychologischen scheiden. Je stärker die Individualität des Mannes ist, um so lebhafter wird der Abscheu sein, den er vor der berauschenden

dantes qui crient hosianna le matin, et crucifige le soir; de ces gens qui font du bien et du mal sans savoir ce qu'ilz font. Les hommes ne méritent certainement pas qu'on se livre à leur jugement, et qu'on fasse dépendre son bonheur de leur manière de penser. Oeuvres compl. 37 S. 445.

Gewalt der Masse empfindet. Aber nur die wenigsten werden ihr ganz entgangen sein. Man kann sich ganz wohl denken, daß einer, der z. B. in der Musik seine eigenen Wege geht, in der Politik jedem Schlagworte nachläuft. Das Ungereimte und Gegensätzliche, das sich im Geistesleben so vieler berühmter Menschen findet, die oft unüberbrückbar scheinende Kluft zwischen der Unbestechlichkeit ihres Urteils auf dem einen, der Leichtgläubigkeit auf dem anderen Gebiete, das alles ließe sich vielleicht in der gleichen Weise erklären[1]).

Aber nicht bloß die Aussprüche machtvoller Persönlichkeiten haben den geistigen Fähigkeiten der Masse ein so schlechtes Zeugnis ausgestellt. Kriminalisten, Psychologen usw., die sich mit dieser Frage beschäftigt haben und deren Urteile durch keinen wechselnden Stimmungsgehalt entwertet werden, sind diesen Anschauungen beigetreten. Sighele hat mit Benützung eines Gedankens Max Nordaus es auch versucht, die wissenschaftliche Erklärung für die Tatsache der Minderwertigkeit von Massenhandlungen zu bieten. Er setzt dabei voraus, daß allen Menschen gewisse Eigenschaften gleich sind. Zu diesen Eigenschaften, die allen gemein sind, kommen bei jedem einzelnen besondere Eigenschaften, die seine individuelle Eigenart ausmachen. Will man dies durch eine mathematische Formel veranschaulichen, wobei man für die gemeinsamen Eigenschaften x, für die individuellen a, b, c einsetzt, so ergibt sich bei einer Vereinigung von 20 Menschen wohl 20 x aber nur je ein a, b, c usw. Es überwiegt also stets das Mittelmaß, das „Gemeine" bändigt die individuellen Vorzüge der einzelnen, so zwar, daß in den Handlungen der Masse nicht die Potenzierung, wie man vielfach angenommen hat, sondern die Ausscheidung und Unterdrückung der guten und hervorstechenden Eigenschaften erfolgt. Nicht Summierung sondern Subtraktion zuungunsten des Feinen und Erlesenen gegenüber dem Durchschnitt ist der Fall. — Man hat diese Anschauung auch Subtraktionstheorie genannt[2]).

Es wäre aber falsch, aus dieser Minderwertigkeit — wie manche

---

[1]) Vgl. L. W. Stern, Ueber Psychologie der individuellen Differenzen (Schriften der Gesellschaft für psycholog. Forschung 3, 12), Leipzig 1900 S. 251. „Aus dem Bisherigen folgt, daß es verkehrt ist zu wähnen, ein Individuum sei als Ganzes charakterisiert, wenn man es unter irgend einen Typus rubriziert (wie das im gewöhnlichen Leben oft genug geschieht). In jedem Einzelwesen findet sich eine Mehrheit, ja eine Unzahl von Typen vereinigt, und es hat überhaupt keinen Sinn, irgend einen Typus sich auf die Gesamtheit eines Seelenlebens erstrecken zu lassen.

[2]) Wilh. Brönner, Zur Theorie der kollektiv-psychischen Erscheinungen, Zeitschr. f. Philosophie u. philosophische Kritik 141 (1911) S. 16.

es auch wirklich tun — die Masse in Bausch und Bogen zu verurteilen. Es liegt auf der Hand, daß bisweilen gerade die Elemente der Eigensucht, der individuellen Furchtsamkeit und Feigheit oder doch Trägheit ausgeschaltet, „subtrahiert" werden. Dann tritt uns die Masse in grandioser Opferfreudigkeit, in alles beherrschendem Mute, in schwungvoller Begeisterung entgegen. Die Geschichte hat davon glänzende Beispiele verzeichnet.

Aber noch mehr. Man wird gegen die Geringschätzung der Masse einwenden, daß doch im Zusammenwirken der Menschen Kulturwerte entstanden sind wie Sprache, Sitte, Kunst, Mythus, an deren Werden alle mitarbeiten und die doch in letzter Linie Schöpfungen darstellen, die über eine bloße Addition der Einzelkräfte hinausgehen. Um hiefür eine Erklärung zu finden, hat man in verschiedener Abwandlung bis herab auf Wundt einen „Volksgeist", eine „Volksseele" konstruiert, freilich ohne damit über eine gewisse Mystik hinwegzukommen [1]). In Wahrheit liegt wohl ein Fehlschluß vor. Weil das Ergebnis der Massenhandlung als ein Ganzes, als eine Einheit uns entgegentritt, hat man geglaubt, daß die Handlung selbst auch einheitlich sein müßte und ebenso die psychische Ursache [2]). Eine solche Deutung liegt ja nahe, ist aber deshalb nicht richtig. Man hat der Kollektivseele die verschiedensten Fähigkeiten beigelegt, hat ihr zuliebe aus dem volksmäßig gesungenem Liede ein Volkslied gemacht, das zu seinem Schöpfer nicht den oder jenen, sondern das Volk oder doch eine „Gemeinschaft" haben soll [3]). Allmählich bricht sich aber die Erkenntnis Bahn, daß man die-

[1]) Vgl. Franz Eulenburg, Ueber die Möglichkeiten und Aufgaben einer Sozialpsychologie. Jahrb. für Gesetzgeb., Verwaltung und Volkswirtschaft 24 (1900) S. 202 ff., W. Brönner a. a. O.

[2]) J. G. Simmel, Ueber das Wesen der Sozialpsychologie. Arch. f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik 26 (1908) S. 287 f.

[3]) „Wer dichtet, wer auch nur einzelnen Vers macht, ist immer ein einzelner, aber das Lied des einzelnen wird zum Volkslied, indem es von Mund zu Mund weitergeht, und hiebei mag es Veränderungen, Neubildungen, Erweiterungen, vielleicht auch Verbesserungen erfahren, die natürlich auch immer zuerst ein einzelner gemacht haben muß, an denen die Masse aber insofern einen Anteil hat, als das, was ihr gefällt, weitergesungen, was ihr nicht gefällt, fallen gelassen wird und endlich verschwindet" H. Delbrück, Geist und Masse in der Geschichte. Preuß. Jahrbücher 147 (1912) S. 209 f. Demgegenüber klingt die an Wundt orientierte Erklärung A. Goetzes einer „Gemeinschaftsdichtung" recht gezwungen. Begriff und Wesen des Volksliedes. Germ.-roman. Monatsschrift 4 (1912) S. 79 ff. Trotz feinsinnigen Beobachtungen ist es recht nebelhaft, wenn W. H. Riehl „Oeffentliche Meinung und Gefühlspolitik" in Freie Vorträge, Stuttgart (1873) S. 321 die öffentliche Meinung als „Aussprache des Volksbewußtseins" erklärt.

ser geheimnisvoll schaffenden Kraft denn doch Dinge zugemutet hat, die nicht in den Bezirken eines Gesamtgeistes ihren Ursprung haben können, sondern die entweder infolge einer falschen Fragestellung nur Gegenstand psychologischer Forschung geworden sind oder doch in das Gebiet der Individualpsychologie fallen. „Die Gemeinschaft als solche kann nicht nur nicht denken, fühlen, wollen, sie kann auch nicht handeln, denn sie besitzt keinen eigenen Leib neben den Leibern der zu ihr gehörenden Individuen. Schon jede Aeußerung eines gemeinsamen Gedankens kann nur individuell erfolgen; selbst wenn viele gleichzeitig dasselbe sprechen, so sprechen sie sovielmal als sie Individuen zählen und nicht mit einem Munde ein Wort“ [1]).

Leugnet man also das Dasein einer mit realer Bedeutung begabten Kollektivseele, so wird damit die Gültigkeit der Subtraktionstheorie nicht ausgeschaltet, noch weniger freilich die Tatsache von der Minderwertigkeit der Massen angetastet. So wenig man sich verleiten lassen wird, in der Masse eine über die Individuen hinausgehende einheitliche Persönlichkeit mit eigener Handlungsfähigkeit zu betrachten, so wenig darf übersehen werden, daß zwischen der psychischen Tätigkeit des Individuums als einzelnen und der des Individuums als Mitglied

---

[1]) Rich. v. Schubert-Soldern, Individuum und Gemeinschaft. Zeitschr. für die gesamte Staatswissenschaft 1899 S. 64. Vgl. ferner Chr. Sigwart, Logik 3. A. 2. Bd. S. 189 f.: Es war die Bezeichnung einer Lücke in der gewöhnlichen Behandlung der Psychologie, als der Individualpsychologie eine Völkerpsychologie gegenübergestellt wurde. Die Unterscheidung war ganz berechtigt, sofern damit gesagt werden sollte, daß der Mensch niemals isoliert gegeben ist, und die psychischen Vorgänge, die wir tatsächlich in ihm vorfinden, einerseits vielfach durch die Gemeinschaft mit anderen bedingt sind und durch sie erst wirklich werden, andrerseits diese Gemeinschaft selbst bilden und erhalten und ihr ihren bestimmten Charakter geben. Insofern war es ein entschiedenes Verdienst, Gebiete, wie die der Sprache, der Sitte, des Rechts für die psychologische Betrachtung zu reklamieren. Aber der Gegensatz, um den es sich dabei handelt, ist nicht glücklich durch den Gegensatz von Individualseele und Volksseele oder Gesamtgeist ausgedrückt, und die Trennung von Völkerpsychologie und Individualpsychologie ist unhaltbar. Alle Psychologie ist Individualpsychologie, weil sie nur von dem reden kann, was in dem Bewußtsein vorgeht und sich findet, und weil dieses Bewußtsein immer nur das eines Individuums von sich selbst sein kann; aber in den Regungen des individuellen Lebens müssen allerdings diejenigen Vorgänge, besonders die Gefühlsbestimmtheiten und Strebungen mit besonderer Sorgfalt aufgesucht werden, welche das Verhältnis von Mensch zu Mensch bestimmen, weil auf ihnen das geschichtliche Leben des Menschen ruht.“

der Masse ein qualitativer Unterschied zu erkennen ist. Nur in diesem Sinne soll es also fernerhin verstanden werden, wenn von spezifischen Massenvorstellungen, -gefühlen, -stimmungen die Rede ist. Nun erklärt freilich die Subtraktionstheorie die Ursache, warum sich der Intelligenzwert der in der Menge Handelnden zu ungunsten des für sich allein Handelnden mindert, sie erklärt aber nicht, wie solche Kollektivhandlungen überhaupt zustande kommen und warum sie auch noch ganz bestimmte Sondereigenschaften aufweisen.

Zur Erklärung der kollektiv-psychischen Erscheinungen hat man den Grundsatz herangezogen, daß unter gleichen oder ähnlichen Bedingungen bei verschiedenen Personen gleiche oder ähnliche Erlebnisse stattfinden[1]). Wenn wir ferner erfahren, daß diese Gleichförmigkeiten seelischen Geschehens einer Vielheit durch die Suggestion erhöht wird, so ist freilich damit noch nicht erwiesen, warum gerade solche Vielheiten suggestiven oder suggestivähnlichen Einwirkungen erliegen.

Suggestion ist die Uebertragung einer „gefühlsstarken" Vorstellung auf eine fremde Person oder auf sich selber. Wird eine solche imperativ gerichtete Suggestion einem im Dämmerschlaf befindlichen Menschen mitgeteilt, so steigert sich seine Abhängigkeit zur Hypnose, in der sein Wille mehr oder weniger gehemmt, seine Urteilskraft beseitigt und seine Aufmerksamkeit fast einzig und allein dem Hypnotiseur und seinen Befehlen zugewendet ist. Deshalb hat man auch das Wesen der Suggestion damit zu erklären gesucht, daß bei ihr die Aufmerksamkeit nicht durch den Inhalt des Bewußtseins selbst und zwar durch Vorstellungen mit ausgeprägtem Gefühlston, also willkürlich, sondern durch äußere Sinnesreize, demnach unwillkürlich erweckt und gefesselt wird[2]).

Damit stimmt die Erfahrung überein, daß es zumeist ein die Einbildungskraft und die Leidenschaften erregender Vorfall ist, der auf die Menge Einfluß ausübt. Die feinsten juristischen Darlegungen und scharfsinnigsten wissenschaftlichen Beweisgründe sind ohnmächtig gegenüber einer eindrucksvollen Gebärde des erfahrenen Volksredners. Verstärkend wirkt das Beispiel der anderen. Einerseits die Furcht, feig oder als Verräter zu erscheinen, andererseits das Gefühl, als Teil der Masse ihre Stärke und ihre Verantwortungslosigkeit mitgenießen zu dürfen.

Freilich sind mit diesen Erklärungsversuchen keineswegs alle Zwei-

---

[1]) Brönner S. 32.

[2]) Hans Gudden, Ueber Massensuggestion, S. 8, wo sich zwar nichts wesentlich Neues findet, doch ist es interessant, diese Fragen von psychiatrischer Seite beleuchtet zu sehen.

fel gestillt. Man hat mit Recht neuerdings eingewendet, daß das Wort Suggestion zu Tode gehetzt und mißbraucht werde und hat die geistige Ansteckung der Massen auf Einredung, Einfühlung und Eingebung zurückzuführen gesucht[1]). In dieser Teilung fällt nur die Eingebung mit dem Begriff der Suggestion zusammen. Wie dem auch sei, für uns kommt bloß in Betracht, daß sich alle Beobachter über die verhältnismäßig leichte Beeinflußbarkeit der Masse durch äußere, namentlich auf die Phantasie wirkende Eindrücke einig sind. Wer wie Napoleon die Einbildungskraft der Menge zu nähren versteht, dem folgt die Menge in hündischer Unterwürfigkeit, der vermag sie auch zu Helden zu machen, ist sie aber wie in der französischen Revolution auf sich selbst gestellt, wird sie zum Spielball des Zufalls oder läuft jeweils dem nach, der am lautesten schreit[2]). „Das Haupthindernis der Fortschritte des Menschengeschlechts ist", sagt Schopenhauer, „daß die Leute nicht auf die hören, welche am gescheitesten, sondern auf die, welche am lautesten reden."

Wer als Fernstehender diese Fragen erörtert, den mutet es bisweilen an, als griffe er mit bloßen Händen in ein Wespennest. So sei es denn schließlich den Psychologen überlassen, darüber zu entscheiden, ob es eine Sozialpsychologie gebe oder nicht. Wir wollen uns also weniger an die Gründe und Einzelheiten halten als an die großen unbestreitbaren Tatsachen. Die Handlungen des einzelnen in der Masse büßen an Intelligenzwert ein. Dabei tritt das auch sonst herrschende Gesetz von der Gleichförmigkeit psychischen Geschehens um so deutlicher in Erscheinung als die Masse an Widerstandskraft gegen die auf die Phantasie wirkenden Einflüsse verliert. Dieser Verlust löst aber gewisse Hemmungen und verstärkt dadurch nur die Gewalt dieser Handlungen. Aufs selbe Ziel gerichtet, einheitlich in ihrer Wirkung, erscheinen sie als eine einzige Handlung, von der man sich nur vorstellen konnte, daß sie auch bloß ein einheitliches Subjekt zum Urheber haben könne: die Masse.

In diesem Sinne verstanden ist auch die öffentliche Meinung ein Urteilen der Masse. Tausend und abertausend Sondermeinungen, von denen jede ihren eigenen Weg geht, können zunächst für ihre Urheber

---

[1]) Willy Hellpach, Die geistigen Epidemien 1906 in der Sammlung: Die Gesellschaft Bd. 11.

[2]) „Une nation de trente-huit millions d'individus, dont chacun, pris isolément, est un être parfaitement intelligent, en est arrivée à ne former qu'une masse d'illusionnés quand il s'agit de l'ensemble." Th. Funck-Brentano, La Politique, Paris 1892 S. 80.

oder die nähere Umgebung von Bedeutung sein, für die Allgemeinheit haben sie keinen unmittelbaren Belang. Erst indem sie zu einem scheinbar einheitlichen psychischen Gebilde verschmelzen, gewinnen sie die Merkmale der öffentlichen Meinung.

Diese Einheitlichkeit besteht freilich nur nach außen hin und stets nur in einer bestimmten Richtung. Die verschiedenen, sich widerstreitenden Einzelanschauungen verlieren dadurch, daß sie sich zur herrschenden Meinung vereinen, keineswegs ganz ihr besonderes Dasein, sie kämpfen auch noch weiter ihren Kampf, nur müssen sich ihre Unterschiede in derselben Linie bewegen. Das letzte Ziel muß das gleiche sein. In dem Zusammenschluß zur öffentlichen Meinung binden sich eben die Individualitäten nicht in vollem Maße, sondern nur soweit als es die bewußten oder unbewußten Zwecke augenblicklich erfordern. Es können sich auch zur selben Zeit über verschiedene Dinge verschiedene öffentliche Meinungen bilden. Die politischen Strömungen unserer Tage geben dafür vielfältiges Zeugnis.

Die Aehnlichkeit dieser Erscheinungen mit dem psychologischen Verhalten der Masse springt in die Augen. Noch deutlicher wird die Analogie, sobald man die Momente betrachtet, die am klarsten und eindruckvollsten die Bildung einer öffentlichen Meinung auslösen. Gewiß besteht, wenigstens bei Kulturvölkern, eine solche über Dinge allgemeinen Interesses zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen. Aber ihre größe sichtbare Macht gewinnt sie in Augenblicken leidenschaftlicher Erregung, während staatlicher oder gesellschaftlicher Wirren. Und wie das Zusammenballen der Individuen zur bunten Menge durch Mittel geschieht, die mehr auf die Phantasie als auf die Urteilskraft wirken, zumal diese Urteilskraft von vornherein gemindert ist, so machen wir dieselbe Erfahrung bei der öffentlichen Meinung. Wo diese ihren Mund auftut, wird das Schlagwort am lautesten durch die Gassen geschrien. Je vieldeutiger und unbestimmter dieses Wort klingt, um so wirksamer ist es, denn es läßt der Einbildungskraft größeren Spielraum. Die Gedankensparsamkeit der Menge legt vielfach ihre politischen und sozialen Werte in Wörtern an, in Wörtern, die freilich im Wandel der Zeiten ihre Bedeutungen ändern. Wer eine Geschichte der öffentlichen Meinung schreiben wollte, müßte deshalb zuerst die entsprechende Terminologie und die Schlagwörter der betreffenden Zeit feststellen. Man denke doch nur an die Namen der politischen Parteien, an Wörter wie „liberal" und „konservativ". In jedem Lande, ja fast in jeder Stadt ist die Auffassung von deren Bedeutungsinhalt eine andere und

doch üben sie überall ihre Wirkung aus[1]). Deshalb geht jeder größeren Massenbewegung eine Zeit der Illusion voraus. Um die englische Arbeiterschaft für eine regere Anteilnahme an der Sozialpolitik zu gewinnen, bedurfte es der kommunistischen Ideen Richard Owens. Erst indem man den Arbeitern das Bild eines Zukunftsstaates ausmalte, der die aufreizende Tatsache ungleicher Güterverteilung von ihnen nahm, indem man ihnen ein Leben ohne materielle Sorgen bei verhältnismäßig geringer Arbeitsleistung in Aussicht stellte, hatte man die psychologischen Voraussetzungen geschaffen, um aus einer dumpf hinlebenden Menge unzufriedener, aber politisch machtloser Proletarier eine organisierte Masse zu schaffen, die ihren Standpunkt zu vertreten imstande war. Die mit der Zeit vielfach lästig werdenden Illusionen werden von den Wirklichkeiten des Lebens früher oder später hinweggespült[2]). Wichtig ist bloß die Tatsache, daß es zunächst gefühlsmäßig erfaßte Vorstellungen sind, die der Bildung einer öffentlichen Meinung zu Pate stehen. Aufgabe des einzelnen kann es erst sein, die brauchbaren Bestandteile daraus zu sichten, zu werten und kritisch zu durchdenken. Freilich kann so etwas nur bei Vorgängen geschehen, die sich längere Zeit hinziehen. Dort, wo sich Meinung und Tat in rascher Folge abwickeln, vermag das Individuum höchstens durch Ausnützung der bekannten Schwächen, die der Masse anhaften, Irrtümer und Mißgriffe zu verhüten.

Also auch hier der Widerspruch zwischen Phantasie und Verstand, zwischen Gefühl und Kritik! Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß das Gefühl der Vielen in manchen Fällen nicht richtiger sieht als der grübelnde Intellekt des einen. Aber der Gegensatz läßt sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen. Selbst Bluntschli, der eher zu einer Ueberschätzung der öffentlichen Meinung neigt, als daß er sie zu gering gewertet hätte, muß eingestehen „Das gemeine Urteil auch der gebildeten Klassen wird fast immer oberflächlich sein. Es ist nicht möglich, daß sie alle Umstände kennen und alle Gründe aufgedeckt haben, von denen der Entscheid in wichtigen Dingen abhängt. Die öffentliche Meinung kann von momentanen Leidenschaften der Menge getrübt, sie kann sogar künstlich irregeleitet werden. Ein einziges bedeutendes Individuum kann richtig sehen, wo alle Welt rings umher falsch sieht“ [3]). Man darf

[1]) Vgl. hiezu Le Bon S. 74 ff.

[2]) Vgl. Georg Adler, Die Bedeutung der Illusionen für Politik und soziales Leben, Jena 1904. — Für die Geschichte der Religionen ließe sich gewiß Aehnliches feststellen.

[3]) Deutsches Staatswörterbuch 7 (1862) S. 345 f. In der Folge schränkt er dieses Urteil freilich wesentlich ein.

vielleicht diesen Ausspruch dahin ergänzen, daß dieses Individuum gar nicht so bedeutend zu sein braucht, es muß nur aus irgend einem Grunde frei von dem Einflusse der öffentlichen Meinung sein. So kann etwa ein Fremder, ohne daß er deshalb ein großer Mann ist, Zustände und Vorgänge in einem politisch aufgewühlten Lande vielfach besser beurteilen, als ein Kind des Landes selber, mag es an Geistesgaben auch den anderen sonst übertreffen. Die öffentliche Meinung lähmt eben die Urteilskraft des einzelnen, engt dessen geistiges Gesichtsfeld ein. Das kann freilich auch den Vorteil haben, daß es die Seelenkräfte auf einen bestimmten wichtigen Punkt hin konzentriert und die Wirkung durch solche Einseitigkeit wesentlich verstärkt.

Im allgemeinen steht es aber fest, daß die Menge und damit auch die öffentliche Meinung an Fähigkeit der Kritik entschieden dem urteilbegabten Individuum nachsteht. „Zuschlagen muß die Masse, dann ist sie respektabel; urteilen gelingt ihr miserabel." Goethes Ueberzeugung ist, wie man sieht, mit der Subtraktionstheorie sehr wohl zu vereinigen. Wo es sich nicht gerade um ganz allgemeine menschliche Dinge handelt, gehört, um einer Sache auf den Grund zu gehen, ein gewisses Maß von Fachkenntnissen dazu. Deshalb wirkt die öffentliche Meinung als Wahrerin der guten Sitte und gewisser Lebensregeln ungleich wohltätiger denn in der Politik, in der Wissenschaft oder Kunst[1]).

Niemand wird leugnen wollen, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden die Allgemeinheit aufs tiefste berührt und daß in Augenblicken, da diese Fragen erörtert werden, so ziemlich jeder einzelne irgend eine Meinung darüber hegen wird. Einsicht in das Wesen der in Betracht kommenden Verhältnisse, Kenntnis der Verträge, die zwischen den Staaten geschlossen worden sind, der Verhandlungen, die noch weiter laufen, all das wird aber nur wenigen zu eigen sein. Ja selbst eines ganz allgemeinen Verständnisses für die Regeln zwischenstaatlichen Verkehrs, für die Richtlinien fremdländischer Politik, für die Notwendigkeiten des eigenen Volkes, werden sich nicht sehr viele rühmen können. In der großen Menge überwiegen also jene, die kein Sonder-

[1]) Vgl. Treitschke, Politik 2 S. 259: „Sehr merkwürdig ist nun die politische Gesinnung eines wirklich herrschenden Demos. Es ist deutlich, daß ein solches souveränes Volk gewisse feine politische Eigenschaften der Intelligenz gar nicht besitzen kann, vor allem nicht die Gabe der Voraussicht; die fehlt einem herrschenden Volke einfach gänzlich." Jos. Held, Staat und Gesellschaft 3 (1865) S. 543 spricht von „dem wohl zu allen Zeiten verhältnismäßig niederen politischen Bildungsgrad der großen Massen".

wissen haben, weit über die Zahl derer, die als Kenner und Fachleute angesprochen werden dürfen. Ja selbst Leute, die nur als halbwegs orientiert gelten können, bleiben hiebei in der Minderzahl. In der Masse hat aber das Urteil des Gebildeten und Eingeweihten die gleiche Kraft wie die des Ungebildeten und Unwissenden, hier werden die Stimmen nicht gewogen oder auf ihre Autorität hin gewertet. Von den Tausenden, die blind darauf los urteilen, müssen also die wenigen, die klar und jene, die etwas weiter sehen, in Abschlag gebracht werden [1]).

Die Meinungen dieser Tausende würden aber bei jedem Angriff wie eine Schar aufgescheuchter Vögel auseinanderflattern, würde jeder von den Vielen seine eigenen Wege gehen. Zur Macht werden sie erst dadurch, daß sie zu einer Einheit oder doch scheinbar zu einer solchen verschmelzen.

Einer der Gründe dafür, daß in tausenden Gehirnen über dieselbe Sache eine ähnliche oder gleiche Meinung entsteht, ist vermutlich darin zu suchen, daß die Mehrzahl der Individuen über jenen Gegenstand kein sicheres Wissen hat und ihn bloß gefühlsmäßig erfaßt. Kommt nun jemand, der laut in die Menge hinausschreit, der vielleicht auch die Gefühlssaiten in Schwingungen zu bringen versteht, so hat er unter Umständen im Nu die öffentliche Meinung nach seinem Sinne gelenkt. Krieg und Frieden! Der einzelne, der Durchschnittsmensch, weiß im gegebenen Fall aus seinem eigenen Kopf heraus nichts Vernünftiges für oder wider den drohenden Krieg vorzubringen. In seiner Einbildungskraft steigen aber die Bilder hehrer Heldengestalten auf, die sein Volk hervorgebracht hat und in denen er die Geschichte seiner Nation verehrt. Da genügt ein auffallender Vorgang, bloß die Nachricht von einem solchen (Benedetti, Emser Depesche) und in all den Köpfen blitzt nach den Gesetzen psychischer Gleichförmigkeit der Gedanke auf: das Vaterland ist bedroht. Mischen nun führende Männer oder führende Blätter ihre Stimme hinein und rufen zum Krieg auf, da verstärkt sich plötzlich ihr Ruf. Ein Jubel, eine Begeisterung bricht los und es gewinnt den Anschein, als ob die Menge aus einem einzigen Munde schriee.

Die Urteile der wenigen, die den Zustand des Heeres, des eigenen und des gegnerischen, kennen, kommen nicht zum Wort. Die Stimmen jener, die vielleicht deshalb vor dem Kriege warnen, weil sie Einblick in die finanzielle Lage oder in die militärischen Verhältnisse des Staates haben, werden übertönt. Der stolze Streitruf „Nach Berlin!“ ist stärker als jeder Versuch kluger Erwägung. In ihm vereinigen sich gleich-

[1]) Freilich ist nicht immer der höhere Intelligenzwert des Einzelurteils eine Bürgschaft für dessen Richtigkeit.

sam die kriegsfreundlichen Gedankenelemente des nach Ruhm dürstenden Volkes, während alles, was kühler Erwägung, sachlicher Beurteilung entstammt, abgewiesen, eliminiert wird.

Wer die öffentliche Meinung für sich gewinnen will, muß schreien — im roh physischen oder im übertragenen Sinn. Mit grellen Bildern muß er die Phantasie der Menge einzufangen suchen. Deshalb entfernen sich die Urteile der Masse auch meist desto stärker von der Wahrheit, je mehr der nüchterne Befund der Tatsachen an der mittleren Linie klebt. Die öffentliche Meinung bewegt sich am liebsten in Extremen. Wer sich ihre Gunst erworben hat, ist ein Held, an dessen Schild sie auch nicht das geringste Fleckchen duldet. Sie kann sich nicht genug tun, seine historische Gestalt mit Anekdoten und Anekdötchen zu behängen. Josef II., Friedrich der Große, Napoleon, Blücher! Wer wollte dem Volksglauben den Schatz an Idealbedürfnissen rauben, den er an seine Lieblinge verschwendet. Und hat er einen Helden besonders in sein Herz geschlossen, dann ist sein Tod eine Mär, dann lebt er auch heute noch oder wird wiederkommen, sobald das Volk seiner bedarf.

Wehe aber, wer sich die Huld der öffentlichen Meinung verscherzt hat. Man lese die Streitschriften aus der Reformationszeit nach. Der Papst ist im Munde Luthers der Erzkirchendieb, Stifträuber, Klosterfresser und Seelenmörder. Mit Worten wie Tempelknechte, Klosteresel und Laffenprediger wird von den Reformatoren nur so herumgeworfen, während sie selbst von den Altgläubigen mit Ausdrücken wie Heiligenmörder, Fleischprediger, Schriftdiebe, Papstschänder usw. bedacht werden[1]). — Ein Agitator, der Erfolg haben will, muß übertreiben, weil sich die öffentliche Meinung selber in Uebertreibungen bewegt[2]).

Bedürfte es hiefür noch eines weiteren Beweises, man brauchte nur an die Bastille zu erinnern. Bis hinein fast in die Gegenwart schlep-

[1]) Friedr. Lepp, Schlagwörter des Reformationszeitalters (Quellen und Darstellungen aus der Geschichte des Reformationsjahrhunderts 8), Leipzig 1903. — Vgl. die Blütenlese gemeinster Schimpfwörter, mit denen sich Demosthenes und Aischines gegenseitig belegt haben, um jeweils den anderen bei der Volksmenge („öffentlichen Meinung") herabzusetzen. v. Pöhlmann, Isokrates S. 31 ff.

[2]) So müßte, wer der Aufklärungsliteratur Glauben schenken wollte, die Gegner insgesamt als beschränkt, ja ungebildet halten. Voltaire stellt in den Entretiens d'un Sauvage et d'un Bachelier einem Baccalaureus einen Wilden gegenüber, wobei sich ergibt, daß der Schulphilosoph an Duldsamkeit und Aufgeklärtheit dem Wilden nachsteht. Vgl. E. Guglia, Die konservativen Elemente S. 217. Gerade Guglia weist nach, welche Fülle von Geist, Arbeit und Scharfsinn in den Arbeiten der verschiedensten Gebiete bei den Gegnern der Revolutionsphilosophie zu finden ist.

pen tendenzeifrige Geschichtsschreiber die öffentliche Meinung, die in der Revolutionszeit über jenes Staatsgefängnis verbreitet war und die Köpfe beherrschte. Eiserne Käfige, Torturwerkzeuge, unterirdische Kerkerzellen, schreckliche Höhlen mit Kröten, Eidechsen, ungeheuren Ratten und Spinnen, als Wohngeräte ein riesiger Stein, bedeckt von ein wenig Stroh, verpestete Luft . . Alle Requisiten volkstümlicher Schauerromantik! — Man weiß heute, daß die feuchten Zellen im Kellergeschoß schon seit Ludwig XV. nicht mehr in Gebrauch waren, daß Küche und Keller nicht bürgerlich, sondern fürstlich die Gefangenen bedienten, daß arme Eingekerkerte vom König Pensionen erhielten und mit Pelz- und Seidenkleidern versehen wurden. Nicht bloß die Behandlung, auch das Gerichtsverfahren entbehrte nicht der Menschlichkeit, erhielten doch manche, deren Unschuld erwiesen wurde, ganz beträchtliche Entschädigungssummen oder Lebensrenten[1]).

So läßt sich fast bei jedem Ereignis, bei jeder Einrichtung zwischen dem wirklichen Sachverhalt und der öffentlichen Meinung, die über dieses Ereignis, diese Einrichtung laut wird, eine Distanz feststellen, die im selben Verhältnis wie die Affektstärke der urteilenden Menge wächst oder fällt. Und dies geschieht ebenso, wo die Massen ihre Gefühle und Ansichten als Lob und Begeisterung kundgeben, als dort — und dies ist der häufigere Fall —, wo sie im negativen Sinne als Kritiker sich betätigen. Deshalb wird es stets Aufgabe der Geschichte sein, diesen Abstand zwischen dem tatsächlichen Geschehen und der öffentlichen Meinung, die sich über dieses Geschehen gebildet hat, zu beachten und aufzuzeigen.

Für den ersten Augenblick mag es ja unerklärlich scheinen, wie sich über Dinge, von denen viele sicheren Bescheid wissen, in der Masse so falsche Vorstellungen bilden können. Aus der Bastille kehrten doch immer wieder etliche in ihr bürgerliches Dasein zurück, die meisten durften Anverwandte, Freunde und Bekannte empfangen. Und diese alle konnten das Märchen vom modrigen Pestodem dieses Gefängnisses mit wenigen Worten zerstören. Wie konnte gerade die Bastille zum Sinnbilde despotischer Zwingherrschaft werden? Wie konnten auf vielfach ganz vage Beschuldigungen hin Christen und späterhin Juden des religiösen Mordes geziehen werden? Eine Erklärung hiefür liegt wohl in der Tatsache, daß bei der Entstehung einer „Meinung" der Wille eine größere Rolle spielt, als man vielleicht von vornherein anzunehmen geneigt ist.

[1]) F. Funck-Brentano, Légendes et Archives de la Bastille. 8. édition Paris 1909.

Nach Thomas von Aquin steht, wie wir gehört haben, der „Meinende" inmitten eines Widerspruches und fürchtet, Unrecht zu haben, fürchtet, daß nicht das, was er angenommen hat, sondern das andere wahr sein möchte. Wer aber fürchtet, setzt sich leicht zur Wehr, verteidigt seine These mit Gründen, die ihm im innersten selbst nicht ganz schlüssig scheinen. Aus dem Zwielichte zwischen sicherem Wissen und ahnungsvollen Zweifeln reißt nun den Zaudernden der Wille, Recht zu behalten. Je schwächer die Beweise der Intelligenz Bestand haben, je mehr das Gefühl und die Leidenschaft über das ruhige Abwägen und kühle Durchdenken die Oberhand gewinnen, umso entscheidender wird sich das Wollen in den Urteilsakt einmengen. In diesem Wollen liegt die Wurzel allen tendenziösen Denkens und Schaffens. Wem die Größe seines Volkes, die Unbesiegbarkeit seines Staates, seines Herrschergeschlechtes eine liebgewordene Voreingenommenheit ist, der wird bewußt oder unbewußt jene Seiten der Geschichte seines Volkes, die irgendwie Bedenkliches enthalten, überschlagen. Der Fanatiker vollends läßt sich nicht überzeugen, nicht weil es ihm an Geistes- und Verstandeskräften fehlt, sondern weil er sich nicht überzeugen lassen *will*. Dagegen wird er ohne Widerstreben annehmen, was außerhalb seiner festgezogenen Glaubensbahn liegt. Diese die freie Urteilsfähigkeit einschränkende Willensdisposition kann natürlich verschiedene Ursachen haben. Sie kann auf eingewurzelter Gewohnheit beruhen, die gewisse Anschauungen zur festen Ueberlieferung gestaltet und dann mehr an gefühlsmäßig erfaßte Vorstellungen anknüpft. Aber auch wirtschaftliche und soziale wie religiöse Verhältnisse können die Willensrichtung beeinflussen[1]). Sie kann jedoch selbst rein persönlichen Ursachen entspringen. Der einzelne will seinen Geist erglänzen lassen und setzt gegen seine bessere Ueberzeugung den anderen ins Unrecht, oder er will nicht zugeben, daß er sich besiegt fühlt, und kämpft mit Scheingründen weiter.

Die mittelalterlichen Christen, die sich von den Juden bewuchert fühlten, glaubten an die Blutbeschuldigungen, an den Vorwurf der

[1]) Einen wertvollen Beweis für diese Annahme bietet z. B. *Theodor v. Bernhardi* in seinen Tagebüchern (Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis 6 S. 311), wo er erzählt, wie er in Berlin auf der Wilhelmsstraße plötzlich von Blinds Attentat auf Bismarck erfährt und wie neben ihm ein dem Handelsstande angehöriger Mann mit überaus schlauem Lächeln von dem Attentäter behauptet, „er wird wohl gar nicht geladen haben". Er teilte damit die landläufige Meinung der liberalen Gegner Bismarcks. „Ich verwies", fährt Bernhardi fort, „den Mann auf die Kugelspuren, die in einer Littfaßsäule gefunden worden sind, aber er *wollte* nicht überzeugt sein; er blieb bei seinem schlauen Lächeln und seiner Ansicht".

Brunnenvergiftung, nicht weil sie die Fälle bis in alle Einzelheiten untersucht hatten, sondern weil diese Vorwürfe sich in der Linie ihrer wirtschaftlichen Ziele bewegten oder diese doch unterstützten. Die von der Sieghaftigkeit ihrer Nation überzeugten Franzosen hielten Bazaine, hielten Trochu für Verräter. Hatten sie etwa hiefür schlagende Beweise? Nein. Aber der Gedanke, verraten zu sein, der schon in der Revolutionszeit eine bedeutende Rolle spielte, war Balsam auf die nationalen Wunden dieses eitlen Volkes. Also auch hier der Wille als mitbestimmender Faktor.

Daß neben dem Wollen auch die Phantasie an der Meinungsbildung hervorragend beteiligt ist, wurde bereits an verschiedenen Stellen bemerkt. Das Gegenstück zum Fanatiker ist hier der Phantast. Man mag ihm mit urkundlicher Strenge den nüchternen Inhalt eines bestimmten Vorganges mitteilen, er wird kein Ohr dafür haben. Seine Einbildungskraft zeichnet bunte Bilder in die einfachen Umrisse der Erzählung, ihr ist die nackte Tatsache zu uninteressant, zu wenig wirksam. Ohne daß er selber es merkt oder es bewußt will, bringt er Ereignisse, die in Wirklichkeit parallel nebeneinander liefen, in ursächlichen Zusammenhang. Ist er witzig und geistreich, so wird ihm diese kleine Verzerrung unwillkürlich zur Pointe, ohne die ihm die Mitteilung nicht erzählenswert erscheint. Das eundo crescit ist auf diese Umformung im Munde der Vielen zurückzuführen.

So wirkt die Phantasie, der Wille, die Geisteskraft der vielen Individuen zusammen, um das hervorzubringen, was in der öffentlichen Meinung als eine einzige große politische und gesellschaftliche Macht in die Erscheinung tritt. Wie stellt sich nun der einzelne zu ihr? — Da sei nun daran erinnert, daß es ein Individuum im Sinne von absolutem Für-sich-sein überhaupt nicht gibt. Jeder steht unter dem Zwange gewisser sozialer Vorstellungen und nur die relative Freiheit davon ist das Feld, auf dem sich seine „Persönlichkeit" bewegen kann. Um das Ausmaß dieses Spielraumes handelt es sich eben[1]). Es war offenbar ein Nachhall des Aufklärertums, wenn man alles Geschehen aus dem Individuum heraus erklären zu können vermeinte und einzig und allein in dem großen Manne die Antriebe für das geschichtliche Leben suchte. Andererseits hatte man den Einfluß naturwissenschaftlicher Erkenntnis überspannt, als man die Helden von ihren Postamenten stürzte und an ihre Stelle die grobe, ungeschlachte, aber alles umfassende Masse stellte. In ihr würden, ihr selber freilich vielfach un-

[1]) Vgl. Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Leipzig (1896) S. 354.

bewußt, die großen leitenden Ideen geboren, sie sei es, die diese Ideen den jeweils klarsten Köpfen der Zeit einflüstere, damit sie in ihnen ihre Verkündiger fände. Man stellte sich die Abhängigkeit des einzelnen von der Menge so gewaltig vor, daß für seinen selbständigen Schaffenskreis überhaupt kein Platz blieb. Mit anderen Worten. Die Masse, die im Grunde doch nur aus Individuen besteht, wurde als eine über den Einzelwesen thronende, ihnen übergeordnete Einheit aufgefaßt, die das Individuum förmlich in sich auffaugt und nach seinem triebartig wirkenden Willen formt. Sie ist schließlich nichts anderes als der Volks-, der Zeitgeist von ehedem. Ohne Zweifel hätte man auch in diesem Streite die mittlere Linie bereits entdeckt, gelänge es, die Menge der hineinspielenden Gegensätzlichkeiten, Weltanschauungsfragen und den Widerstreit der Methoden daraus auszuschalten.

So wie jedes seines besonderen Ich bewußte Individuum bestrebt ist, sein eigenstes Wesen von der Masse abzuheben, so empfindet auch jeder intelligente Mensch mehr oder weniger deutlich den Unterschied zwischen seiner eigenen Urteilskraft und zwischen der öffentlichen Meinung. Schon die Tatsache, daß dem einzelnen diese Kluft zum Bewußtsein kommt, beweist, daß die Masse nicht, wie man voreilig annehmen könnte, das Individuum mit Haut und Haaren auffrißt. Ja, es ist nicht selten, daß ein einziger sich der öffentlichen Meinung entgegenstellt. Zugegeben, daß er gegenüber der Umgebung in höherem Maße der Empfangende als der Gebende ist, so ist er doch nicht ihr Sklave. Was heißt es denn, wenn man von diesem oder jenem Manne sagt, er sei seiner Zeit vorausgeeilt? Sehr oft doch nichts anderes, als daß er zwar augenblicklich mit seinen neuen Gedanken noch nicht durchgedrungen, daß sich aber erst später die Masse seiner Ideen bemächtigt und sich ihnen anbequemt hat. Die Männer, die als erste dem Hexenaberglauben trotzten, die dem peinlichen Gerichtsverfahren den Krieg erklärten, was taten sie anders, als sich loszusagen von bestimmten öffentlichen Meinungen ihrer Zeit? Vollständig los kommt natürlich keiner. Ein Sokrates, der sich von der damals marktgängigen Verehrung der unbedingten Volksherrschaft frei wußte, hing dem Daimonionglauben nach.

Es kommt aber auch vor, daß einer, den die öffentliche Meinung verlästert und verfolgt, sie gewaltsam niederringt. In solchem Falle wird die Sonderanschauung, der Sonderwille dieses einen zur Anschauung, zum Willen der Menge. Vielleicht das glänzendste Beispiel dafür, wie sich einer die Herrschaft über die öffentliche Meinung erkämpft, nicht indem er um ihre Gunst buhlt, sondern indem er unbeirrt um ihre Augenblicksgelüste seinen eigenen Weg geht, ist wohl Bismarck.

Gewiß, er hat nur verwirklicht, was schon jahrhundertelang die Sehnsucht und der Wille seines Volkes war, aber das Wie ist doch sein Werk. Daß es die blinde formlose Masse nicht zuwege gebracht hätte, daß sie vielleicht noch lange, lange in die Irre gegangen wäre, bis sich einer aus ihr erhoben und sie den richtigen Pfad geführt hätte, das zeigt doch schon die Tatsache, daß Bismarck selbst Schritt für Schritt den Boden sich erorbern mußte — gegen die öffentliche Meinung. In ihrem Strome durchwogen sich eben die verschiedensten Richtungen und Bewegungen. Die Zukunftskräftigen von den Absterbenden und Irrenden zu sondern ist Sache des großen Denkers oder Staatsmannes, für ihn sind die Massen der Stoff, aus denen er die richtige Form erst gestaltet. Daß er dabei nicht unbeschränkt walten kann, daß er an die allgemeine Disposition der Volksbewegungen gebunden und auch selber von ihnen in gewisser Hinsicht abhängig ist, soll nicht verschwiegen werden[1]). Immer wird es aber Sache bedeutender Persönlichkeiten sein, sich mit der öffentlichen Meinung irgendwie abzufinden und sei es auch nur, daß sie ihr aus dem Wege gehen. „Die eigentlichen großen Männer horsten wie die Adler in der Höhe allein" (Schopenhauer). Es ist dies auch auf seelischem Gebiete der natürliche Absonderungstrieb gegenüber der öffentlichen Meinung.

Man kann aber, ohne gerade der offene oder geheime Gegner der öffentlichen Meinung zu sein, doch außerhalb ihrer Zwinggewalt stehen als mehr oder minder unbefangener Beobachter. Dies wird etwa der Fall sein, wenn ein Europäer einer Lynchjustizhandlung beiwohnt, wenn er namentlich in aufgeregten Zeiten in fremden Landen Zeuge erbitterter politischer Kämpfe, blutiger Aufstände oder ähnlicher Vorgänge wird. Freilich wird auch der Zuschauer, sobald er einigen inneren Anteil an den Geschehnissen nimmt, stärker oder schwächer von dem allgemeinen Wirbel mit fortgerissen. Man lese doch die Briefe des begeisterten deutschen Freiheitsschwärmers Georg Förster, die er 1793 aus Paris an seine Frau richtet. Wie er an seinen theoretischen Revolutionsgrundsätzen festhält, wie er, von dem Bestechungswahn des ruhmgierigen Franzosenvolkes geblendet, den herrschenden öffentlichen Meinungen seinen Tribut opfert und bei alledem die geistige und materielle Herrschaft

[1]) „In der öffentlichen Meinung ist alles Falsche und Wahre, aber das Wahre in ihr zu finden ist die Sache des großen Mannes. Wer, was seine Zeit will und ausspricht, ihr sagt und vollbringt, ist der große Mann der Zeit. Er tut, was das Innere und Wesen der Zeit ist, verwirklicht sie, und wer die öffentliche Meinung, wie er sie hie und da hört, nicht zu verachten versteht, wird es nie zu Großem bringen." Hegels Werke 8, S. 411.

als etwas Fremdes, Dumpfes, ja geradezu Feindliches empfindet[1]). Das alles ist nicht minder lehrreich, als die Resignation, die ihn bei diesen Erfahrungen befällt. Wir finden damit nur bestätigt, was schon oben bemerkt worden ist. Es bedarf keineswegs weitausschauender politischer Begabung, um Verhältnisse besser zu beurteilen als die Beteiligten selber, sofern man sich seinen Blick durch die herrschenden Urteile der Masse nicht beengen läßt.

In reich abgestufter Folge gliedert sich das Verhältnis des einzelnen zur öffentlichen Meinung vom Gegner zum leidenschaftslosen Betrachten und von diesem zum unbedingten Anhänger, denn das Individuum kann mit seinem Denken und Urteilen ganz in ihr aufgehen. Es gibt Menschen, die sich wunderbar leicht beeinflussen lassen, denen es nur wohl ist, wenn sie sich als einen Teil einer Masse fühlen. Eigene, selbständige Gedanken zu fassen sind sie zu schwach oder zu träge.

Woran die Menge glaubt.
Ist leicht zu glauben.

Man braucht keines Widerspruches gewärtig zu sein und dünkt sich stark, da man ja weiß oder dunkel fühlt, daß tausende neben einem stehen und gleicher Meinung sind. Mit einer sicheren Witterung für das, was auf die Menge wirkt, brauchen sie nur in der Zeitung oder von der Rednertribüne herab ein neues Schlagwort zu erfahren und sie folgen ihm willig als dessen Verkündiger und Verbreiter.

Wie aber kommen denn solche neue Schlagwörter und Massenurteile zustande? Neben den unbedingten Nachläufern jeder zur Herrschaft gelangenden öffentlichen Meinung hat sie eine große Anzahl ungleich widerspenstigerer Anhänger. Diese üben immerhin einige Kritik an ihr, legen sie nach ihrer Ueberzeugung aus, wählen sich wohl gar nur aus, was ihnen paßt, oder halten an ihr nur so lange fest, als der Affekt dauert, aus dem heraus sie entstanden ist. Aus den Widersprüchen und Gegensätzen, die da im Innern aufeinanderwirken, entstehen dann

[1]) Georg Försters Sämtliche Schriften, herausg. von G. Gervinus 9, S. 7: „Aus der Ferne sieht alles anders aus, als man's in der näheren Besichtigung findet. Dieser Gemeinspruch drängt sich mir hier sehr auf. Ich hange noch fest an meinen Grundsätzen, allein ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blind, leidenschaftliche Wut, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu ruhigen vernünftigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsicht und Talente ohne Mut und ohne Kraft: auf der anderen nur physische Energie, die von Unwissenheit geleitet, nur das Gute wirkt, wo der Knoten wirklich zerhaut werden muß. Oft sollte man ihn aber lösen und zerhaut ihn doch." Und ebenda S. 11: „O, seit ich weiß, daß keine Tugend in den Revolutionen ist, ekelt es mich an."

die neuen Anschauungen. Gerade auch hierin sind die Schreiben Georg Försters lehrreich. Er hadert mit dem fanatisierten Pariser Pöbel, ihn ekelt schon langsam die Revolution an, und doch klammert er sich an sie an als an sein Ideal. Vermutlich hätte er sich von ihr ebenso losgesagt wie so viele andere, wäre er nicht inmitten der Ereignisse gestorben.

Die Geschichte jener Tage zeigt deutlich das eigentümliche Bild, wie eine mächtige Volksbewegung die Geister in ihren Bann zieht und wie dann alle, die sich ihr eigenes Denken nicht rauben lassen, von der öffentlichen Meinung früher oder später abfallen. Klopstock sang der Revolution seine Oden, Fichte jubelte ihr zu, weil nun die Zeiten der Barbarei vorüber seien, Görres brachte sein Hoch der Frankenrepublik, Bürger, Voß, Herder und viele andere feierten „die herrliche Morgenröte der Freiheit in Frankreich". Selbst ein staatsmännischer Kopf wie Friedrich Gentz trug ihr seine Sympathien entgegen[1]). Und sogar bei einem so politisch reifen Volke, wie es die Engländer sind, gährte es in verschiedenen bedeutenden Köpfen den Revolutionshelden freudig entgegen. Burns, Coleridge, Wordsworth entflammten für die französische Freiheit[2]).

Für die meisten genügten wenige Jahre, sich aus den Banden ihrer übervollen Begeisterung zu befreien, um jene öffentliche Meinung, der sie einst beglückt nachhingen, als etwas fremdes, ja widriges zu empfinden. Die seelische Einheit des Individuums setzt sich aus verschiedenen, einander oft geradezu gegensätzlichen Elementen zusammen. Es gibt nichts lehrreicheres als die Betrachtung der politischen Anschauungen Novalis. Da wohnt neben preußen-frommer Staatlichkeit das Ideal einer Universalmonarchie, katholisierende Tendenzen verschlingen sich mit pantheistischen Weltanschauungen, alte Sympathien für die französische Revolution mit neuer Vorliebe für das Mittelalter[3]).

---

[1]) Hans Hirschstein, Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815 (Breslauer Beitr. zur Literaturgeschichte. Neuere Folge 31), Stuttgart 1912.

[2]) Edward Dowders, The French Revolution and English Literature, London 1897.

[3]) Ich folge hier Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 2. Aufl., München 1911, S. 58 ff., wo in feinsinniger Zergliederung die einzelnen Gedankenelemente aus Novalis Schriften bloßgelegt werden. — Uebrigens zeigt in gröberen Umrissen die Psychologie der politischen Parteien ähnliche Erscheinungen. Jede Parteianschauung zerfällt in oft mehr oder weniger widerspruchsvolle Elemente. Aus religiösen, konfessionellen, nationalen, wirtschaftlichen, sozialen und oft auch aus rein persönlichen und materiellen Momenten setzen sich die verschiedenen Parteilehren zusammen. Der einzelne, der vielleicht mehr religiösen Antrieben gehorcht, leistet etwa der nationalen Partei Gefolgschaft, weil er in

Dringt nun aus irgend einem Grunde eine bestimmte Willens- oder Meinungsrichtung durch, bemächtigt sie sich der Allgemeinheit, so werden in der Psyche der Individuen eben jene Elemente frei, die ihrem Wesen nach der herrschenden Richtung gleich sind oder ihr am nächsten stehen. Je nach der Stärke dieser Bewegung bleiben die übrigen, vielleicht entgegengesetzt gerichteten Denkbestandteile länger oder kürzer, stärker oder schwächer gebunden.

Durchtränkt von den Einflüssen der Aufklärungsliteratur haben die besten Köpfe der Deutschen des 18. Jahrhunderts dem In tyrannos willig Gefolgschaft geleistet. Neben dem Bedürfnisse nach Freiheit und Schrankenlosigkeit, neben Despotenhaß und wildem Drange hauste aber Seite an Seite mit diesen revolutionären Idealen Philisterhaftigkeit, Gerechtigkeitssinn, Untertanentreue und Abscheu vor jeglicher Gewalttat in der Seele dieser Männer[1]). Da sie nun von den Pariser Sansculotten um ihre Begeisterung für die Menschenrechte betrogen wurden, so hatte die öffentliche Meinung, die sie anfangs gefangen genommen hatte, nicht die Gewalt, sie dauernd zu fesseln. Alle jene Gefühls- und Intelligenzelemente, die in der Freude an patriarchalischen Lebensgewohnheiten, in der Liebe zu einer ruhigen, steten Entwicklung wurzelten, wurden plötzlich frei und gewannen die Oberhand. Es ist ja eine häufig beobachtete Erscheinung, daß Menschen, die heftige Umsturzbewegungen mitgemacht haben und sich von ihnen haben fortreißen lassen, späterhin ein Empfinden haben, als hätte ein Rausch ihre Sinne erfaßt. Sie fühlen, daß, so tatbereit sie augenblicklich bei der Sache waren, doch ein Teil ihrer Urteilskraft, ein Teil ihrer Neigungen und Ideale gleichsam geschlafen haben müsse. „Wir sind alle", sagt Karl Frenzel, auf das Jahr 1848 rückblickend, „wie Nachtwandler, von einer dunklen Macht vorwärts getrieben, in die Märzwoche getaumelt"[2]).

Schon die hier gemachten Andeutungen über die Verschiedenheiten in der Aufnahme und Verarbeitung einer und derselben Nachricht und Mitteilung bei verschiedenen Individuen mag die Frage nahegelegt haben: Gibt es überhaupt eine öffentliche Meinung, als einen besonderen einheitlichen Willensakt einer Vielheit von Menschen? Man wird

ihr augenblicklich seine Ideale am besten verwirklichen zu können glaubt. Bildet sich eine mehr religiöse Partei, so wird er natürlich zu ihr abfallen. So hat jede Fraktion unter ihren Anhängern latente Gegner. Nicht einmal der Begründer einer Partei wird sich mit allen ihren Meinungen und Beschlüssen identifizieren können.

[1]) Vgl. Woldemar Wenck, Deutschland vor hundert Jahren, Leipzig 1887.

[2]) Die Berliner Märztage, jetzt Reclam-Bibl. S. 14.

darauf mit einem runden, entschiedenen Nein antworten dürfen. Selbst zugegeben, es hätten zehntausend Athener gleichzeitig die Ueberzeugung gehegt, Sokrates verführe die Jugend, so wären dies eben zehntausend gleiche und übereinstimmende Meinungstätigkeiten gewesen, die parallel nebeneinander laufen, die aber noch lange keine psychische Einheit geben.

Aber das Ursprüngliche, das, was wirklich zunächst von den Massen ausgeht und auf das Individuum wirkt, ist nicht eine bestimmte Meinung, sondern eine bestimmte Willens- beziehungsweise Meinungsrichtung[1]). Der einzelne gibt hernach das so von der Masse Empfangene in Form mehr oder minder klar umschriebener Leitsätze zurück. Diese sind dann meist erst der deutlich erfaßbare Ausdruck dessen, was in der Willensdisposition der Menge ruht. Der Pamphletenschreiber, der Redner, der Journalist, der Staatsmann muß dem Willen der Masse erst die entsprechende Form geben. Es ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, daß nicht eine machtvolle Persönlichkeit oder eine Gruppe bedeutender oder doch rühriger Menschen auch die allgemeine Willensrichtung in bestimmte vorgedachte Wege weist.

Sokrates verführt die Jugend! — Das Heilige Land muß zurückerobert werden. Gott will es! — Bazaine ist ein Verräter! So sehen derlei Leitsätze aus, die dem dunklen, triebartigen Wollen der Menge die leicht einprägbare Gestalt und damit auch die Verbreitungsfähigkeit leihen. Freilich sind diese Sätze nur gleichsam die gemeinsamen Kapitelüberschriften für das, was der einzelne oder viele einzelne über den gleichen Gegenstand denken. Unter diesem Titel stehen aber oft recht verschiedene Texte. Der Feigenhöcker auf der Agora wird sich unter dem Rufe, Sokrates verführt die Jugend etwas tausendmal anderes vorgestellt haben als der Sophist oder Gelehrte oder Großkaufmann. Die allgemeine Willensrichtung der Athener stand dem einsamen, unbequemen Denker eben feindlich gegenüber. — Diese allumfassende Gesinnungsdisposition kann aber auch positiv wirken. So entzündete sie sich im elften Jahrhundert für den Gedanken der Wiedereroberung des Heiligen Landes. Mag dieses Land dem frommen Mönch oder Bauer

[1]) Schon F. J. Stahl, Rechts- und Staatslehre 2², 3. Aufl. S. 489 hatte freilich mehr intuitiv bereits erkannt, daß die öffentliche Meinung kein gestaltendes Prinzip sei, „denn sie hat überall nur einen allgemeinen unbestimmten Drang, nicht eine Anschauung bestimmter Einrichtung und Regierung . ." Hiezu auch v. Pöhlmann, Isokrates S. 19 f.: Gerade die Geschichte der Demokratie bestätigt es immer wieder von neuem, daß zwar Massenerscheinungen ebenso stark und oft noch viel stärker wirken können, als die Einzelpersönlichkeiten, daß aber die Stimmung der Massen im geschichtlichen Leben nur als Substrat, nicht als schöpferische Kraft in Betracht kommen kann."

einzig und allein als Stätte, ubi steterunt pedes Domini, teuer gewesen sein, mag es dem Rittersmann als fernes Ziel unerhörter Heldentaten vorgeschwebt, mögen ehrgeizige Kirchenfürsten in seiner Gewinnung ein Mittel zur Erhöhung geistlicher Macht erblickt haben, sie alle waren in der gemeinsamen Meinungsrichtung einig: Gott will, daß den Ungläubigen Jerusalem entrissen werde. Das Wort selber, das dieser Willensdisposition den suggestiven Ausdruck verlieh, hat Papst Urban II. gefunden, als er 1095 zu Clermont, an der Grenzscheide zwischen französischem und germanischem Volkstum, auf freiem Felde zu den Gläubigen sprach: Gott will es!

So läßt sich bei jeder öffentlichen Meinung zweierlei unterscheiden, einmal die Willens- und Meinungsdisposition eines ganzen Volkes oder auch mehrerer Völker, oder nur gewisser Gruppen innerhalb größerer Gesamtheiten und zweitens die Form beziehungsweise Formen, in denen diese Disposition zum Ausdruck gelangt ist. Die erstere ist ihrer Entstehung nach das kollektive, die Form das individuelle Element, doch lassen sich beide in jedem einzelnen Falle nicht immer genau von einander trennen. Was gemeinhin als öffentliche Meinung angesprochen wird, ist die Gestalt, der Ruf, das Schlagwort, in der sie sich kundgibt. Das geheimnisvolle Etwas, das aber diesem Schlagworte erst Leben einflößt, ist das Stimmungselement, die Willensrichtung der Gesamtheit. Deshalb wirken die feurigsten Reden, die temperamentvollsten Streitschriften — sofern deren Form oder Inhalt nicht dauernde künstlerische oder wissenschaftliche Werte vereinigt — für den, der sich der Stimmung entzogen hat, schal wie abgestandenes Wasser.

Umgekehrt ist es für den Geschichtsschreiber eines der höchsten Ziele, sich in jenen Unterton der öffentlichen Meinung einer vergangenen Zeit so einzufühlen, daß ihm die verschiedenen Widersprüche und Irrwege ihrer Kundgebungen als notwendige Folgen des allgemeinen Stimmungsgehaltes erscheinen. Der Historiker tritt ja zunächst den Anschauungen und geistigen Bewegungen entschwundener Tage nicht viel anders entgegen, als das Individuum der Gegenwart fremdem Volkstum begegnet. Wer die Literatur, namentlich die Publizistik eines anderen Landes kennt, wird in der Beurteilung von dessen geistigen Strömungen nicht ohne Stütze sein, aber die Erfahrung lehrt, daß der persönliche Verkehr, die Berührung mit den Kollektivkräften der herrschenden Stimmungen und Willensrichtungen ungleich eindrucksvoller und schneller zum Verständnis fremder öffentlicher Meinungen führt. Freilich liegt dabei die Gefahr nicht ferne, daß er selber von ihr erfaßt wird und sich den ihm ursprünglich fremden Massen so anähnelt oder

angleicht, daß sein Urteil den Gewinn der Unbefangenheit erst recht einbüßt.

Dem Historiker drohen in dieser Hinsicht die gleichen Gefahren. Für ihn tritt nun noch eine weitere in Sicht, die ihn nicht weniger leicht in Irrtümer verstrickt. Die schon erwähnte Distanz zwischen dem tatsächlichen Sachverhalt eines geschichtlichen Vorganges und dem publizistischen Ausdruck der öffentlichen Meinung darüber bringt es mit sich, daß sich ihm zwei Wege darbieten, von denen jeder zum gleichen Ziel zu führen verspricht und die doch oft weit auseinander gehen. Hier ist es die rein dokumentarische Nüchternheit, dort die Ueberschwänglichkeit voll Glanzlichtern und Farben, hier das aktenmäßig belegte Urteil, dort die Leidenschaft, die zu verführen und zu gewinnen strebt. Es möchte auf den ersten Blick erscheinen, daß die Wahl nicht schwer fiele. Die ernste, ihrer Objektivität sich berühmende Geschichtswissenschaft kann nur nach der urkundlichen Begründung dessen, was gewesen ist, greifen. Die wirren Bilder, die im Zerrspiegel einer aufgeregten Tagesliteratur sich zeigen, scheinen gerade gut genug zu sein, als Pikanterien der Erzählung des „Wirklichen" gegenübergestellt zu werden.

Darin liegt jedoch eine Verkennung des Wesens und der Bedeutung der öffentlichen Meinung. Sie wird unter Umständen das Symptom eines Leidens sein, das auf keiner funktionellen Störung im Körper der Gesellschaft beruht und das in seinen praktischen Wirkungen um kein Haar erträglicher ist als eine in pathologischen Veränderungen wurzelnde Krankheit. Die Schmerzen, die einer bei einem nervösen Leiden empfindet, können bisweilen qualvoller sein als bei einem organischen Uebel. Wenn man heutzutage auch schlagend nachweisen kann, daß es zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit dem Bauernstande wirtschaftlich gar nicht so schlecht stand, wie seine Parteigänger die Verhältnisse schilderten, die Bauern selbst empfanden ihre Lage als unleidlich, und die furchtbaren Aufstände, die sie anzettelten, die Forderungen, die sie aufstellten, gaben Zeugnis von dem schweren Druck, der — mindestens in ihrer Einbildung — auf ihnen lastete. Man mag haarklein nachrechnen können, daß das Monopolienwesen und das Großkapitalistentum der Fugger, Welser usw. einen wirtschaftlichen Fortschritt bedeutete und auf die Steigerung der Getreidepreise keinen Einfluß hatte, die Zeitgenossen Luthers und die ganze öffentliche Meinung stand damals unter dem Eindruck, daß die ökonomischen Uebel jener Tage vom räuberischen Wucher der großen Handelsgesellschaften herrührten.

Ins Positive gerichtet nennen wir „eine Vorstellung, die vom Tat-

sächlichen abweicht", Illusion[1]). Die übertriebene Einbildung, die der einzelne und die Masse von der Größe und Bedeutung der Nation, des Vaterlandes hat, wirkt deshalb, weil sich diese Einbildung mit dem wirklichen Sachverhalt nicht deckt, keineswegs weniger befeuernd und anregend. Hätte die im Patriotismus, in religiöser oder nationaler Begeisterung sich betätigende öffentliche Meinung nicht einen über die nackte Tatsächlichkeit hinaus gehenden Begriff von den Aufgaben und Fähigkeiten des Staates, der Religion, nie und nimmer würden sich armselig bewaffnete Scharen frommer Pilger unterfangen haben, das Kreuz zu tragen, nie würden in den Befreiungskriegen Frauen und Männer ihr Bestes hingeopfert haben, um ihr Vaterland vom Joche der korsischen Gewaltherrschaft zu befreien[2]).

So sehen wir, daß in der Geschichte nicht die objektive Wahrheit allein das einzig Maßgebende ist. Gerade in bewegten Zeiten tritt das subjektive Element als gleichberechtigter Faktor neben die nüchterne Gegenständlichkeit. „Nicht die Zustände selbst, sondern die Meinungen über die Zustände setzen die Menschen in Bewegung und veranlassen sie zu Selbstmord oder Verschwörung oder Revolution. Diese Meinungen aber können gut oder schlecht begründet sein"[3]). Was jedoch bei dem einzelnen eine mehr oder weniger subjektiv gefärbte Ansicht ist, das gestaltet sich, wo die Individuen zur Masse sich ballen, auf dem angedeuteten Wege zur öffentlichen Meinung.

Damit kehrt der Weg dieser Untersuchung zu seinem Ausgangspunkte zurück. Es mußte hiebei so oft von der vorgeschriebenen Richtung abgewichen werden, daß es vielleicht nicht ganz unerwünscht ist, wenn im folgenden die Ergebnisse etwas übersichtlicher herausgehoben werden.

1. Wir unterscheiden zwischen dem Individuum, das in relativer

[1]) Georg Adler, Die Bedeutung der Illusionen S. 8.

[2]) Das empfanden auch die Männer, die mitten in den Ereignissen standen, und keiner legte dafür klarer Zeugnis ab, als Gneisenau in jenen bekannten Worten: „Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familenfreuden und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Das ist Poesie und zwar von der edelsten Art." G. H. Pertz, Das Leben des Feldmarschalls . . von Gneisenau 2 (1865) S. 137 f.

[3]) Adalb. Wahl, Der französische Bauer vor der Revolution. Vergangenheit und Gegenwart 3 (1913) S. 11.

Selbständigkeit denkt und handelt, und jenem, das als Bestandteil der Masse seine psychischen Fähigkeiten betätigt. Der einzelne für sich kann seine seelischen Besonderheiten, die wir als „Persönlichkeit" zusammenzufassen gewohnt sind, in geeigneter Weise zur Geltung bringen, in der Masse tritt seine Eigenart zugunsten des Durchschnitts zurück, seine psychische Bewegungsfreiheit bleibt für die Zeit, da er Atom der Masse ist, gebunden.

2. Masse ist eine Vielheit von Menschen, die entweder örtlich oder auch bloß geistig in gegenseitigem Verkehr miteinander stehen. Indem sich aber viele Einzelpsychen zur Masse vereinigen, entsteht nicht eine neue seelische Individualität, die etwa als solche denkt, urteilt usw., sondern es kann nur immer das Individuum denken und urteilen. Die Masse wirkt aber auf die Qualität der psychischen Tätigkeit des einzelnen, indem sie, wie gesagt, seine Sondereigenschaften auf das Mittelmaß der allen gemeinsamen Eigenschaften zurückdrängt, im allgemeinen also seine geistigen Fähigkeiten herabmindert. Sie wirkt ferner auf den einzelnen, indem sie einerseits seine Widerstandskraft gegen Reize, die alle gemeinsam betreffen, erheblich schwächt, andererseits seine Beeinflußbarkeit nicht wenig erhöht, wenn diese Einflüsse an seine Einbildungskraft zu rühren verstehen. Wenn also im folgenden von „Masse" gesprochen wird, so ist sie nicht als die Trägerin einer „Kollektivseele" gemeint, sondern als Summe der Beziehungen zwischen den in ihr vereinigten Menschen.

3. Die öffentliche Meinung verhält sich zur Meinung des einzelnen, wie die Denktätigkeit des Individuums, das sich in der Masse befindet, zu dem Denken des verhältnismäßig isolierten Individuums. Sie ist ebenso wie die Masse nur scheinbar eine Einheit, zerfällt vielmehr in eine Menge mehr oder weniger miteinander übereinstimmender Einzelmeinungen, denen allen aber gemeinsam die Abhängigkeit ist von der in der Masse gerade herrschenden Meinungs- und Willensdisposition. Diese in einer Vielheit von Menschen triebartig wirkenden und sie bewegenden Kräfte, die jeweils nur durch eine bestimmte Richtung gekennzeichnet sind, können erst dann gedankenmäßig erfaßt werden, wenn ein einzelner oder wenn viele einzelne sie durch Mienen, Gesten, durch die Sprache oder die Schrift zum Ausdruck bringen.

4. Auch in der öffentlichen Meinung findet wie in der Masse selbst jener Ausgleich statt, bei dem die auf besonderer Urteilskraft oder auf besonderem Wissen beruhende Kenntnis einzelner überwogen wird von den allen Individuen gemeinsamen Kenntnissen. So wichtig es ist, die Einbuße an Intelligenzwert festzustellen, den die als öffentliche

Meinung auftretenden Einzelerscheinungen im allgemeinen aufweisen, so darf doch ihre praktische Geltung für den Staatsmann und für den die politischen und geistigen Bewegungen studierenden Historiker nicht allzu gering angeschlagen werden. Diese Meinungen sind eben Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die sich in ihrer Wirkung von Zuständen und Tatsächlichkeiten nicht unterscheiden und auf die in der Masse waltenden — sich bisweilen gegenseitig bekämpfenden — Willensrichtungen hinweisen. —

Und noch eins. Als letzte Schlußfolgerung sei an diese Erörterungen eine Bemerkung geknüpft, die sich einem gerade in der letzten Zeit mehr und mehr aufdrängt. In rascher Folge erscheinen jetzt geschichtliche Arbeiten, zumeist Anfängerarbeiten, die die öffentliche Meinung irgend eines Landes, eines Zeitraumes, über ein bestimmtes Ereignis oder über eine bestimmte Persönlichkeit mehr oder weniger ausführlich behandeln. Nur in den seltensten Fällen kann man ihrer so recht froh werden. Der Grund liegt wohl vielfach darin, daß die wenigsten der Verfasser sich über das Wesen der öffentlichen Meinung einen halbwegs klaren Begriff verschafft haben. Die meisten von ihnen verwechseln überdies die öffentliche Meinung mit der Publizistik.

Die Publizistik ist ein Mittel der Agitation, ein Mittel, die Sinnesrichtung der Massen in bestimmte Bahnen zu leiten, aber sie ist noch nicht das, was man öffentliche Meinung zu nennen gewohnt ist. Es wiederholt sich darin derselbe Fehler, der das Symptom für die Krankheit hält. Es ist gewiß bezeichnend, wenn ein deutscher Schwarmkopf, wie es Karl Follen war, in jener traurigen Zeit der Enttäuschung um 1818 singen durfte:

„Dann wird's, dann bleibt's nur gut,
Wenn du an Gut und Blut
Wagst Gut und Blut,
Wenn du Gewehr und Axt,
Schlachtbeil und Sense packst,
Zwingherrn den Kopf abhackst“[1]).

Aber wie verfehlt wäre es doch, wollte man annehmen, die öffentliche Meinung jener Tage habe den Fürstenmord gebilligt oder gar gepredigt. In der Menge und in gewissen Kreisen herrschte tiefe Erregung und diese Erregung trieb in den Gehirnen etlicher verstiegener Köpfe gar wundersame Blasen auf. Die Masse kann nicht reden und handeln, aber sie kann inspirieren, indem sich die in ihr wohnenden

[1]) Rich. Pregizer, Die politischen Ideen des Karl Follen (Beitr. zur Parteigeschichte 4), Tübingen 1912 S. 71.

Stimmungen dem einzelnen mitteilen und je nach dessen Eigenart zum Ausdruck kommen. —

Faßt man das Gesagte kurz zusammen, so wird man vielleicht folgendes behaupten dürfen. Die öffentliche Meinung bestimmt das gedankliche Verhältnis des einzelnen — wobei dieser einzelne nicht als Individualität, sondern als Bestandteil der Masse auftritt — zu Ereignissen und Zuständen des öffentlichen Lebens. Da uns aber das Organ fehlt, dieses Verhältnis als solches zu packen und zu beschreiben, sind wir darauf angewiesen, es in seinen Wirkungen nach außen hin zu beschreiben und das Produkt dieser Wirkungen sind nun Kundgebungen aller Art, die aber in jedem einzelnen Falle individuell gefärbt sind, da sie ja natürlich nur immer wieder von einzelnen herrühren können.

Drittes Kapitel.

Die öffentliche Meinung in ihrem Verhältnis zum Staat und zur Gesellschaft.

„Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen; in allen Jahrhunderten des neueren Europas hat sie ein wichtiges Lebenselement ausgemacht." — Wollte man diese Worte Rankes[1]) zum Kanon weiterer Untersuchungen machen, müßte man die Betrachtung sowohl zeitlich als örtlich erheblich einschränken. So könnte es wenigstens für den ersten Blick erscheinen. Bei näherem Zusehen ergibt sich freilich, daß diese bloß ungefähre Bemerkung keineswegs Anspruch auf allgemeine Geltung erhebt und nur den landläufigen Sinn des Wortes öffentliche Meinung streift.

Wenn Ranke diesem Begriffe ziemlich enge Grenzen setzt, wenn ein moderner Historiker ihn für das Mittelalter nur ganz zaghaft wie einen versteckten Anachronismus berührt[2]), so steht in deutlichem Gegensatze hiezu die Bestimmtheit, mit der zum Beispiel Mommsen und Beloch dieses politische Schlagwort der neuesten Zeit in die Welt der Antike versetzen. Sollte sich die Frage wirklich darauf zuspitzen, ob Ranke oder Mommsen Recht hat? Der scheinbare Widerspruch löst sich, wenn wir in dem Begriffe der öffentlichen Meinung die Naturtatsache von dem Schlagworte trennen.

Die geheimnisvolle Kraft, die sich im Gewitter entlädt, die heute

[1]) Sämtl. Werke 37 S. 87.

[2]) Meyer von Knonau sagt von den Streitschriften aus der Zeit Heinrichs IV.: „daß nirgends so, wie in diesen Erörterungen aus den beiden sich bekämpfenden Lagern der öffentlichen Meinung, wenn dieser doch mehr moderne Begriff schon in das Mittelalter zurückgelegt werden darf, so unmittelbar gleichsam an den Puls gegriffen werden kann .." Zitiert von Ernst Zeck, Der Publizist Pierre Dubois, Berlin 1911 S. 2. — Immerhin behandelte bereits 1884 eine Dissertation (Berlin) von G. Ellinger, „Das Verhältnis der öffentlichen Meinung zur Wahrheit und Lüge im 10., 11. und 12. Jahrhundert". Vgl. E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, Stuttgart 1896 S. 197.

tausend und abertausend Räder und Maschinen antreibt, hat bestanden seit die Welt besteht. Sie selber hat sich nicht geändert, seit man sie mißt, seit man sie aufstapelt wie irgendeine Ware, seit man sie auf bestimmte Wege weist und leitet, aber für uns ist sie, seit man in der Erkenntnis ihres Wesens täglich weiterdringt, etwas völlig Neues geworden. Man wird es der Menschheit, der die Elektrizität mit jedem Tage fast Wunder vorzaubert, die man gestern noch für unmöglich gehalten, nicht verargen dürfen, wenn sie überspannte Hoffnungen und unerfüllbare Wünsche an die Wirksamkeit dieser ihr neu geschenkten Naturkraft knüpft.

Aehnliches erleben wir auch auf anderen Gebieten. Wir schreiten eben in der Erforschung der psychischen Erscheinungswelt ebenso Schritt für Schritt vor wie in der physischen und wie dort wird auch hier jede neue Entdeckung zunächst überschätzt. Gerade deshalb, weil man ihre Eigenschaften noch nicht genau kennt, macht sie auf unsere Einbildungskraft einen stärkeren Eindruck, wirkt fast wie ein Fetisch und hinterläßt Illusionen, die viel mächtiger wirken, als es den realen Kräfteverhältnissen entspricht.

Wir haben gesehen, wie die öffentliche Meinung als ein Teil massenpsychologischer Erscheinungen aufzufassen ist, und es wird im Nachfolgenden zu zeigen sein, wie sich diese zu den verschiedenen Hervorbringungen menschlicher Kultur verhält. Wenn Minguzzi [1]) erklärt, in jedem Augenblicke des Lebens eines Volkes besteht offenkundig oder latent eine Meinung, die dem Volksgeiste entspricht und die Stimmen der Mehrheit zusammenfaßt, so hindert uns theoretisch nichts, diese Formel auch für vergangene Zeiten anzuwenden. Gibt es ein Hindernis für eine solche Annahme, so ist es höchstens die Tatsache, daß es Jahrhunderte gebraucht hat, ehe man sich über die Wirksamkeit der öffentlichen Meinung zur Klarheit durchgerungen hat. Erst die große staatliche Umwälzung Frankreichs am Ende des 18. Jahrhunderts hat das erlösende Wort gefunden. Der Soziologe mag hiefür in seinen Gesetzen die Erklärung suchen, ist eine Antwort auf unsere Frage überhaupt möglich, kann sie freilich nur der Historiker geben.

Die Geschichte der orientalischen Staaten des Altertums ist reich an gewaltigen und erschütternden Vorgängen. Ganze Völker und Reiche wurden von Despotenhand ergriffen, geraubt und nach dem Plane von Despotenhirnen geformt: unsinnige Gebilde, die zerfallen mußten, weil sie allen Gesetzen politischer Physik Hohn sprachen. Und in der Tat

[1]) La Teoria della Opinione pubbica nello stato costituzionale. Torino 1893 S. 30.

lesen wir von Abspaltungen, Aufständen, Empörungen, von unerhörten Greueltaten aufrührerischer Völker, ungetreuer Satrapen und widerspänstiger Gaufürsten. Unwillkürlich forscht man nach dem Wirken der öffentlichen Meinung. Kein Wort, keine Andeutung in den Quellen verrät, daß so etwas Aehnliches als Triebfeder dieser Taten erschienen wäre. Mit ungleich größerer Hoffnung tritt man an die Geschichte der griechischen Kleinstaaten heran, denn man erinnert sich all der Einrichtungen, die sich eine zielbewußte Demokratie da geschaffen hatte. Die Beamten gingen aus Loswahlen hervor, ein ausgebildetes Vereinswesen bot Gelegenheit zu geistiger Verbindung der einzelnen, Geschwornengerichte sprachen Recht, eine bis zum Uebermaß gesteigerte Parteiwirtschaft griff in alle Lebensverhältnisse ein, aber auch hier bleiben die Schriftsteller stumm. Man sah und beschrieb die Wirkungen, man benützte allenfalls die öffentliche Meinung zu politischen Zwecken, aber immer nur wie ein Instrument, für das man nicht einmal noch einen richtigen Namen gefunden hat. Und nicht anders, wenn man sich auch lange Zeit in strengeren Formen bewegte als in Athen, ging es im alten Rom zu. Der Ständekampf brachte die Volksstimmung sicherlich nicht weniger in Wallung als der Streit um die gracchischen Reformen. Schon früh entfaltet sich eine ziemlich rege Publizistik, zeitungsähnliche Veröffentlichungen setzen ein, die großstädtische Entwicklung der Hauptstadt schwemmt einen neuerungssüchtigen Pöbel an die Oberfläche, es fehlt also nicht an Aehnlichkeiten mit unseren modernen Zuständen und doch ging man in gewissem Sinne wie blind an all dem vorüber.

Das Hereinbrechen der germanischen Völkerschaften verschlang die meisten dieser Errungenschaften, aber bald zeigten sich auch in der Kultur des Mittelalters Ansätze zu ähnlichen Erscheinungen. Schon die Verfassung des germanischen Staates war auf der Anteilnahme des Volkes aufgebaut. Außerdem gebrach es dem losen Gefüge des mittelalterlichen Gemeinwesens an den Organen, die die geistigen Kräfte in Zaum gehalten hätten. Das konnte einzig und allein die Kirche. Geriet diese aber mit den Ansprüchen des Staates in Widerstreit, dann blühte den Spielleuten ihr Weizen, Schmähgedichte flogen hin und her, von der Kanzel herab suchte man die Geister für sich zu gewinnen, gelehrte und auch volkstümlich gehaltene Denkschriften wurden verbreitet, kurz alle jene Mittel angewendet, die erfahrungsgemäß auf die Meinungsrichtung der Allgemeinheit bestimmend einzuwirken vermögen.

Bei Betrachtung dieser genugsam bekannten Tatsachen taucht immer wieder die Frage auf, worin scheidet sich eigentlich die heutige Auffassung von der der Vergangenheit. In der Erklärung der Menschenrechte

heißt es wörtlich: La libre communication des pensées et des opinions est un des droits les plus précieux de l'homme. Um dieses Recht ist in der neueren Zeit gekämpft worden, seinetwegen ist Blut geflossen. Die alte Geschichte kennt — vielleicht Athen ausgenommen — kein Beispiel dafür, daß man die individuelle Freiheit der Meinungsäußerung als ein besonders wertvolles Gut betrachtet hätte. Nicht für seine Meinung, sondern für den realen oder scheinbar realen Inhalt seiner Meinung griff man zu den Waffen, zettelte man Verschwörungen an, setzte sein Leben ein. Die Kriege der Orientalen drehten sich um die Religion, die zumeist ein Stück völkischer Eigenart war, um Ländererwerb, um Befriedigung persönlicher Motive, daß aber schon in der rein gedanklichen Verarbeitung der diesen Triebfedern zugrundeliegenden Ideen die Ausübung einer tatsächlichen Macht liegt, hatte man nicht erkannt. Deshalb strebte man gar nicht nach Meinungsfreiheit. Ein Marquis Posa wäre in Persien unmöglich gewesen. Athen schenkte zwar seinen Bürgern das Recht der freien Rede, aber schon Holtzendorff hat darauf hingewiesen, daß die großen Männer der Antike ihre persönlichen Meinungen als die des Volkes darstellen, sie also gleichsam einschmuggeln mußten, um ihnen Geltung zu verschaffen. Deshalb hatte auch Sokrates seine neuen Lehren als Eingebungen eines geheimnisvollen höheren Wesens, des Daimonion, bezeichnet [1]).

Es könnte als im Widerspruch mit diesen Beobachtungen erscheinen, wenn man betrachtet, wie unbehindert der einzelne bisweilen seine Urteile laut werden lassen durfte. Aristophanes konnte von der Bühne herab die führenden Männer der athenischen Politik ungestraft der Lächerlichkeit preisgeben, Lukianos ward durch kein Gesetz gehindert, den alten Volksglauben mit zersetzendem Witze zu verspotten. Liest man im Tacitus nach, so ist man über den Freimut, der in der Beurteilung der Herrscher sich kundgibt, nicht wenig erstaunt. Seneca, dem Lehrer Neros, war es nicht verwehrt, in seiner Flugschrift von der „Verkürbissung des göttlichen Claudius" sich über den eben verstorbenen Kaiser und die noch lebende Agrippina lustig zu machen und Kaiser Julian selbst ließ eine Satire ausgehen, die seine Vorgänger auf dem Throne, namentlich aber seinen Oheim Constantin unbarmherzig mit Spott verfolgte [2]). Das Mittelalter hielt es nicht anders. In den Chroniken und Annalen findet man Werturteile über regierende weltliche und geistliche Herrscher, wie sie heutzutage kaum ungestraft bleiben

[1]) Holtzendorff S. 13 f.

[2]) Darüber näheres bei E. Klebs, Das dynastische Element in der Geschichtsschreibung der römischen Kaiserzeit. Hist. Zeitschr. 61 (1889) S. 213 ff.

würden. Waren solche Aeußerungen aber vielleicht auch nur zunächst für einen engeren Kreis bestimmt[1]), so schrie man in den Streitschriften wider Heinrich IV. und Heinrich V. Schmähworte wie „Nero" und „Judas" ohne Bedenken gegen die gekrönten Gegner in alle Welt hinaus. Freilich erwiderten die Freunde des Kaisertums solche Beschimpfungen damit, daß sie das Oberhaupt der Kirche mit dem Antichrist verglichen[2]). Wie rücksichtslos hat nicht Dante teils lebende oder erst kürzlich verstorbene Persönlichkeiten seiner Zeit in seiner Divina Commedia bloßgestellt! Die heilige Birgitta behauptete von Papst Klemens V., daß er, der ein Hirte der Seelen sein sollte, ihr Mörder sei, schlechter sei als Lucifer, ungerechter als Pilatus, grausamer als Judas[3]), im 15. Jahrhundert steigert sich die in der Volkspoesie zum Ausdruck kommende Stimmung zuweilen bis zu anarchistischen Kundgebungen[4]).

Man könnte die Zahl der Beispiele verzehn-, ja verhundertfachen und man könnte dickbändige Kollektaneen damit füllen, aber man würde irregehen, wollte man die Freiheit der Meinungsäußeruug, wie sie im kaiserlichen Rom und im Mittelalter geherrscht hatte, mit der modernen Preßfreiheit auf die gleiche Linie stellen. Die Mehrzahl solcher Ausfälle

[1]) Ein köstliches Beispiel für die Geschicklichkeit klösterlicher Chronikenschreiber, ihre politische Unabhängigkeit mit der schuldigen Untertänigkeit gegen ihren König zu vereinigen, geben die Brüder der königlichen Abtei St. Albans in England. Sie verfaßten im 13. Jahrhundert eine große Chronik, in der sie aber auch manches verzeichneten, das dem Herrscher nicht genehm sein konnte. Deshalb bezeichnete man in der Handschrift eigens jene Stellen, die man dem König, der das Kloster oft besuchte, nicht zeigen durfte. O. Holder-Egger, Neues Archiv 19 (1894) S. 376.

[2]) Karl Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII., Leipzig 1894 S. 616 f.

[3]) J. Haller, Papsttum und Kirchenreform 1 (1903) S. 88. — Man denke an die kühnen Schmähungen, mit denen die Gegner Honorius IV. den Papst verfolgten.

O pater Honori, patrie non vivis honori,
Desine, vade mori, dabimus cathedram meliori.

Zitiert von Hampe, Hist. Zeitschr. 80 S. 492.

[4]) Laßt uns die Stifte plündern:
Das bringt uns kleinen Schaden.
Der Edlen wollen wir sin entladen,
All ir Getreide und ir win
Das muß unser Eigen sin.

Wilh. Théremin, Beiträge zur öffentlichen Meinung über Kirche und Staat in der städtischen Geschichtsschreibung Deutschlands 1349—1415. Hist. Studien 68 (1909) S. 45, wo auch noch weitere Belege zu finden sind.

aus früherer Zeit bewegt sich auf persönlichem Gebiete. Da gebrach es vielfach an den nötigen Handhaben zum Schutze der Ehre des einzelnen und wäre dieser einzelne auch zufällig Kaiser oder Papst gewesen. Wo es sich aber um prinzipielle Fragen gehandelt hatte, im Mittelalter also besonders um Ableugnung wichtiger Glaubenswahrheiten der Kirche, mangelte es nicht an gesetzlichen Gegenmaßregeln. Gerade die Kirche als vorzüglich geistige Macht hat durch Bücherverbote und durch das Sondergericht gegen die Ketzer, durch die Inquisition, ihren Besitzstand wider das Eindringen fremder Lehren zu bewahren gesucht. Wo es sich aber nicht um eine grundsätzliche Abkehr von den Heilslehren handelte, waren der Gedankenfreiheit wenig Hindernisse entgegengestellt worden. Von einer auch nur theoretischen Forderung nach dem Rechte des freien Wortes war man meilenweit entfernt. An jener Stelle, wo Johann von Viktring die Anekdote von Rudolf von Habsburg erzählt, der den Spott über seine lange Nase willig trug, erinnert der Verfasser wohl an das angebliche Wort des Tiberius: In civitate libera liberas esse linguas et mentes hominum oportebit[1]), bringt aber den Ausspruch als gelehrtes Zitat ohne jeden inneren Anteil. Den früheren Zeiten des Mittelalters fehlte es meist an der Beweglichkeit des Geistes seiltänzerisch über die inneren Zweifel hinwegzukommen, ohne äußerlich aus dem Verbande der Gläubigen zu treten. Damals kämpfte man für seine Ueberzeugung, starb allenfalls den Ketzertod oder man ließ sich unterjochen, fein ausgeklügelte Schleichwege kannte man im allgemeinen nicht.

Das wurde anders, seit der italienische Humanismus an Boden gewann. Während die früheren Kulturbewegungen im engen Zusammenhange mit der christlichen Weltanschauung standen, lockten hier unter dem Bilde nationaler Wiedererweckung antike Vorbilder die Geister in ihr Netz. Nicht Geistliche, sondern in ihrer überwiegenden Mehrzahl Laien waren es, die ihre weltliche Betrachtungsweise nicht unterdrückten, die an theologischer Bildung freilich zurückstanden, aber diese auch nicht brauchten, da sie vor allem wieder für Laien schrieben. Ihnen war scheinbar oder wirklich die römische Mythologie wichtiger als alle kirchlichen Kultangelegenheiten. Diese spielten in ihren Werken fast keine Rolle. Nirgends wird der Kirche auch nur ein Jota genommen, aber auch nicht die geringste Spur von Ehrerbietung entgegengebracht. Man leugnet keine ihrer Lehren, aber, indem man anderen Dingen sich zuwandte, zeigte man mit größerer oder geringerer Absichtlichkeit, daß

[1]) Joh. Abb. Victoriensis Liber certarum hist. ed. F. Schneider. M. G. in usum schol. 1 S. 247.

einem Glaubensfragen ziemlich gleichgültig waren. Man spottete dafür um so beißender über Mönchtum und Priestermoral.

Es mag sein, daß die italienischen Humanisten deshalb so ohne jede Polemik nur mit einer Geste der Geringschätzung an allem Kirchlichen vorübergingen, weil sie der theologischen Weltanschauung kein eigenes philosophisches System hätten entgegenstellen können[1]), aber kaum einer von ihnen war aus dem Holze geschnitzt, aus dem man Glaubenskämpfer macht. Sie waren sicher keine Dogmengläubigen, doch sie verstanden es mit Kunstfertigkeit, sich zwischen Ketzertum und Freigeisterei hindurchzuschlängeln.

Die Kirche hatte es bisher nur mit Gegnern zu tun, die ihr offen entgegentraten, die ihre ganze Sendung als Heilsvermittlerin bestritten oder einzelne ihrer Lehren leugneten. Hier erstand etwas Neues. In dem anmutigen Gewande bestechender literarischer Formen entwickelte sich ein Schrifttum, das seine Leser dazu erzog, den kirchlichen Formen Spott oder, was vielleicht noch ärger war, Gleichgültigkeit entgegenzubringen. In den Köpfen der Gebildeten setzten sich Meinungen fest, die einem völligen Indifferentismus gleichkamen. Doch die Kirche tat nichts Entscheidendes dagegen, teils weil ihre Glieder selbst von humanistischen Anschauungen angesteckt waren, hauptsächlich aber, weil sie einer veralteten Methode huldigte. Sie hatte noch nicht die Gewalt und die Bedeutung freier Meinungen einzuschätzen gelernt. Dazu hatte sich bisher auch wenig Gelegenheit geboten, denn wenn es auch vorher an Spöttern und Kritikern nicht gefehlt hatte, so entbehrten diese des nötigen Publikums. Gerade das war aber jetzt gegeben. Die Verbesserung des Schulwesens hat weitere soziale Schichten zur gelehrten Bildung herangezogen, namentlich aber das Laientum in den Kreis wissenschaftlicher Kultur hineingestellt. War es vorher nur auf dem Wege über die geistlichen Weihen möglich aus niederem Stande emporzukommen, so drang jetzt einzig und allein auf Grund ihrer Studien eine Reihe von homines novi in die Nähe der Herrscher, zu hohen und höchsten Beamtenstellen empor. Dieser Verweltlichung des öffentlichen Lebens leistete die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse noch weiteren Vorschub. In den Händen einiger weniger sammelten sich riesige Kapitalien, das Geld begann bei der Gestaltung der staatlichen Zustände wie nie vorher eine wichtige Rolle zu spielen. Damit brach sich eine für die Bildung einer öffentlichen Meinung neue Organisation

[1]) So Ed. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, München 1911 S. 12 ff.

in das soziale Gefüge Bahn, eine Interessentengruppe, für die als solche die Religion nichts oder nur gelegentlich etwas bedeutete.

Die Leiter der Kirche, die diesen neuen Erscheinungen selbst nicht ganz ferne standen, erkannten darin ebensowenig wie in der Buchdruckerkunst die Gefahren, die ihrer Alleinherrschaft über die Geister drohten. Und vielleicht hätte sich der Bruch zwischen Kirchentum und Laientum glimpflicher vollzogen, hätte der italienische Humanismus die Führung behalten. So aber machte sich in Deutschland unter dem scheinbar gleichen Bilde wie in Italien das Bedürfnis nach kirchlichen Reformen geltend. Während es die romanische Geschmeidigkeit zuwegebrachte, an der Kirche gleichsam vorüberzugehen, höchstens ein paar spöttische Blicke ihr zuzuwerfen, kann der deutsche Humanismus nun einmal von ihr nicht los[1]). Da man sich mit den scholastischen Ueberlieferungen nicht zufrieden geben wollte, suchte man nach den Urquellen zu graben und drang auf diese Weise zur Bibel vor, in der man eine Autorität gefunden zu haben glaubte, die man den Thomisten frohlockend entgegenhalten konnte.

Die Deutschen verstanden es nicht so gut wie die Italiener, dem Streite der Meinungen auszuweichen. Das zeigte schon der Handel mit Reuchlin, der trotz allen römischen Beschwichtigungsversuchen bedenkliche Formen angenommen hatte. Und trotzdem konnte Hutten und sein ganzer Anhang ungestört Schmähschriften wider Rom und das Mönchstum ausgehen lassen.

Von den Folgen, die Luthers Auftreten nach sich zog, war es sicher nicht die unbedeutendste, daß der Welt über die Wirksamkeit der geistigen Kräfte die Augen geöffnet wurden. Ihren Wert hatten in gewissem Sinne ja auch jene Stadtobrigkeiten und Fürsten anerkannt, die fähige Schriftsteller warben, damit diese in den bestellten Geschichtswerken das Lob ihrer Auftraggeber verkündeten[2]). Doch darin lag mehr ein der Antike entlehntes Verlangen nach persönlichem Ruhm oder, wie man sagte, nach Unsterblichkeit. Es war eine Modesache, die nicht tiefer griff.

Luther lehrte zunächst selbst seine Anhänger hohe Achtung den Waffen des Geistes entgegenbringen. Von den Gewalttätigkeiten der Masse, des „Herrn Omnes", hatte er keine besondere Meinung, um so größere von der Kraft des Wortes. Vielleicht überschätzte er diese, da er sie nach seinen eigenen Erfolgen wertete, da er die Macht seiner

[1]) Hermelink, Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus, Tübingen 1907.

[2]) Vgl. Fueter S. 26 ff.

Rede, die Beweglichkeit seiner volkstümlichen Sprache zum Maßstabe der Werbetätigkeit anderer machte[1]). In seiner Flugschrift „Eine treue Vermahnung zu allen Christen, sich zu verhueten vor Aufruhr und Empörung" rät er ausdrücklich: „Siehe nun, treibe und hilf treiben das heilige Evangelium; rede, schreib', predige, wie Menschengesetze nichts seien . . .", wobei freilich von päpstlichen Vorschriften die Rede ist. Daß die Obrigkeit solchem freien Reden, Schreiben, Predigen Schranken setzen könnte, ward gar nicht gedacht[2]). Und es hatte sich auch wirklich der Staat bisher blutwenig darum gekümmert. Die Tatsache, daß sich die gedankliche Tätigkeit des einzelnen und der Masse in politische Werte umsetzen kann und wirklich umsetzt, hatte man höchstens geahnt, sicher nicht deutlich erfaßt. Diese Erkenntnis hat sich erst als eine Folge der auch ins staatliche Leben eingreifenden religiösen Umwälzungen der Reformationszeit allmählich durchgerungen.

Dies geschah vorerst freilich bloß in negativem Sinne durch Maßregeln, die sich gegen die Ausbreitung und das Eindringen unbequemer oder schädlicher Meinungen richtete. Da es ein geregeltes Beaufsichtigungssystem bisher nicht gegeben hatte, war man jetzt erst recht überrascht, ja förmlich überrumpelt, als durch den Buchdruck ein viel eindringlichere, viel beweglichere und schwerer zu fassende Verbreitungsart gefährlicher Ideen ermöglicht worden war. Die Spanne Zeit zwischen dem Aufkommen der jungen Vervielfältigungskunst und dem Augenblicke, da sich der noch in den Ueberlieferungen des Mittelalters eingesponnene Staat zur Gegenwehr rüstete, hatte genügt, einer Fülle neuer geistiger Werte Raum zu schaffen. Zwar setzt die Reihe der Zensurgesetze ziemlich früh ein[3]), aber wirksam und erfolgreich konnte der Staat erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eingreifen. Erst da

[1]) Siehe mein Tun an; hab ich nicht dem Papst, Bischöfen, Pfaffen und Mönchen allein mit dem Mund mehr abgebrochen, denn bisher alle Kaiser, Könige und Fürsten mit aller ihrer Gewalt?

[2]) Obwohl gerade in Wittenberg selbst bereits 1522 aus Anlaß der Karlstadtschen Bewegung eine Zensurkommission aus Angehörigen der Universität gebildet worden ist. Otto Clemen, Einführung der Zensur in Wittenberg. Börsenbl. für den deutsch. Buchhandel 1905 Nr. 275.

[3]) Die erste staatliche Zensur hatte, soweit sich bis jetzt nachweisen läßt, Florenz im Jahre 1507 eingeführt. A. Panella, La censura sulla stampa etc. in Arch. stor. ital. 5. Ser. Bd. 43 (1909) S. 141. — Auf deutschem Boden scheint die Stadt Augsburg vorangegangen zu sein, die ihre Buchdrucker schwören ließ, nichts zu drucken, was jemand zu Schande oder Schmach gereiche, ohne Wissen des Rates. Adolf Buff im Arch. f. Gesch. des deutschen Buchhandels 6 (1881) 251. Vgl. H. Reusch, Der Index der verbotenen Bücher 1 (1883) S. 58 f.

begann jenes Einkreisungsverfahren, durch das sich die Staaten vor fremden geistigen Einflüssen zu scheiden suchten. Noch unter Maria Theresia mußten die heimkehrenden Soldaten ihr Gepäck durchsuchen lassen, damit sie nicht unkatholische Bücher und Druckschriften über die Grenze schmuggelten [1]). Natürlich wurden je nach den Grundsätzen der einzelnen Regierungen strenger oder milder auch die Ansichten und Ueberzeugungen der eigenen Untertanen überwacht. Hatte man vorher zu wenig darauf geachtet, so überspannte man nun die Grundsätze der Gesinnungspolizei und glaubte durch Haussuchungen, Mandate und Einziehungen verdächtiger Bücher alle mißliebigen Meinungen von seinem Lande fernhalten zu können.

Hätte es damit sein Bewenden gehabt, der Staat hätte in der Tat seine Wertschätzung für die wirkenden geistigen Kräfte nur negativ kund getan. Doch die Art und Weise, wie Gelehrte, wie Führer von religiösen und politischen Parteien Anhänger warben und Kämpfe ausfochten, indem sie sich mit Flugschriften an die Oeffentlichkeit wendeten, diese Art und Weise blieb auch auf die Regierungen nicht ohne Einfluß, regte auch sie zur Nachahmung an. So rechtfertigte Franz I. von Frankreich seine Politik, indem er 1527 eine Flugschrift Lettres de François Ier au pape ausgehen ließ. Aber erst später wurde es gang und gäbe, daß die verschiedenen Staatskanzleien zur Begründung und Erklärung wichtiger politischer Schritte amtliche Aktenstücke veröffentlichten. Das waren ganz offizielle Publikationen, die etwa denen unserer Blau- und Gelbbücher gleichzustellen sind. Ihnen kommen die diplomatischen Enthüllungen nahe, die man auf Grund aufgefangener Korrespondenzen und Staatspapiere dem Publikum preisgab, um die Gegenpartei ins Unrecht zu setzen. So verwerteten die Kaiserlichen, denen in der Schlacht am weißen Berge der Kanzleiwagen Friedrichs von der Pfalz mit Briefen und Akten des Fürsten Christian von Anhalt in die Hände fiel, diese kostbare Beute in der Flugschrift „Fürstlich Anhaltische gehaimbe Cantzley" (1621) zu heftigen Angriffen gegen die protestantische Union. Freilich erwiderte diese den Streich mit der Veröffentlichung aufgefangener Briefe (Literae interceptae), die den Schleier über die Geheimverhandlungen Ferdinands II. mit dem Papst und Spanien in recht unerwünschter Weise lüfteten [2]).

Neben solchen Enthüllungen kamen die Gutachten hervorragender

[1]) Adolf Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur, Stuttgart (1847) S. 109.

[2]) R. Koser, Der Kanzleienstreit, Halle 1870 (Hallesche Abhandlungen z. neueren Gesch. 1).

Staatsrechtslehrer und gewandter Juristen in Betracht. Ihre Schriften wurden in geeigneter Form ebenfalls verbreitet, um für eine bestimmte politische Richtung in weiteren Kreisen Stimmung zu machen. Man braucht nur an Namen wie Ludwig Camerarius, Bogislav Philipp Chemnitz, Hermann Conring, Johann Frischmann und Samuel von Pufendorf zu erinnern. Viele von diesen ausgezeichneten Köpfen wurden vom Auslande, besonders von Schweden und Frankreich gewonnen und vertraten mit advokatorischer Vielseitigkeit die Interessen ihrer Auftraggeber.

Das Publikum in die Betrachtung politischer Sachlage einzubeziehen, wurde noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts als etwas Neues empfunden, das von konservativ Gesinnten verurteilt oder doch mit Mißtrauen betrachtet wurde. Man hielt es gleichsam für eine Entwürdigung, wenn man vor Handwerksleuten und Bauern, die man hochmütig als „Pöbel" zusammenwarf, seine Regierungsweisheit zur Schau stellte und seine Beweggründe ihrer Kritik unterwarf. Gleichzeitig machen aber diese Aeußerungen deutlich, ein wie großes Interesse in den unteren Schichten der Bevölkerung an den öffentlichen Ereignissen lebendig war[1]).

Andererseits läßt es sich feststellen, daß um jene Zeit bereits von staatsmännischer Seite ganz in modernem Sinne daran gedacht wurde,

[1]) So hatte es der Kurfürst Johann Sigismund verschmäht, in der Jülichschen Erbfolgefrage, die um 1600 herum akut geworden war, gleich seinem Gegner Wolfgang Wilhelm eine Deduktionsschrift veröffentlichen zu lassen. Er hielt es nicht für „reputierlich, wenn der gemeine Pöbel, Krämer, Handwerker, ja öfters der Bauer aus dem Dorfe, die aus Vorwitz zu neuen Zeitungen dergleigleichen deductiones zum weit größeren Teil aufkaufen und dieselben gleichwie die Nonne den Psalter lesen und kaum zum zehnten Teil recht einnehmen, weniger aber andre hierunter mit einlaufende der Sachen vornehme Umstände zu unterscheiden wissen, alsdann, wenn sie Bier und Wein beredt gemacht, in ihren Zechen und Zusammenkünften solches der großen Herren deduciertes Recht hervorziehen, examinieren und dermaßen viel hiervon zu galfern und zu plaudern wissen, daß dem, so dies anhöret, die Ohren wehe tun müssen". R. Koser, Der Kanzleienstreit S. 71. Vgl. hiezu die Bemerkung aus der Zeitschrift „Der vorwitzige Tadler" (1727): „Es ist bereits dahin gekommen, daß der geringste Handwerksmann oder unverständige Bauer gar mit Hintansetzung ihres Berufes sich erkühnen, die ohnbegreiflichen Geheimnisse kirchlicher und königlicher Ratschläge, welche meistenteils dem allwissenden Gott allein bekannt sein, zu ergründen und ihrem närrischen Urteil unterwerfen. Der unverständige Pöbel will ja allenthalben an Verwaltung des gemeinen Wesens teil haben und ungebeten sein Gutdünken über die wichtigsten Welthändel aussagen." R. Petong, Ueber publizist. Literatur beim Beginn der Nymweger Friedensverhandlungen, Berlin (1870) S. 3.

die Zeitung zur Verbreitung genehmer Nachrichten zu benützen. Das vielzitierte Wort Khlesels, des Ministers Kaiser Matthias, das man für die Geschichte der Wiener Journalistik verwenden zu können glaubte, ist ein schlagender Beweis, wie schon damals in politisch Gebildeten die Erkenntnis aufdämmerte, es sei bisweilen für das Gelingen eines Planes notwendig, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen oder doch in geeigneter Weise vorzubereiten[1]). Hinwider fiel den Zeitgenossen die geschickte Verwendung dieser Momente so sehr in die Augen, daß z. B. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz das Ansehen, das der Große Kurfürst genoß, einzig darauf glaubte zurückführen zu können, daß er die Zeitungsschreiber und die Volksstimme für sich habe[2]).

Wer rasch urteilt, könnte aus diesen Tatsachen die Ueberzeugung schöpfen, das siebzehnte Jahrhundert habe in der Wertschätzung und praktischen Verwendung der öffentlichen Meinung bereits völlig modern gedacht und gehandelt. In Wahrheit ist es aber über gewisse Ansätze nicht hinausgeraten. Man darf eben einen Hauptpunkt nicht übersehen: Man ließ die Meinungen des Publikums nur dort schalten und nahm sie auch nur dort in Anspruch, wo es sich um auswärtige Politik handelte und auch da nur, wo es einem zufällig paßte. Die Deduktionen, Promemorien, die vielen Flugschriften jener Zeit drehen sich zumeist um staatsrechtliche Fragen, um Parteinahme in Kriegen, um Ansprüche auf Länderbesitz. Das hatte freilich auch im Innern des eigenen Landes gewissen politischen Wert, da man an die Steuerwil-

---

[1]) In einer für Erzherzog Matthias bestimmten Gedenkschrift aus dem Jahre 1610 heißt es wörtlich: „Bey disem werkh aber ist generaliter zu observiern, das man allenthalben spargier auch in die Cassета mit gueter manier einbringe, wie Jr Khünigl. Matt getrungen worden, sich mit einer großen menig Volckhs gefaßt zu machen . . ." Als eigenhändige Randbemerkung setzte Khlesl hinzu: „Dieses wegs und das aviso ist, ist guet, was mit dexteritet geschieht." Khlesls Leben beschrieben von Hammer-Purgstall 2 (1847), Urkundensammlung S. 203.

[2]) Wenn nämlich Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz seiner Schwester Sophie am 17./27. November 1674 schreibt: Si le gazetier dit des merveilles de Barth. Cokes et si le monde les croit, l'on seroit fol de peiner pour faire des actions vertueuses, puisque ceux qui n'en font point ayant la plume du gazetier et la voix du peuple pour euz, s'eternisent plus que les autres (Briefwechsel der Hgin Sophie von Hannover mit Kurf. Karl Ludwig von der Pfalz, Leipzig 1885. Publ. aus d. preuß. Staatsarchiven 26 S. 217, vgl. S. 214), so scheint unter Bartholomeus Cokes der Große Kurfürst gemeint zu sein. Jedenfalls bildet die Aeußerung einen interessanten Beitrag zur Auffassung von öffentlicher Meinung und Zeitung jener Zeit.

ligkeit des Volkes mehr oder weniger gebunden war. Deshalb war der Regierung die Stimmung der Untertanen nicht ganz gleichgültig.

Blättert man aber in einer Zeitung jener Zeit, so kommt man zu einem ähnlichen Ergebnis. Von den Verhältnissen des eigenen Landes, von Parteiungen oder politischen Strömungen findet sich auch nicht die Spur, höchstens „Hof- und Personalnachrichten" werden eingelassen. Auch der leiseste Versuch einer Kritik wäre als verpönte Einmischung betrachtet und aufs strengste bestraft worden. Dagegen machen sich die Meldungen aus fernen Landen, von Kriegen und von den Vorgängen in fremden Staaten um so breiter. Aber auch da ist es meist die glatte Außenseite, das Fertige, das den Lesern vorgesetzt wird. Wer etwa aus solchen Journalen und Gazetten die Geschichte schreiben wollte, könnte nur immer Tatsachen bringen, höchstens durch deren Verknüpfung schließen, wie sie zustande gekommen sind, denn nirgends oder selten findet sich darin der Werdegang einer Entschließung, eines Gesetzes usw. beschrieben. Das waren eben die arcana imperii. Wie aus der Küche eines Alchimisten wurden die Beschlüsse einer Regierung den Untertanen vorgestellt, nur ganz Vertraute konnten hineinblicken. Der großen Masse durfte es nicht zum Bewußtsein kommen, daß auch die leitenden Personen über ein und dieselbe Sache vielfach verschiedener Meinung waren und daß aus deren Kampfe untereinander, durch gegenseitiges Nachgeben, oft aber auch durch ein verfängliches Ränkespiel verschiedener Richtungen die schließliche Gestalt einer Regierungshandlung zuwege kam. Für die Fernestehenden war es die Weisheit des Herrschers, die Weisheit der Obrigkeit, die zu ihnen sprach[1]).

Das war nicht nur in Deutschland so. In Frankreich gab es lange Zeit überhaupt nur eine Zeitung, La Gazette, die Renaudot ins Leben gerufen hatte und die von vornherein als offizielles Blatt angesehen und deshalb von Richelieu begünstigt wurde. In ihr erschienen bloß die Ereignisse des Auslandes gewürdigt. Man opferte dem Neuigkeitshunger des Publikums, um es von den inneren Verhältnissen etwas abzuziehen. Die Ministerwirtschaft bis zur Großjährigkeit Ludwigs XIV. brachte die öffentliche Meinung Frankreichs einigermaßen aus dem Gleichgewicht. Die großen Zwiespältigkeiten und Parteiungen am

[1]) L. Couzinet, „Le Prince" de Machiavel et la théorie de l'absolutisme. Paris 1910 S. 145 weist auf die Stelle bei Naudé, Coups d'État. Paris 1679 S. 69 hin, der die Staatsgeheimnisse mit dem Nilfluße vergleicht. „Car tout ainsi que les peuples plus voisins de sa source en tiroient mille commoditez, sans avoir aucune connoissance de son origine: ainsi faut-il que les peuples admirent les heureux effets de ces coups de maistre, sans pourtant rien connoistre de leurs causes et divers ressorts . ."

Hofe selbst konnten natürlich nicht verborgen bleiben. Im Gegenteil warb man in der Oeffentlichkeit um Anhang und zwar so ausgiebig, daß z. B. die Zahl der nur gegen Mazarin gerichteten Schmähschriften, der bekannten Mazarinades, auf etwa dreitausend geschätzt werden[1]). Doch war man von einer Duldung fremder Ueberzeugungen weit entfernt. Im Gegenteil. Durch Dragonaden und Verfolgungen wurden die Untertanen zur Staatsreligion zurückgetrieben.

Auch England, lange Zeit das klassische Land der Preßfreiheit, ging zunächst ganz in den Bahnen der kontinentalen Entwicklung. Auch dort wurde den ersten Herausgebern 1638 nur unter der Bedingung das Zeitungsmonopol verliehen, daß sie bloß ausländische Neuigkeiten brächten[2]). Aber, trotzdem 1695 der Licensing Act nicht mehr erneuert wurde und dadurch die Zensurschranken fielen, stak das öffentliche Leben Englands noch vielfach in absolutistischen Voreingenommenheiten. Auch dort suchte man die Gesetzwerdung den Blicken des Volkes zu entziehen, zwar war die Anteilnahme gewisser weiterer Schichten durch die Möglichkeit, Vertreter ins Parlament zu schicken, verfassungsmäßig gewährleistet, aber das Parlament tagte damals und tagt bekanntlich bis zum heutigen Tage in England geheim. In Wirklichkeit hat die Oeffentlichkeit jetzt natürlich nicht weniger Zutritt als in irgend einem anderen Parlamente, aber diese Tatsache wurde nie als rechtlicher Grundsatz anerkannt. Noch im achtzehnten Jahrhundert, 1738 und 1762, war das Unterhaus gegen die Veröffentlichung seiner Debatten, als gegen einen Bruch seiner Privilegien eingeschritten[3]).

Zwei Dinge ergeben sich aus den angeführten Bemerkungen. Der ausgiebige Gebrauch, den die Reformation von der Buchdruckerpresse machte, um die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu bearbeiten, hatte zur Folge, daß sich der Staat zu Maßregeln gegen etwaige Mißbräuche entschloß. Die katholischen und später auch die nichtkatholischen Regierungen gingen noch weiter, indem sie ihre Gebiete gegen das Eindringen und die Verbreitung feindlicher Lehren abzuschließen suchten. Mit der verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Entwicklung der Staaten Europas verdichtet sich das zunächst nur auf die religiöse Parteiung

---

[1]) C. Moreau, Bibliographie des Mazarinades, Paris 1850/1.

[2]) Zwar erschien schon 1622 ein Wochenblatt A Currant of generall newes, das späterhin verschiedene Titel führte, aber unter den Bedrückungen durch die Behörden viel zu leiden hatte. Vgl. J. B. Williams, A History of English Journalism (—1665), London 1908.

[3]) Max Garr, Parlament und Presse (Wiener Staatswissensch. Studien 8, 2), Wien 1908.

gerichtete System zu einer allgemeinen Ueberwachung aller geistigen Regungen, zu einer förmlichen Gewissenspolizei.

Dazu steht es aber nach unserem modernen Empfinden in einem gewissen Mißverhältnis, daß die Regierungen, die jedem freien Meinungsaustausch ihrer Untertanen Hindernisse in den Weg legten, in wichtigen Staatsfragen mit offiziellen Denkschriften und heimlichen Flugblättern das Urteil weiterer Kreise anriefen. Die Volksstimme, die man dort behütete wie ein reißendes Tier, lockte man hier aus seinem Versteck und suchte sie auf andere zu hetzen. Man wende nicht dagegen ein, daß die Veröffentlichung der im österreichischen Erbfolgekrieg aufgefangenen Briefe des preußischen Generalfeldmarschalls Grafen Schmettau, daß die Satiren und Schmähgedichte auf Friedrich den Großen nur für einen kleineren auserwählten Kreis bestimmt waren. Sie waren meist verkäuflich und richteten sich gerade an jene bürgerliche Mittelklasse, die für alle geistigen Einflüsse am empfänglichsten, an jene Klasse, die auch hernach am schwersten zu zügeln war [1]).

Ein solcher Mangel an folgerichtigem Handeln mußte sich früher oder später rächen und sicher ist er auch einer jener Faktoren, die das alte System zu Fall gebracht haben. Die Wachsamkeit der Behörden, der ungeheure Aufwand an Arbeit und Mühe, die Wichtigkeit, die man zur Schau trug, wenn es sich darum handelte, die Meinungsäußerungen der Untertanen unter Aufsicht zu halten, das alles wirkte mit starken Mitteln auf regsame Geister. In selbständigen Naturen erwachte eine gewisse Freude, solcher Bevormundung Widerstand zu leisten, während naivere Gemüter die Neugier nicht unterdrücken konnten. Das sorgsam behütete Gut der Gedankenfreiheit gewann an Wert, je geheimnisvoller die Obrigkeit es hinter Zensurschranken verbarg. Ließ man aber dann selbst oder durch Vermittlung anderer Werbeschriften, Flugblätter u. ä. an die Oeffentlichkeit heran, so regte sich in dieser erst recht der Appetit nach größerer geistiger Bewegungsmöglichkeit. Auf solche Weise grub man der eigenen Regierungsweisheit das Grab.

Vielleicht hätte aber selbst diese Ungleichheit in der Behandlung der öffentlichen Meinung nicht so üble Folgen für das ganze System gezeitigt, wäre man über die leitenden Fragen der Zensurgesetzgebung zu einer — heute würde man sagen — internationalen Verständigung

[1]) Um die Herkunft nicht zu verraten, stellte man den am Druckorte befindlichen Buchhandlungen die Exemplare durch Vermittelung des Postamtes zu, als wenn sie mit der kölnischen oder fränkischen Post gekommen wären. R. Koser, Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Kg. Friedrichs II. 1. S. XI.

gelangt. So aber kam zur Ungleichheit im selben Lande die Ungleichheit außerhalb des eigenen Machtbereiches.

Die Glaubensspaltung, die im sechzehnten Jahrhundert erst Deutschland und dann fast ganz Europa in zwei und mehr konfessionelle Parteilager teilte, brachte es notwendig mit sich, daß von beiden Seiten eine rege Bekehrungstätigkeit einsetzte. Da aber die neuen Lehren zunächst größere Anziehungskraft besaßen und größeren Werbeeifer entwickelten, von dem Gegenstoß der Kirche zu Beginn auch weniger zu fürchten hatten, ergab es sich von selbst, daß der Gedanke einer geistigen Einschließung in protestantischen Ländern von Anfang an weniger tief gegriffen hatte als in katholischen. Er wurde erst durch das cuius regio, eius religio des Augsburger Religionsfriedens in Deutschland ein allgemeiner. Nicht ohne Bedeutung ist es ferner, daß in sehr vielen Orten die Einführung der lutherischen Lehre auf das Drängen der unteren Schichten der Bevölkerung erfolgte. Mehr oder weniger gezwungen, mußte der Rat der Stadt nachgeben. Oft war es freilich nur ein Vorwand um sich zu rechtfertigen, aber es konnte nicht ohne Folgen bleiben, wenn sich die obersten Behörden auf das große „Gemurmel" des „gemeinen Mannes" beriefen.

So zerfiel das Deutsche Reich und schließlich zerfielen auch andere Länder in eine Anzahl territorial streng umschriebener Herde religiöser Meinungsbildung. Der Grundsatz, daß die staatliche Einheit eines Landes mit der Glaubenseinheit seiner Untertanen zusammenfallen müsse, lag ganz in der Richtung der mittelalterlichen Ueberlieferungen, die das damalige politische Leben noch beherrschten. Neben diesen großen offiziellen, genau abgesteckten Gebieten gab es aber eine ganze Reihe kleinerer Mittelpunkte, die für die Verbreitung neuer Anschauungen nicht weniger wichtig wurden. Unter diesen gewann die größte Bedeutung ohne Zweifel Genf. Der bewußt ins Wesen des Staates eingreifende Gedanke des theokratischen Systems, wie ihn Calvin und seine Anhänger lehrten, verquickte noch mehr als in der lutherischen Reformation religiöse und politische Bestandteile miteinander[1]). Indem sich der Calvinismus in das alte Gefüge des französischen Staates als besonderes Gebilde für sich eingenistet hatte, namentlich aber durch die Verselbständigung der nördlichen Provinzen der Niederlande zu einem eigenen Machtbereich, der sogar Ansätze religiöser Duldung aufwies, waren trotz allen Vorkehrungen dem Eindringen verfehmter Lehren und Meinungen nicht alle Wege zu versperren. Nur ein Beispiel. Johannes

[1]) Vgl. R. Treumann, Die Monarchomachen, Leipzig 1895 in Staats- u. völkerrechtl. Abhandlungen 1.

Althusius, der Verfechter der Volkssouveränetät und des aktiven Widerstandsrechtes gegen vertragsbrüchige Herrscher, konnte unangefochten in Deutschland 1605 sein Lehrbuch der „Politik" erscheinen lassen[1]).

So kann es späterhin kein krasseres Widerspiel geben als das Preußen Friedrichs des Großen und das Oesterreich Maria Theresias. Nicht als ob in Preußen eitel Freiheit geherrscht und es in Oesterreich an weitblickenden Männern gefehlt hätte. Selbst schon Friedrich Wilhelm I. hatte gelegentlich gegen freche Spötter Milde walten lassen[2]). Daß er das tat, war ebenso wie bei Joseph II., der die Schriftsteller förmlich zur Kritik seiner Persönlichkeit und seiner Beamten aufforderte[3]), einer Unterschätzung öffentlicher Stimmungen entsprungen. Ihre Bedeutung hat Friedrich besser erkannt, er ist deshalb auch nicht der Hort publizistischer Freiheit, als der er manchmal angesprochen wird. Trotzdem lebte in seinen Landen ein frischerer Geist. Schon die Tatsache, daß er selbst auf den Streitplan trat, daß er die Richtigkeit ausländischer Zeitungsnachrichten in Berliner Blättern, wenn es not tat, bestritt und zu bestreiten für gut fand, beweist die größere Beweglichkeit, die den Meinungsäußerungen zugestanden wurde[4]). Umgekehrt hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß der gute Wille Josephs II. nicht genügt hat, die Oesterreicher zu politischem Denken zu erziehen. Ganz anders stand es aber bei den Holländern. Sie hatten sich in schweren Kämpfen ihre Freiheit errungen, lernten sie deshalb schätzen und gönnten sie auch anderen. Zum Verdrusse von halb Europa, soweit es sich um die Regierungen handelte, flüchteten sich die Libellisten und Zeitungsschreiber mit Vorliebe nach den Generalstaaten, wo man zwar für Kritik der eigenen Politik kein Verständnis hatte, im übrigen aber den Journalisten wenig Hindernisse in den Weg legte.

Schon Ludwig XIV. fand hier seine erbittertsten Gegner, die ihre Schmähschriften über die nahe französische Grenze zu schmuggeln verstanden, ebenso kämpfte Friedrich der Große wider die holländischen

---

[1]) O. Gierke, Johannes Althusius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorien, 2. Aufl., Breslau 1902 S. 6.

[2]) Koser, Staatsschriften 1 S. XV.

[3]) Er bestimmte: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum untersten, sind nicht zu verbiethen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt; für jeden Wahrheitsliebenden muß es eine Freude sein, wenn ihm selbe auf diese Art zukommt." H. Gnau, Die Zensur unter Joseph II., Straßburg 1911 S. 49.

[4]) Vgl. Wilh. Görisch, Friedrich der Große in den Zeitungen (Berner Diss.), Berlin 1907.

Zeitungen, von denen behauptet wurde, sie seien von Oesterreich bestochen [1]).

Schon diese Andeutungen dürften genügen, um den Beweis dafür zu erbringen, ein wie buntes Bild sich uns darbietet, wenn wir das Verhältnis der verschiedenen Staaten und Länder des sechzehnten, siebzehnten und auch noch des achtzehnten Jahrhunderts zu den geistigen Kräften ihrer Zeit betrachten. In vielen Fällen läßt sich aber bei den verschiedenen Regierungen als Grundzug ein gewisser naiver Egoismus nicht verkennen. Man gewährte gerade soviel Freiheit, als es einem selber nicht zu schaden schien, aber dieses Fünkchen, das man oft mit unverholener Schadenfreude beobachtete, wenn es auf des Nachbars Dach übersprang, hat genügt, um die Geister in Bewegung zu erhalten.

Was bisher in diesem Rahmen dargestellt wurde, ist im Grunde das Gemälde eines konfessionellen und politischen Kleinkrieges. Um einen solchen hat es sich in der Tat sehr oft gehandelt, aber bisweilen zuckten doch im Hintergrunde dieses Gemäldes ganz absonderliche Lichter auf. Man erkennt, daß die geistigen Waffen, die sich hier kreuzen, von anderen Maßen sind, als man sie gemeinhin im Streit des Tages führt. In dieser wohlbehüteten Welt der Gewissensüberwachung erwachsen plötzlich Ideen von einer Mächtigkeit, daß all die geheiligten und anerkannten Denktraditionen vor ihnen erzittern. Wie war dies möglich?

Man weist auf die Entwicklung der Naturwissenschaften hin. Und in der Tat erheben sich diese aus ihrem schattenhaften Dasein, das sie seit den Tagen der Griechen bis zum Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts geführt haben, zu einem stolzen Fluge in nie gedachte Höhen. Die menschliche Vernunft feiert einen Siegeszug sondergleichen. Tausend liebgewordene Denkselbstverständlichkeiten enthüllt sie als Irrtümer, baut das Weltensystem neu auf, rechnet den Planeten ihre Bahnen nach, dringt in Geheimnisse, die bisher als heilige Rätsel unlösbar galten. Darf man sich da wundern, daß sich eben diese Vernunft schließlich übernahm, daß sie sich zum Maßstabe der Dinge überhaupt machte? Namen wie Copernicus, Galilei, Kepler, Harvey, Descartes, Guericke, Newton erinnern jeden Gebildeten an ebensoviele Eroberungen, die unsern geistigen Besitzstand mächtig erweitert haben. Auf uns freilich wirkt das alles nur mehr als geschichtliches Ereignis, auf die Zeitgenossen aber — wäre man versucht anzunehmen — müßte dieser jähe Wandel der Anschauungen einen geradezu betäubenden Eindruck gemacht haben. Daß dies nicht der Fall war, wenigstens nicht in wei-

[1]) Koser, Staatsschriften 1 S. XXXIX.

teren Kreisen, dafür sorgte die Abgeschlossenheit wissenschaftlicher Arbeit. Angefeindet von der Orthodoxie, zog sich die Naturerforschung allmählich auf sich selbst zurück. Oft gerade die wichtigsten Werke eines Mannes kamen erst nach dessen Tode heraus, vieles wurde nur dem engsten Zirkel hoher Gönner oder vertrauter Freunde und Schüler mitgeteilt. Dies hatte aber für die Folge eine bedeutungsvolle Nachwirkung: die neue Wissenschaft trug von ihrem Beginne an eine gewisse Gegensätzlichkeit zum reinen Kirchenglauben an sich[1]).

In dieser Abgesondertheit reifte der Typus des modernen Gelehrten heran. Im Mittelalter war der Gelehrte zunächst Geistlicher, in der Renaissance zunächst Publizist, jetzt erst durfte er ganz seinen Forschungen gehören. Freilich war er zu Beginn noch eine recht vereinzelte Erscheinung, die des Schutzes und der Unterstützung eines erlauchten Gönners nicht entraten konnte. Kopernikus hatte in Herzog Albrecht von Brandenburg seinen Rückhalt. Kepler stand in kaiserlichen Diensten, Galilei hätte noch Schlimmeres erfahren, hätte ihm nicht sein Großherzog zur Seite gestanden, und wie hohe Beziehungen Descartes besaß, ist ja allgemein bekannt. Im ganzen genommen haftete dieser Art gelehrten Arbeitens noch etwas recht Mittelalterliches an. Erst Männer wie Newton, Hughens und Leibnitz weisen in eine Zeit, die nach neuen Gestaltungen strebte. Die Wissenschaft begann sich zu organisieren. War die von Richelieu begünstigte, ja eigentlich erst ins Leben gerufene Académie française eine mehr national gedachte Einrichtung, so hatte sich die 1660 bestätigte Royal Society of London for Improving Natural Knowledge von vornherein auf das Gebiet der Naturwissenschaften geworfen und bei den englischen Forschern keineswegs Halt gemacht. Auch Männer des Auslandes hatte sie in ihren Kreis aufgenommen[2]).

[1]) Eine Parallele hiezu bietet die Geschichte Griechenlands beziehungsweise Athens des V. Jahrhunderts v. Chr. Diagoras, ein Anhänger Demokrits, wurde während des peloponnesischen Krieges durch Volksbeschluß geächtet und auf seinen Kopf ein Preis gesetzt. Protagoras mußte aus Athen fliehen. Anaxagoras entging nur durch Perikles Hilfe der Todesstrafe. Sokrates büßte seinen Freimut mit dem Tode. „Wie später so oft, begannen die Gläubigen schon damals nach der Polizei zu rufen, um das Gift der wissenschaftlichen Lehre fernzuhalten, das man mit geistigen Mitteln zu bekämpfen nicht imstande war." J. Beloch, Griech. Geschichte 1 (1893) S. 634.

[2]) Literatur darüber verzeichnet H. v. Srbik, Wilhelm v. Schröder. Sitz.-Ber. Wiener Akad. phil.-hist. Kl. 164 (1910) S. 29 ff. — Welchen Einfluß die Naturwissenschaften damals auch nach außen gewannen, zeigte sich in dem lebhaften Anteil der vornehmen englischen Gesellschaft, in der das Interesse an den Experimenten der Physik und Chemie zum Gegenstand der Mode wurde. Macaulay, History of England 1 (Coll. of Brit. Authors, 172) S. 401.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts gab es fast keinen größeren Kulturstaat mehr, der nicht seine gelehrte Sozietät oder, wie man seit den vierziger Jahren jenes Jahrhunderts sagte, seine Akademie besaß. Auf diese hinweisend, konnte Voltaire von jener Epoche behaupten: „Zu keiner Zeit war eine Verbindung unter den philosophischen Geistern allgemeiner, Leibniz wirkte, sie zu beleben. Man sah eine Gelehrtenrepublik allmählich in Europa entstehen, trotz der Kriege und religiösen Gegensätze. Die Akademien haben diese Republik gebildet. Die modernen Forscher in jedem Wissenszweig haben die Bande der großen Gesellschaft der Geister geknüpft, die überall verbreitet, überall unabhängig ist“ [1]).

Voltaire hätte freilich noch eines Momentes hiebei Erwähnung tun sollen: der wissenschaftlichen Zeitschriften. Es war schon keine einfache Gründung, es war beinahe eine Entdeckung, als Denis de Sallo 1665 die erste Nummer des Journal des Savants in die Welt sandte. Er wollte darin die Nekrologe berühmter Gelehrter, Mitteilungen über neue physikalische und chemische Experimente, Entdeckungen usw., die Hauptentscheidungen der geistlichen und weltlichen Gerichte bringen. An erster Stelle aber sollten die wichtigeren in Europa gedruckten Bücher verzeichnet und besprochen werden. Gerade dagegen erhob sich ein Sturm unter den Gelehrten. Es hatte sich ihnen ein solcher Sondergeist eingenistet, daß sie es nicht vertragen wollten, vor der Oeffentlichkeit kritisiert zu werden [2]). Doch der Gedanke schlug trotzdem ein, bald hatten die Italiener im Giornale dei Letterati (1686), die Deutschen in den Acta Eruditorum (1682) ähnliche Blätter.

So hatte sich die wissenschaftliche Forschung ein Reich für sich eingerichtet, in dem Latein die Umgangssprache war, das über nationale Grenzen hinaus alles in sich vereinigte, was gelehrtem Arbeiten anhing. Es war nur die Bezeichnung der tatsächlichen Zustände, wenn die Franzosen von einer République des lettres sprachen. Und dieser Ausdruck, der die Organisation höheren geistigen Schaffens am besten zu kennzeichnen schien, wurde so geläufig, daß ihn Klopstock in seinem etwas schrullenhaften Alterswerk, ohne Verwunderung zu erregen, nach Deutschland versetzen und sein Buch „Die deutsche Gelehrtenrepublik“ (1774) nennen konnte.

Indem sich jeder Gelehrte zugleich als Bürger seiner Republik, dieses unsichtbaren Staates im Staate, fühlte, ist es von selbst gegeben,

[1]) Zitat aus W. Dilthey, Das achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Deutsche Rundschau 108 (1901) S. 253 f.

[2]) Hatin, Histoire de la Presse en France 2 S. 165.

daß seine Mitteilsamkeit an die Oeffentlichkeit nicht sehr groß war. Deshalb hatten die Ergebnisse der Wissenschaften keineswegs jenen Einfluß auf die allgemeine Meinungsbildung, wie dies etwa heute der Fall ist. Wenn sich überhaupt ein Einfluß geltend machte, so geschah dies durch die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts aufkeimende neue Art von Zeitschriften, die sich an den gebildeten Mittelstand wendeten. Ein Franzose, Donneau de Visé hatte den glücklichen Einfall (1672), im Le Mercure galant ein Blatt zu begründen, das interessante Neuigkeiten, politische und literarische Fragen behandelte, aber alles in einer kurzweilig unterhaltenden Form. Gewichtigeren Erfolg hatten dann zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die von England ausgehenden Moralischen Wochenschriften. Ihr Hauptverdienst war es, daß sie die kleinen Züge des bürgerlichen Lebens mit einer einheitlichen Weltanschauung in Zusammenhalt brachten und bis dahin gedankenlos hinlebende Teile der Gesellschaft für die Erfassung ernsterer Probleme vorbereiteten.

Wo so Großes in aller Zurückgezogenheit emporwuchs, da war es ein leicht begreiflicher Fehlschluß, wenn man die äußeren Umstände für das Wesentliche betrachtete und im Geheimnis den Prüfstein alles Echten und Wahren zu sehen meinte. Abenteuerer aller Art, Goldmacher und Spekulanten lockten mit dunklen Andeutungen ihre Opfer in die Netze, aber selbst mächtige Ideen der Zeit, wie es der alle Völkerunterschiede ausgleichende Kosmopolitismus, der etwas verschwommene Deismus, wie es schließlich das stark individualistisch gerichtete Glückseligkeitsverlangen war, selbst diese mächtigen Ideen wirkten doppelt stark, indem sie sich in geheimnisvolle Formen und Formeln verhüllten. Als deshalb von England aus die um 1717 neu organisierte Gesellschaft der Freimaurer auch auf das Festland übergriff, fand sie überall Zulauf und Nachahmung. Sie umspannte bald die erlauchtesten Namen des Adels, die bedeutendsten Schriftsteller, Künstler und Staatsmänner. Man sang ‚Seid umschlungen Millionen', schwärmte für allgemeine Menschenliebe, blieb aber praktisch bei der eben damals um ihre politische Macht ringenden Gesellschaftsschichte des mittleren Bürgertums haften. Das Beispiel steckte an. Es entstanden neue Geheimbünde, von denen die Illuminaten noch den größten Erfolg hatten[1]).

[1]) Immer wieder tauchen Schriften auf, die z. B. die französische Revolution als ein Werk der Freimaurerei hinstellen wollen, so zuletzt Gustave Bord, La conspiration révolutionnaire de 1789, Paris 1909. Trotz dem Mißtrauen, das man gegenüber derlei Uebertreibungen hegen muß, darf als gesichert gelten, daß der Einfluß der geheimen Gesellschaften auf gewisse geistige Richtungen der

Man mag über diese Gründungen denken wie man will, in einer Zeit, die der freien Meinungsäußerung enge Grenzen setzte, war es leicht begreiflich, daß sich die Gesinnungsgenossen zu heimlichen Vereinigungen zusammentaten. Aber ebenso sicher ist es, daß diese Bünde, Orden und Gesellschaften zur Weiterentwicklung, Verbreitung und Kräftigung des Aufklärungsgedankens ungemein viel beitrugen. Sie waren für die Bildung einer öffentlichen Meinung im achtzehnten Jahrhundert von großem Gewichte. So sehen wir, wie seit den Tagen der Renaissance die Masse der Gebildeten in verschiedene Kreise zerfiel, in Kreise, die sich bisweilen schnitten, bisweilen deckten, die aber alle, sei es daß sie sich gegenseitig anzogen oder abstießen, das Interesse an geistigen Fragen wach erhielten.

Gerade in dieser Hinsicht ließe sich ja manche weitere Einzelheit anführen, aber auch dadurch würde noch nicht erklärt werden, wieso namentlich auf dem politischen Gebiete die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in einer förmlichen Apotheose der öffentlichen Meinung ausgeht. Wodurch trat diese überhaupt so sehr in das Gesichtsfeld der Zeitgenossen, daß sie sie unschwer von den übrigen seelischen Vorgängen des öffentlichen Lebens loslösten und als ein Ding, als eine politische Größe für sich aus der bunten Fülle der Erscheinungen heraushoben?

Waren es die Philosophen, indem sie von dem festgefügten Bau mittelalterlicher Scholastik die letzten Trümmer niederrissen? Waren es die Liberalen, die in selbstgefälliger Ueberhebung sich als die Priester jenes geheimnisvollen Volksorakels darzustellen liebten? Sicherlich haben sie alle daran mitgearbeitet, aber die Wirkung ihrer Schriften reicht kaum so tief, um das ganze Bürgertum mit ihren Ideen zu durchdringen. An die Wurzeln einer Volksüberzeugung werden wohl gelehrte Abhandlungen, geistreiche Feuilletons, spöttische Ausfälle und gedankenvolle Betrachtungen kaum jemals zu gelangen vermögen.

Ohne Zweifel war es das Beispiel der beiden englischen Revolutionen, das den demokratischen Anschauungen auf dem Festlande neue Nahrung und innere Festigung gewährte. Man darf sich dabei durch die heftige Abwehrbewegung der deutschen Publizistik nicht irre machen lassen[1]). Gerade im Deutschland jener Tage war jedes freie politische Denken so abgeblaßt, so sehr eingefangen von höfischen Vorurteilen,

Revolution nicht zu gering ist. Vgl. O. Karmin, L'influence du symbolisme maçonnique sur le symbolisme révolutionnaire in Revue historique de la Révol. franç. 1 (1910) S. 176 ff.

[1]) Vgl. darüber die treffliche Arbeit von Herm. Wätjen, Die erste englische Revolution und die öffentliche Meinung in Deutschland, Heidelberg 1901.

daß sich die Anteilnahme an den englischen Ereignissen nur in einem lauten Entrüstungsschrei kundgab. Aber abgesehen davon, daß die Verfasser der gegen das Parlament und die Königsmörder gerichteten Flugschriften, Dissertationen und Gedichte kaum immer bloß inneren Antrieben gefolgt sind, lassen die zahlreichen heftigen und leidenschaftlichen Angriffe auf die britische Freiheitsbewegung vermuten, daß man fürchtete, sie könnte auch anderwärts schlimme Folgen zeitigen. Am deutlichsten wird dies in den Aeußerungen praktischer Staatsmänner. Ueberall, wo sich ständischer Widerstand gegen landesherrliche Wünsche regte oder gar, wo sich Untertanen zu erheben drohten, witterte man den Einfluß der „Principia Puritanorum", denn das „große Glück der parlamentischen Engländer" schien ein übles Vorzeichen zu sein [1]).

Diese vorübergehenden, vielleicht auch nicht ganz unbeeinflußten Stimmungen sind jedoch nicht das Wesentliche. Von den unmittelbaren Zeitgenossen mögen ja nicht allzuviele die Tragweite des Commonwealth und der Vertreibung Jakobs II. erfaßt haben, das Tatsächliche dieser Vorgänge wirkte aber tiefer, als die Mitlebenden ahnen konnten. Die Ereignisse der beiden Revolutionen bildeten ja kein in sich abgeschlossenes Ganzes, die spätere staatliche Entwicklung Englands, das geistige und politische Leben, das sich in der Folge daselbst kundgibt, waren Fortsetzungen oder, wenn man will, Ausstrahlungen jener Freiheitsbewegung [2]). So brauchte Voltaire nur über den Kanal zu reisen, um die bedeutungsvollste Zeit britischer Geschichte in ihren Folgen mitzuerleben. Daß er von seinem dreijährigen Aufenthalt dortselbst in seine Heimat nur eine Handvoll klingender Phrasen mitbrachte, war vielleicht entscheidender, als hätte er eine gediegene Abhandlung über englisches Volkstum geliefert [3]). Sein glänzendes Journalistentalent

[1]) Ebda S. 44 ff. — Bisweilen mochten solche Vorwürfe nur gemacht worden sein, um die Widerstandsbewegung zu diskreditieren.

[2]) Joseph Hitier, La doctrine de l'absolutisme, Paris 1903 S. 65 weist mit Recht darauf hin, daß die gegen den Absolutismus Ludwigs XIV. gerichteten Streitschriften, namentlich die von Jurieu wie die Lettres pastorales, Rotterdam 1689, Les soupirs de la Francs esclave, Amsterdam 1691 u. a. sicher durch die Ereignisse in England beeinflußt worden sind. — Vgl. die Bemerkung Maria Theresias in einem Brief an den Grafen Seilern vom 18. März 1774: Ich will hier nicht introduciren die englische Freiheit im Schreiben, unsere Nation hat nicht das Feuer, mehr terroir. A. v. Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde 4 (1881) S. 350.

[3]) A. Wahl, Vorgeschichte der französ. Revolution 1 S. 122. Ueber alle diese Fragen ist auch die inhaltsreiche, leider oft übersehene Arbeit von Eugen Guglia, Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution, Gotha 1890 zu vergleichen.

hatte aus allerhand Notizen ein Bild entworfen, das seinen unruhigen Mitbürgern England als das gelobte Land politischer Freiheit enthüllte[1]). Aber schon vor Voltaire hatte man in Frankreich für die englische Aufklärungsliteratur großes Interesse gezeigt. Der beste Beweis hiefür ist die reiche Zahl der Uebersetzungen. Von den wichtigeren politischen und philosophischen Schriften eines Bacon, Hobbes, William Temple, Clarendon, Anthony Collins, John Locke u. a. wurden die meisten bald nach ihrem Erscheinen, manche gleichzeitig ins Französische übertragen, davon brachte es zum Beispiel Lockes Du gouvernement in fünf Jahren auf sieben Auflagen[2]). Begierig sog man den Trank, der da drüben kredenzt wurde, zumal er die politische Nahrung schien, die seine Heimat groß und größer machte.

Daß es Frankreich war, wo die englischen Anschauungen am willigsten aufgenommen, wo sie dann umgeformt und dem Publikum Europas erst recht zugänglich gemacht wurden, dafür gibt es ja verschiedene politische, soziale und psychologische Gründe, daß diese Anschauungen aber gerade in Frankreich so furchtbar und so explosiv zum Ausdruck kamen, das hatte in ganz besonderen Verhältnissen seine Ursache. Von diesen scheint mir nicht die letzte darin zu liegen, daß das damalige Frankreich einer politisch führenden Volksschichte entbehrte. Das überragende Königtum hatte den Adel in seinem staatlichen Einflußkreise beharrlich geschwächt, Mazarin, Richelieu und Ludwig XIV. hatten ihm das Rückgrat gebrochen. Die kleinen Provinzedelleute waren durch Kriegsdienste und durch die Getreidehandelspolitik der Regierung allmählich verarmt und einflußlos geworden. Der Hofadel aber verzehrte sich in einem künstlich verfeinerten Genußleben. Wie Falter, die das Licht umflattern, drängten sich die Nachkommen der ersten Geschlechter an den Hof, buhlten um die Gunst des Königs und verbrauchten ihre Kräfte in kleinen Bosheiten und Ränken[3]). Das hindert natürlich nicht, daß aus ihren Reihen noch immer einzelne tüchtige Beamte, geistreiche Schriftsteller, Männer mit vollem Verständnis für die Forderungen der Zeit hervorgingen, jedoch als Stand hatte der Adel das Vermögen staatlicher Führung eingebüßt. Darauf kam es aber in jenen Tagen einzig und allein an. Daß der eine oder andere von ihnen tüchtig,

[1]) Die Quellen Voltaires für die Lettres philosophiques ersieht man jetzt am besten in der vorzüglichen Ausgabe, die Gustave Lanson (tom. 1, Paris 1909) für die Société des textes françaises modernes bestellt hat.

[2]) Vgl. G. Lanson, Manuel bibliographique de la Littérature française moderne 2 S. 307 f. u. 440 ff., ferner Guglia a. a. O. S. 396 ff.

[3]) Vgl. Wahl 1 S. 62 ff.

klug, gescheit war, was verschlug es? Sie hatten eben ihre Stoßkraft eingebüßt. In der Politik entschuldigen die moralischen und geistigen Vorzüge der einzelnen niemals die Kraftlosigkeit des ganzen Standes.

Der Adel hatte das Feld geräumt oder war doch bedenklich zurückgewichen. Eine wirbelnde Menge von Intelligenzen tauchte plötzlich empor, die sich als Vorkämpfer des Tiers état fühlten. Dieser dritte Stand reichte vom städtischen Patriziertum, vom geldhungrigen Unternehmertum bis hinab zum Proletarier. Dieses ganze soziale Gemengsel des modernen Großstadtpublikums — Paris kam ja vor allem in Betracht — wurde jetzt zu dem herrschenden erhoben, wurde plötzlich in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt. Zum Regieren gehört aber nicht nur Intelligenz. Der Führende, namentlich der politisch Führende muß mit dem Staatswesen verwachsen sein, muß seine Geschichte kennen, um die vorhandenen, oft aus der Vergangenheit herüberragenden Kräfte mit Verständnis zu pflegen und zu leiten. Daran fehlte es den neuen Machthabern ganz und gar. Ihre hochmütige Ueberschätzung der Vernunft raubte ihnen die Möglichkeit historischen Fühlens, ihre überhitzte Schaffenswut fragte nicht, wie das Alte geworden war, sondern nur, wie Neues an dessen Stelle zu setzen sei. Zusammenhanglos, ohne Ueberlieferungen standen sie da, zwischen ausgeklügelten Theorien, verheißungsvollen Erkenntnissen und kindischen Naivitäten hin- und herpendelnd. Selbst in ihren Irrtümern steckte Geist, aber vielfach war es ein irrender Geist, der sich sebst verlor.

Wie man in der Reformationszeit die großen Fragen des Glaubens durch Disputationen entscheiden zu können meinte, so wähnte man jetzt, die Wirrnisse der Staatenlenkung würden beseitigt, wenn man sich der Oeffentlichkeit verschriebe und von ihr Rats erholte. Aus der Zahl der verschiedenen Stimmen sei bloß eine angeführt. Es ist die eines in Frankreich geborenen Irländers [1]). J. J. Rutledge, der in der Revolutionsgeschichte keine schöne Rolle gespielt hat, führt in seinen Essais politiques sur l'état actuel de quelques puissances, Londres 1777 — sie trugen als Autorvermerk nur die Buchstaben MRCB — den Gedanken folgendermaßen aus: „Die Zukunft der Nationen hängt von den Fehlern oder der Weisheit, den Lastern oder Tugenden der Könige ab. Die Herzen dieser sind aber in der Hand Gottes. So erleuchtet die Menschen auch sein mögen, das, was kommen wird, können sie nicht bestimmen, aber sie können den Herren der Erde die Ratschläge der Philosophie und die Ausblicke auf die wahre Politik darbringen. Der

[1]) Ueber sein Leben bei S. Lee, Dictionary of national Biography 50 S. 28.

Bürger, der sich mit der Wissenschaft der Nationen und Reiche beschäftigt hat, schuldet sozusagen der Menschheit und seinem Vaterlande den Tribut jener Wahrheiten, die ihm aufgefallen sind, besonders wenn er glaubt, sie könnten die Quelle des öffentlichen Glückes sein: Eine weise Regierung muß alle Zungen und Federn ermutigen (encourager toutes les bouches et plumes), die ihr die Früchte dieses weiten und tiefen Studiums anbieten. Das ist eigentlich ihr Gewinn . . ." Immer wieder kehrt der Gedanke, es sei Pflicht des Staates, die Meinungen aller zu hören. Rutledge war noch gemäßigt, daß er nur von den Ansichten der Philosophen und Gelehrten sprach, später dehnte man dies noch weiter aus. Und es ist ganz im Sinne der Zeit, wenn sich ein Broschürenschreiber in die Brust wirft und seinem Schriftchen den Leitspruch vorsetzt: Quand la patrie est en danger, c'est la trahir que de taire la verité [1]).

Und wie die wohlmeinende, aber schwächliche Regierung Ludwigs XVI. alle Forderungen der Umsturzparteien sich zu eigen machte, so war sie auch im Einsammeln der Meinungen dem Rate der eifrigen Volksbeglücker gefolgt. Gelegentlich der Einberufung der États généraux wurden durch die Verordnung vom 5. Juli 1788 tous les savants et personnes instruites eingeladen, beim Großsiegelbewahrer tous les renseignements et mémoires einzureichen, um so die Regierung über ihre Beschwerden zu belehren. Diesem Beschlusse verdanken die Cahiers de doléance ihr Entstehen. Es wäre weit gefehlt, wollte man diesen Gedanken nicht eine gesunde, zukunftssichere Macht zuerkennen, aber die maßlose, oft geradezu kindische Uebertreibung hatte ihren Gehalt an Vernunft ins Gegenteil verkehrt. Mit derlei Maßnahmen beschwor man ein undisziplinirtes Stimmengewirr herauf, das alle feineren und zarteren Töne verschlang, worin alles unterging, was klug, geistreich und edel war. Man warf nach Tausenden Broschüren auf den Markt. Wer halbwegs die Feder führen konnte — und wer von den Gebildeten eignete sich damals jene gewisse Revolutionsstilistik nicht an? — wer das Geld hatte, seine Schrift drucken zu lassen, der ging unfehlbar unter die Zahl der Pamphletisten. Die letzten Monate des Jahres 1788 schenkten mehr als 2500 solchen Schriften das Leben [2]). Es regnete darin Angriffe gegen die Regierung und jeder der Angreifer glaubte

[1]) [J. P. Rabaut], A la Nation Française. Novembre 1788.

[2]) Arthur Young, Reisen durch Frankreich und einen Theil von Italien. Aus dem Engl., Berlin 1793 f. 1 S. 195 schreibt am 9. Juni 1789 in Paris: „Es ist unglaublich, wie hier jetzt der Verkehr bei den Pamphlets-Verkäufern zunimmt. Ich ging nach dem Palais Royal, um zu sehen, was Neues heraus-

dem Staate seine Ratschläge nicht vorenthalten zu dürfen. Was Wunder, daß man in den Tuilerien ratloser war denn je.

Da man die Meinungen zusammenlas, woher sie auch gekommen sein mögen, da jeder sich vermaß, Ratgeber und Urteiler zu spielen, darf man nicht erstaunen, wenn die Massen zum Bewußtsein der Macht kamen, die ihren Anschauungen über die öffentlichen Dinge innewohnt. Nicht so sehr dieses oder jenes unüberlegte Wort Neckers oder Ludwigs XVI. als vielmehr das Beispiel, das die Regierung gab, wurde ausschlaggebend in dieser Hinsicht. Die haltlose Abhängigkeit von den Stimmungen des Volkes, das matte Zurückweichen vor den Forderungen der Straße, die jedes Selbstbewußtseins bare Zügelführung steigerten, wie schon bemerkt wurde, das Ansehen dessen, was man öffentliche Meinung zu nennen beliebte, ins Ungeheure. Die Erinnerung an die volonté générale, die einst Rousseau predigte, gab ihr den philosophischen Hintergrund ab.

Wie erdrückend der Gedanke an die Volksmeinung auf allen politischen Kreisen lastete, zeigen die Worte des Herzogs von Luxemburg, die er an Ludwig XVI. richtete, als dieser den Adel zum Beitritt zur Nationalversammlung mahnte. „Ich verkenne nicht", soll er gesagt haben, „welchen Grad von Gewalt die öffentliche Meinung und die Rechte der Nation ihren Vertretern zuerkennt. Sie ist so groß, diese Gewalt, daß selbst die Herrscherautorität, mit der Ihr bekleidet seid, in ihrer Gegenwart wie stumm bleibt" [1]). Wenn solche Worte aus dem Munde eines Führers der Adeligen kamen, ist es nicht zu verwundern, wenn das frisch erweckte Bürgertum dem neuen Idole Loblieder sang, Altäre baute und die öffentliche Meinung zur Königin der Welt erhob. Der schon erwähnte Jean Pierre Papon verglich sie mit dem Feuer. Wie dieses der Materie die Bewegung verleihe, so setze jene die Kraft der Nationen in Wirksamkeit, halte sie unter die Gesetze oder erhebe sie über diese . . .

Die französische Revolution hatte in der öffentlichen Meinung ihr mächtiges Schlagwort gefunden. Der elendste Broschürenschreiber glaubte in ihr die Rechtfertigung für seine Sottisen entdeckt zu haben, der Ehrgeiz schwächlicher Minister wähnte in ihr die Handhabe einer leichten Volksregierung zu besitzen, Gegner der Bewegung meinten sie zu bekämpfen, indem sie sie in ihren Wirkungen übertrieben. Aber selbst

gekommen wäre, und um mir ein Verzeichnis von allem geben zu lassen. Jede Stunde liefert ein neues Produkt. Heute waren schon 13 herausgekommen, gestern 16 und in der vorigen Woche 92."

[1]) H. Droz, Histoire du Règne de Louis XVI., 2 (1859) S. 260.

gemäßigte und unterrichtete Männer konnten sich der allgemeinen Illusion nicht entziehen und vermochten nicht die richtigen Maße bei Betrachtung dieser neuen politischen Erscheinung zu gewinnen.

Bei aller, zum Teil recht begreiflichen Ueberschätzung läßt es sich nicht verkennen, daß man damit sowohl auf theoretischem wie praktischem Gebiete die Erkenntnis von den wirkenden Kräften des politischen Lebens um ein gutes Stück weitergeführt hatte. Ueberhaupt hat die Revolution in diesen Dingen den Höhepunkt erreicht. Wirtschaftliche und soziale Veränderungen haben ja in der Folge das Verhältnis des einzelnen und des Staates zur öffentlichen Meinung in diesem oder jenem Punkte verrückt, die Errungenschaften der Technik haben die Vermittelungswege zwischen den Zentren der Meinungsbildung und zwischen den Individuen verkürzt, aber die Unterschiede zwischen den Tagen der Revolution und der Gegenwart sind rein äußerlicher Natur. Die wesentlichen Grundlagen wurden dort geschaffen. Der Gang, den die Entwickelung in der Folge nimmt, ist kein gerader, ja man kann sagen, sie hat seither kaum einen Schritt nach vorwärts getan, sie ist nur eine Abwandlung der bekannten Formen. Von der Warte historischer Erkenntnis herab mag es nun etwas leichter sein, das Verhältnis der öffentlichen Meinung zum Staate und zur Gesellschaft zu untersuchen. —

Geht man davon aus, daß die als öffentliche Meinung bezeichneten Kundgebungen auf die in den Massen ruhende Willensdisposition zurückgehen, so wird man alsogleich begreifen, daß für deren Bildung, Entladung und Wirksamkeit die Verteilung der Bevölkerung eines Landes, die Art ihrer Ansiedelung nicht ohne Bedeutung ist. Lebt die Mehrzahl eines Volkes über das Land ausgestreut in Kleinsiedelungen, die sich höchstens zu Dörfern zusammenschließen, wird das Ueberspringen von Meinung zu Meinung ungleich schwieriger sein als dort, wo die Heimstätten der Menschen eng aneinander rücken. Zudem lebt der Dörfler in der Regel von den Erträgnissen seines Bodens, kann schlimmstenfalls auch, ohne einen Absatz für seine Früchte zu haben, seinen wirtschaftlichen Bestand aufrecht erhalten[1]). Mit diesem Sich-selbst-Genügen auf dem Gebiete seines Erwerbslebens geht auch in seelischer Beziehung eine gewisse Unzugänglichkeit gleichen Schritt, namentlich wenn die Einflüsse von fremder, nicht bäuerlicher Seite kommen. Ein uraltes, dem einzelnen gar nicht mehr zum Bewußtsein kommendes Triebleben zeichnet ihm seine Sprache, seine Sitten, seine gesellschaftlichen Umgangsformen und -förmlichkeiten vor. Eine jeder Neuerung abholde Zähigkeit läßt ihn

[1]) Vgl. Meitzen, Handwörterb. der Staatswissenschaften 1³ S. 49 f.

blind an der Ueberlieferung festhalten [1]). Deshalb finden überall dort, wo ein auf eigenem Grund und Boden ruhendes Bauerntum sich breit macht, revolutionäre Bewegungen zumeist ihre Grenzen. Die große französische Revolution hat unter der Landbevölkerung nicht so viele überzeugte Anhänger gefunden, als die Führer erhofften, der Bauernstand schloß sich vielmehr in verschiedenen Gegenden seinen Grundherren an [2]). In der Vendée erstanden den Neuerern sogar Gegner, die eigentlich niemals ganz bezwungen werden konnten. Aehnliche Erfahrungen mußten die Berliner des Jahres 1848 machen.

Diesen Tatsachen widerspricht es keineswegs, daß religiöse oder politische Strömungen, die auf dem platten Lande sich einmal eingenistet haben, um so schwerer ausgerottet werden können. Die Katharer im südlichen Frankreich, die Calvinisten, die aufständischen Bauern im sechzehnten Jahrhundert haben Beweise eines geistigen Beharrungsvermögens gegeben, die mit Blut in der Geschichte eingetragen sind. Man wird nicht vergessen dürfen, daß der heftigste und nachhaltigste Widerstand, den die Truppen Napoleons fanden, von den Bauern Spaniens und Tirols kam, die für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, ihres Glaubens und ihrer nationalen Rechte kämpften oder doch zu kämpfen meinten. Ja, darf man neueren Forschungen Glauben schenken, so ist der Schatz des Volkstums und der sprachlichen Eigenart in den Händen des Landvolkes besser aufbewahrt als in denen der Städter.

Aus der räumlichen, wirtschaftlichen und seelischen Abgeschlossenheit, die das Leben des Bauern im allgemeinen kennzeichnet, erwächst einerseits die Unzugänglichkeit für neue, bodenfremde Gedanken und Anschauungen, dann aber auch jene starre Ausdauer, die das einmal Uebernommene fest an sich klammert. Dabei ist der Begriff „Bauer" nicht allzu eng zu ziehen. In sehr vielen Fällen kann der von der Landwirtschaft lebende Adelige ohne Schwierigkeit auch hiezu gerechnet werden. Die gewähltere Gesellschaftsformen verdecken meist nur ganz ähnlich geartete seelische Eigenschaften.

Als Beispiel für einen städtearmen Staat darf das Deutschland des frühen Mittelalters herangezogen werden. Die überwiegende Mehrzahl seiner Bewohner waren Landwirte, die auf ihren Einzelhöfen hausten und in den rechtlichen Einrichtungen der Dorfgemeinden ihr Auslangen fanden [3]). Aus dieser Tatsache heraus wäre man fast ge-

[1]) Vgl. die hübsche Studie von Borée, Mittelalterliche Menschen, Preuß. Jahrbücher 113 (1903) S. 113. [2]) A. Wahl, Vorgeschichte 2 S. 383.
[3]) G. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum (Monographien zur Weltgeschichte 6), Bielefeld u. Leipzig 1898.

neigt, das stete, unbeugsame Festhalten an eingewurzelten politischen Anschauungen und Ueberzeugungen, diese überlieferungstreue Schwerfälligkeit, die der Geschichte jener Zeit eignet, auch der bäuerlichen Besonderheit der damaligen Deutschen zuzuschreiben. Welche Rolle spielte nicht das alte eingelebte Stammesbewußtsein! Eine geistige Unbeweglichkeit, eine eigensinnige Dickköpfigkeit sondergleichen trotzte aller besseren Einsicht. Daneben ragen in den Gesichtskreis dieser schwer lenksamen Menschen Erinnerungen herein, die aus der Römerzeit stammen und allein durch ihr Alter, durch die Ehrwürdigkeit ihrer Abstammung Geltung und Kraft bewahren. So vermögen alle Ansprüche des Papsttums den Gedanken an die militärische Herkunft des Imperiums nicht auszulöschen [1]). So hoch war die Schätzung des Alten und Hergebrachten, daß man andererseits auch ganz junge politische und Rechtseinrichtungen, sobald sie halbwegs eingelebt waren, ihrer Entstehung nach bewußt oder unbewußt in längst vergangene Zeiten zurückverlegte, um ihr Ansehen zu erklären oder zu erhöhen.

Nun fehlte es freilich auch damals nicht an Sammelpunkten für den Austausch der Sondermeinungen. Der Hof des Kaisers oder Königs, die Sitze der Kapitel, vor allem die Klöster und klösterlichen Ansiedelungen; gerade diese letzteren waren Zentren höherer Bildung. Die Zahl ihrer Bewohner war ja in der Zeit der Blüte nicht gering. Manche der Stifter zählten in Deutschland mehr denn hundert — irische und italienische sollen ein und mehr tausend Mönche vereinigt haben [2]) — kurz, es sammelte sich in ihnen eine vielköpfige Intelligenz, die vielfach auch nach ihrem Geburtsstand gesiebt und erlesen war. Wir wissen heute, daß es eine Reihe von Klöstern gab, die nur Personen freiherrlicher und gräflicher Herkunft aufgenommen hat [3]). Das kann für die Verbreitung von Meinungen nicht gleichgültig gewesen sein, denn leicht läßt sich denken, daß die Mitglieder der Orden auf ihre dem Hochadel, der politisch mächtigsten Klasse des Volkes, angehörigen weltlichen Familienmitglieder einen mehr oder weniger mächtigen Einfluß ausübten. Untereinander verband aber die einzelnen Konvente eine Fülle persönlicher, wissenschaftlicher und amtlicher Beziehungen. Man wählte zu Bischöfen und Prälaten bisweilen Geistliche, die sich anderwärts bewährt hatten, man berief an die eigenen Schulen Gelehrte vom Aus-

[1]) Edm. E. Stengel, Den Kaiser macht das Heer, Weimar 1910.

[2]) Max Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der kathol. Kirche. 2. Aufl. 1907, I S. 186 234.

[3]) Al. Schulte, Der Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter (Kirchenrechtl. Abhandlungen von U. Stutz 63/4), Stuttgart 1910.

lande oder von anderen deutschen Unterrichtsanstalten. Umgekehrt reisten junge Kleriker, sofern es ihre Mittel erlaubten, nach Italien und Frankreich oder sonst an bekannte Schulen, um diesen oder jenen berühmten Lehrer zu hören. So spannen sich da und dorthin Fäden und Verbindungen, die natürlich nicht auf wissenschaftliche Fragen beschränkt blieben. Später wirkte auch noch das Beispiel von Cluny. Die strengere Richtung der Hirsauer Regel war für alle die süd- und mitteldeutschen Klöster, die ihr anhingen, ein wertvolles Bindeglied, das auch in der Gebetsverbrüderung, die sie umschloß, ihren Ausdruck fand.

Die Schichte des Volkes, an die in den Tagen Gregors VII. und auch späterhin sich die verschiedenen Streitschriften richteten und von denen die Kampfesrufe des öffentlichen Lebens ausgingen, war also der Klerus, erst in zweiter Linie der ihm nahestehende Adel; mit einem Worte die Intelligenz. Aber die Tatsache, daß sich die Parteien auch der Mitwirkung der übrigen Teile der Bevölkerung versicherten, ist gewiß. Wenn einer der Streiter klagt, daß die Gegner inter mulierculas et simplex vulgus ihr Gefasel tragen, so ist ein klarer Hinweis auf die Art der Agitation gegeben [1]).

Bringt man diese Beobachtungen in Zusammenhalt mit den noch später zu erwähnenden Kräften und Mitteln der Meinungsverbreitung und Meinungsbeeinflussung, so enthüllt sich uns das frühere deutsche Mittelalter als eine Zeit, der es trotz ihrem agrarischen Grundcharakter nicht an einer Bevölkerungsschichte gefehlt hat, die für geistige, beziehungsweise politische Anregungen und Eindrücke empfänglich war. Diese Anregungen mußten allerdings in der Richtung der kirchlichen Interessen liegen, denn das Verhältnis des Staates zur Kirche war der Plan, auf dem im Mittelalter alle politischen und sozialen Fragen ausgekämpft worden sind. Freilich wird man nicht vergessen dürfen, daß es der Klerus einzig und allein ist, durch dessen Medium uns die Kenntnis der verschiedenen Strömungen jener Zeit übermittelt wurde. Es wäre immerhin denkbar, daß die öffentliche Meinung auf breiterer Grundlage geruht hätte, als es uns heute erscheint, nur mochte es ihr an dem Organ fehlen, ihre Ausdrucksmittel zu fixieren. Die Geistlichen, aus deren Hand uns die Quellen überliefert sind, waren in ihrem Interessenkreis immerhin beschränkt.

[1]) K. Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII. S. 112 f. So weit ich sehe, ist Mirbt der einzige, der bei Behandlung mittelalterlicher Streitschriften auf die Wege der Verbreitung und die Art des Leserkreises näher eingeht. Seine Bemerkungen über die „öffentliche Meinung" in der Zeit Gregors VII. (S. 121), die auf K. Biedermann und Bluntschli beruhen, sind allerdings veraltet.

Das eine steht jedenfalls fest: die ländliche Bevölkerung ist in ihrem Urteilen etwas schwerfällig, aber gerade deshalb stetig, raschen Gesinnungswandlungen wenig zugänglich. Die feine Anschmiegsamkeit an die Stimmungen des Tages fehlt ihr, zumal sich die geschichtlichen Ereignisse nur selten vor ihren Augen abspielen. Das Gepränge feierlicher Aufzüge, die dramatische Gestaltung wichtiger Beratungen, Rede und Gegenrede, Volksansammlungen und lärmende Feste, diese sinnfälligen Begleiterscheinungen historischer Vorgänge brauchen in der Regel eine äußere Begrenzung, um zu wirken. Ihr Schauplatz ist fast immer die Stadt. So fehlen dem Landvolke zumeist die auf die Einbildungskraft wirkenden Eindrücke, die für die Bildung von Sammelmeinungen von besonderer Wichtigkeit sind. Vor allem gebricht es aber an den Menschen, die eng aneinander wohnen, wo der Nachbar dem Nachbar die Neuigkeiten verkünden kann, wo sich ein stets schau- und horchlustiges Volk durch die Gassen treibt. Die Heimat der öffentlichen Meinung wie der Massenerscheinungen überhaupt ist vor allem die Stadt und das städtische Leben.

Die Bildung städtischer Ansiedlungen ist jedenfalls die Folge gewisser wirtschaftlicher und politischer Verhältnisse, die eintreten, sobald der Staat eine bestimmte Stufe seiner Entwickelung erklommen hat. Immer und zu allen Zeiten hat die städtische Kultur in der Geschichte der Völker und Reiche eine bedeutsame Rolle gespielt. Schon die Staaten des Altertums scheiden sich deutlich in ihrem Verhältnis zum Städtewesen. Die großen orientalischen Flächenstaaten haben ein Memphis, ein Babylon, ein Ninive und Ekbatana hervorgebracht, mächtige Stadtungetüme, die so wenig Bestand hatten als die geknechteten Lande, die unter dem Drucke dieser riesigen Zwingburgen aufseufzten. Sie verdankten ihr Dasein weniger wirtschaftlichen Notwendigkeiten, als dem politischen Machtbedürfnisse ihrer Gewaltherrscher. Wenn von der Stadt als dem Herde der öffentlichen Meinung die Rede ist, so kommen diese „primitiven Despotengroßstädte" in erster Linie gewiß nicht in Betracht[1]).

Ganz anders im Abendland und bei den Völkern des Mittelmeers. Hier schließen sich die einzelnen Stämme zu gegenseitiger Wehr und gemeinsamer politischer Machtausübung in dem, was die Griechen Synoikismos nennen, zusammen. Die Polis, der Stadtstaat, war der höchste Ausdruck des staatenbildenden Geistes der Hellenen, die dann von den

[1]) Ueber das Wesen dieser Städte K. Bücher, Die Großstädte in Gegenwart und Vergangenheit in dem Sammelbuche Die Großstadt, Jahrb. der Gehestiftung 9 (1903). Ebenda Waentig, Die wirtschaftliche Bedeutung der Großstädte S. 149 ff.

Italikern und anderen Völkern erfolgreich nachgeahmt worden ist. Der Unterschied zwischen Orient und Okzident drückt sich auch hierin deutlich aus. Der Flächenstaat mit seinem ungemessenen Ausbreitungsstreben kann nur in der Hand eines einzigen bestehen [1]). Die Ausdehnungsmöglichkeiten des Stadtstaates hingegen sind naturgemäß bloß auf die ihm unmittelbar benachbarte Landschaft beschränkt. Für den Herrschaftshunger eines einzelnen ist hier nicht der Raum, sein Regiment zumeist nicht von langer Dauer, besonders wenn sich innerhalb des verhältnismäßig engen Territoriums ein so neuerungssüchtiges, intelligentes Völkchen bewegt, wie es die Griechen, späterhin die Italiker waren. Nicht auf dem Boden der orientalischen Riesenstädte, sondern innerhalb der ungleich kleineren aber politisch selbständigen griechischen Polis hat sich das Wesen der modernen Stadt mit ihren Besonderheiten und Eigentümlichkeiten ausgebildet.

Für das Entstehen oder die Gründung einer Stadt waren in der alten Zeit zwei Bedingungen vor allem maßgebend, Begünstigung des Handels und erhöhter Schutz durch Anlage von Befestigungen. Die größere Selbständigkeit, die ihr bei Verwaltung ihrer Angelegenheiten zugebilligt wird, dürfte eine notwendige Folge dieser ihrer Grundeigenschaften sein. Sie kann ihren Aufgaben nur durch ein gewisses Maß von Unabhängigkeit gerecht werden. Auf die streng verfassungsrechtliche und geographische Fassung des Begriffes Stadt kommt es hier nicht an, da es sich in diesem Zusammenhang nur um ihre psychologische Funktion als Sammelbecken einer größeren Anzahl von Einzelmeinungen handelt. Andererseits sind ihre politischen, wirtschaftlichen und natürlichen Grundlagen auch in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung. Die Frage der Schutzgewährung bedingt ein Zusammendrängen der Ansiedlung auf einem verhältnismäßig engen Raum. Doch die schirmende Mauer, die sich ringsum schlingt, macht noch nicht eine Stadt aus, der Ort bliebe nur eine Großburg oder Festung, gewänne nicht der Handel darin Sitz und Rechte. Der Austausch von Waren aber hat ein mehr oder weniger regelmäßiges Kommen und Sich-Treffen von Menschen zur Folge. Je kräftiger der Gewerbefleiß blüht, je mächtiger der Handel emporstrebt, um so größer wird der Zulauf sein. Das, was innerhalb der Mauern Menschen schaffen, kann Natur und Lage erleichtern oder hemmen. Bei der Gründung einer Stadt hat vielfach die Rücksicht auf ihre militärische Tüchtigkeit vorgeherrscht, in der Folge trat jedoch dieser

[1]) Ernst Kornemann, Stadtstaat und Flächenstaat des Altertums in ihren Wechselbeziehungen, Neue Jahrbücher des klass. Altertums usw. 21 (1908) S. 233 ff.

Gesichtspunkt mehr und mehr zurück. Nicht die Orte, die sich leicht verteidigen lassen, haben ihre städtische Bedeutung beibehalten, sondern vor allem jene, die an den Vorteilen wichtiger Handelsstraßen teilhaben konnten[1]). Die Lage in der Nähe von Meeresküsten, von Flüssen, in der Nähe eines fruchtbaren Hinterlandes haben für das Zusammenströmen und die Anhäufung wirtschaftlicher Kräfte eine nicht geringere Anziehungskraft als eine entsprechende Gesetzgebung, die diesen Verkehr in günstiger Weise regelt. Erst aus der Vereinigung all dieser Vorbedingungen setzt sich die Grundlage für das zusammen, was wir als Stadtkultur zu bezeichnen gewohnt sind.

Adam Smith hat behauptet, „das Ueberschußprodukt des Landes allein liefere die Subsistenzmittel für die Stadt, welche daher nur wachsen könne im Verhältnis zum Wachsen dieses Ueberschußproduktes". Er konnte damit nur die moderne Entwicklung im Auge haben. Ein New-York oder Chicago verdankt keinem Fürsten noch auch taktischen Gründen sein Entstehen, sondern fast einzig und allein den wirtschaftlichen Verhältnissen und selbst alte mächtige Kulturstätten, Sitze der Regierung und Behörden können heute den Wettkampf nur bestehen, wenn ökonomische und Verkehrsfragen in ihnen eine glückliche Lösung gefunden haben. Die Umwandlung des alten Handwerks zum fabriksmäßigen Großbetrieb, die technische Verbesserung der Beförderungsmittel und damit die Ansammlung großer Teile des Nationalvermögens an wenigen bestimmten Orten[2]) hat zur Bildung einer neuen städtischen Grundform geführt, zur Entstehung unserer jetzigen Großstädte. In diesen ungeheuren Massenquartieren der modernen Menschheit finden sich alle wirkenden Kräfte zusammen, die zur Bildung einer politisch einflußreichen öffentlichen Meinung notwendig sind.

G. Simmel[3]) hat in feinsinniger Durchdringung des gesamten Erfahrungsstoffes gezeigt, wie die Großstadt durch die höheren Anforderungen, die sie an das Nervenleben ihrer Bewohner stellt, die verstandesmäßige Richtung des Denkens besonders fördert. Während der langsamere Rhythmus der Kleinstadt und des Landes die Ausbildung des konservativeren Gemütes bevorzugt, antwortet der Großstädter auf die rasch und unvermittelt auf ihn eindringenden Reize mit dem Verstande und schützt dadurch seine Persönlichkeit vor inneren Erschütterungen, die sie bei der raschen Abfolge der Eindrücke erfahren müßte. Mit dieser Vorherrschaft des Intellekts paart sich die Geldwirtschaft. Beide

[1]) K. Hassert, Die Städte (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 163), Leipzig 1907.

[2]) Wäntig S. 164.

[3]) Die Großstadt S. 187 ff.

passen zueinander, beide beruhen auf einer kalt nüchternen Sachlichkeit, beide schalten das Individuelle der Erscheinungen möglichst aus. Das ganze Leben wird zu einem Rechenexempel, bei dem der einzelne wenig mehr als eine Zahl bedeutet. Um sich inmitten dieser erdrückenden Fülle wechselnder Phänomene zur Geltung zu bringen, wird das Individuum vielfach zu einem erkünstelten Sonderlingstum verleitet.

Schwankt nun der Großstädter zwischen einer durch Ueberreizung bedingten Gemütserschlaffung und dem Streben, sich aus der Allgemeinheit herauszuheben, so ist doch das Kennzeichnendste seines Wesens die Uebermacht des Intellekts. Verglichen mit dem Gemüt, ist aber der Verstand das Unruhigere, Vorwärtsdrängende, das sich durch augenblickliche Eindrücke ungleich leichter bestimmen läßt, als der mehr triebhaften Impulsen gehorchende Gefühlskomplex. Damit verträgt sich die Tatsache ganz wohl, daß der einzelne von der Großstadt förmlich aufgesaugt wird; ihn umgibt eine große, verfeinerte aber ganz unpersönliche Kultur, die gerade das Edelste und Letzte, das Individuellste des Einzelmenschen nicht recht aufkommen läßt.

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, daß sich die öffentliche Meinung zwischen den Mauern der modernen Riesenstädte am wohlsten fühlt? Hier erstehen ihr ihre Verkünder und Propheten, ihre Schmeichler und Nachläufer, hier hat sie vor allem ihr gläubiges Auditorium. Wandelbar und vielseitig, wie es die Lebensbedingungen des Städters sind, ist auch seine geistige Verfassung. Der Verstand läßt sich leichter überreden als der aus tieferen Brunnen schöpfende Trieb. Jede neue Wahrheit — je platter sie lautet um so besser — findet hier eifrige Nachbeter, sie muß nur in der entsprechend lauten, aufdringlichen Weise ausgerufen werden. Die Herrschaft des Intellekts dringt meist nicht sehr tief, wenigstens nicht dort, wo die Bewohner der Großstadt als Masse erscheinen. Da genügt es vielfach, wenn die Art der Ueberredung sich in gedankenmäßig erfaßbaren Formen bewegt[1]).

Die leichte Beweglichkeit des Geistes, die in Kunst und Wissenschaft, in der Technik wie im Handel dem Städter einen Vorrang vor dem Landbewohner gewährt, ist in der Politik manchmal geradezu ein Schaden. Das Weichbild umschließt eine Welt für sich, eine Welt voll innerer Unrast, voll Gärungen und Kämpfen, die leicht den Blick von

[1]) Man vergleiche die Bemerkung Gustav Freytags über Berlin: „Denn diese Stadt, welche nie das Herz Deutschlands werden wird, wohl aber Kopf und Pudenda, enthält so Verschiedenartiges in ihrem weiten Raum, das Größte und Dümmste, daß es schwer wird, von einer Physiognomie zu reden." G. Freytags Briefe an A. v. Stosch, herausg. von F. H. Helmolt, Stuttgart (1913) S. 73.

dem Ganzen abziehen. Die Entfremdung von der Natur und den von ihr diktierten Daseinsbedingungen hat bisweilen zur Folge, daß der Stadtmensch dem Staate gegenübertritt, wie ein Fabrikarbeiter, der von dem großen Getriebe der Maschinen nur diejenige genauer kennt, an der er selber steht, vom Zusammenhange der einzelnen zur Gesamtheit kaum eine sichere Ahnung hat. So erzeugt die Stadtluft nicht selten einen etwas engsichtigen Egoismus, der um so unheilvoller werden kann, als die Verbindung des Menschen mit Grund und Boden darin allmählich gelöst wird und das in den Grenzen des Vaterlandes verankerte Gefühl für den Staat und seine Bedürfnisse lockert.

Wenn es in den alten Monarchien den demokratischen Strömungen trotz alledem nicht gelungen ist, die politische Vormacht des landsäßigen Adels fortzuschwemmen, so liegt gewiß eine der Ursachen in dem Sich-Verwachsen-Fühlen mit dem Staate, das diesem Stande als ererbte Ueberlieferung zu eigen ist. Gegenüber der nur allzu leicht ins Uebermaß gesteigerten und zu Uebertreibungen neigenden Reizbarkeit der Städter bedarf es als Gegengewicht der maßvollen Art, des am Gegebenen haftenden Beharrungsstrebens bodenständigen Volkes. Beide Richtungen sind notwendig, denn sie ergänzen sich. Der Vorwärtstrieb städtischer Kultur und Kulturanschauungen würde sich vermutlich verflattern und ins Leere schießen, hielte ihn nicht das ländliche Element zurück.

Für die Bildung der öffentlichen Meinung sind die großen Städte noch in einer anderen Richtung, die vielfach übersehen wird, von nicht geringer Bedeutung. Es ist dies die falsche Perspektive, die das äußere Stadtbild öffentlichen Kundgebungen verleiht. In dem festen Rahmen eines Marktplatzes sieht eine angesammelte Menge größer und achtunggebietender aus als auf freiem Felde, schreiten durch die immerhin engen Straßen die Reihen eines Aufzuges, so gewinnen sie leicht den Anschein des Unübersehbaren. Zudem fehlt es hier selten an Müßigen und Neugierigen, die sich anschließen, ohne zu wissen, worum es sich handelt, die gedankenlos nachplappern, was ihre Umgebung spricht. Wo findet ein arbeitsscheuer Pöbel, wo finden Bettler, Hehler, Dirnen so guten Unterschlupf und leichtes Brot wie in der Stadt? Zusammenrottungen und Aufläufe sind aber ihr Element. Hier fragt sie niemand nach ihrem Woher und nach ihrer Vergangenheit; in der Menge verborgen und durch sie geschützt, wirken sie auf die Menge, tragen bewußt und unbewußt Verwirrung in sie hinein und locken deren dunkelste Triebe aus ihrem Versteck hervor.

Das Gewicht städtischer Willensäußerungen wird aber noch dadurch

erhöht, daß der Ort, wo sie zum Ausdruck kommen, fast immer auch Sitz der Obrigkeiten ist. Die Regierenden selbst werden zu Zuschauern der Volksbewegungen, ihnen selbst dringen die Rufe und Stimmen der Masse an die Ohren. Verstärkt durch die Resonanz des Stadthintergrundes, gewinnen das Auftreten und die Bewegungen der Vielen leicht den Anschein, als ob sie den Willen aller verträten.

Nicht einmal in der griechischen Polis, die doch das ganze wirtschaftliche Sein ihrer Bürger in sich vereinigte, konnte deren Gesamtwille dauernd zur Geltung kommen[1]). Dagegen waren die antiken Stadtstaaten und später auch Rom oft genug der Schauplatz von Ereignissen, die den geschilderten modernen Großstadtvorgängen in mehr als einer Hinsicht entsprechen. Verfolgt man etwa die Unruhen, die durch das Auftreten der beiden Gracchen hervorgerufen worden waren, so zeigen sich die typischen Bilder einer ebenso leicht beeinflußten als wandelbaren Meinungsbildung, die weder weit ausblickend an irgendeinem einmal gefaßten Entschlusse festhielt noch auch die Gesamtinteressen des Staates berücksichtigte[2]). Die innere Ungleichartigkeit der Massen, wie sie das Zusammenströmen der verschiedensten Elemente in der Großstadt nun einmal hervorbringt, gepaart mit jener Unverantwortlichkeit, die jedem Gehör leiht, der da spricht, ohne seinen und seiner Rede moralischen Wert zu prüfen, das sind die Kennzeichen jener eigentümlichen Erscheinungen, denen namentlich in aufgeregten Zeiten die öffentliche Meinung ihr Entstehen verdankt. Schon Papon hat seine Beispiele hiefür aus der Geschichte Roms geholt. Und in der Tat, wer gerade in dieser Hinsicht nach Analogien sucht, den muß die Betrachtung der gracchischen Revolution, der katilinarischen Verschwörung, der Herrschaftspläne Cäsars, des späteren Militärkaisertums zu Vergleichen

[1]) Kurt Riezler, Ueber Finanzen und Monopole im alten Griechenland, Berlin 1907 S. 93.

[2]) „Wenn aber in diesen Stimmversammlungen, den Comitien, so wenig man es auch mit der Qualifikation genau nahm, im ganzen doch nur Bürger erschienen, so war dagegen in den bloßen Volksversammlungen, den Contionen, platz- und schreiberechtigt, was nur zwei Beine hatte, Aegypter und Juden, Gassenbuben und Sklaven. In den Augen des Gesetzes bedeutete allerdings ein solches Meeting nichts; es konnte nicht abstimmen noch beschließen. Allein tatsächlich beherrschte dasselbe die Gasse und schon war die Gassenmeinung eine Macht in Rom und kam etwas darauf an, ob diese wüste Masse bei dem, was ihr mitgeteilt wird, schwieg oder schrie, ob sie klatschte und jubelte oder den Redner auspfiff und anheulte." Deutlicher kann man die Herrschaft der öffentlichen Meinung nicht darstellen, wie dies hier Mommsen (Röm. Geschichte 2⁸ S. 94) bei Erwähnung der gracchischen Bewegung tut.

mit modernen Verhältnissen herausfordern. Seitdem sich der römische Stadtstaat zum Weltreiche umzuwandeln anfing, war die Urbs das natürliche Ziel des nach dem Staatsmittelpunkte strebenden Provinzvolkes. Auf dem verhältnismäßig eng umschriebenen Territorium, wo Menschen der verschiedensten Art und mit den verschiedensten Anschauungen nebeneinander leben, entsteht jene schwankende, niemals das richtige Gleichmaß bewahrende öffentliche Meinung, die in der Stadt, besonders in der Großstadt ihre Geburtsstätte findet.

Es war deshalb kein Zufall, daß zu Ende der Republik in Rom die Advokaten im öffentlichen Leben die hervorragendste Rolle spielten, sie hatten die Kunst der Rede inne, sie kamen mit Leuten aller Stände zusammen, sie hatten Gelegenheit, als Rechtsanwälte vor der Menge zu glänzen und vielen Gefälligkeiten zu erweisen. Ueberhaupt hatte man es in der Technik, die Massen zu kirren, damals bereits zu einer wahren Virtuosität gebracht. Quintus, der jüngere Bruder Ciceros, schrieb nachgerade ein Hilfsbüchlein für solche, die sich ums Konsulat bewerben (de petitione consulatus)[1]). Der Unterschied zwischen der Wahlagitation von heute und der Wahlagitation von damals fällt nicht zugunsten der Antike aus und wirft ein schlechtes Licht auf Wähler und Kandidaten. Während der moderne Politiker, und wäre es auch bloß zum Scheine, nur im Dienste einer bestimmten Idee zu wirken imstande ist, tritt diese auf dem Forum in den Hintergrund. Im Gegenteil. Um etwas zu erreichen, muß man parteilos erscheinen, aber um so lebhafter persönliche Freunde zu gewinnen suchen, muß sich auf Straßen und Plätzen ins Gewühl der Menge mischen, muß Gespräche anknüpfen und Freundlichkeiten sagen. In diesem wirren Völkergemengsel ist, so lange man um die Stimmen wirbt, niemand zu verachten, die Menschen der Straße nicht, die Fremden nicht, ja nicht einmal die Sklaven, „denn eigentlich alles Gespräch, das für unseren Ruf im öffentlichen Leben von Belang ist, geht von Urhebern aus, die zu unserem Haus in Beziehung stehen". Deshalb kommt Quintus immer wieder auf das zurück, was die popularis fama betrifft. Und die Bedeutung, sich ein günstiges Gerücht — Schneidewin übersetzt sogar „einen großen Posaunenstoß des Gerüchtes" — zu verschaffen, wird nicht gering angeschlagen.

Die großen und kleinen Mittel der Volksgewinnung und Volksbetörung werden in den Städten ersonnen und von Städtern zunächst geübt und an ihnen erprobt, aber es dürfte auch in der Geistesge-

[1]) Vgl. Max Schneidewin, Wahlagitation im alten Rom. Preuß. Jahrbücher 130 (1907) S. 259 ff.

schichte der Menschheit nur wenige große Bewegungen geben, die nicht aus städtischen Ansiedelungen hervorgegangen sind und in ihnen ihre Stützpunkte gefunden haben. Die Bevölkerung einer Stadt zerfällt ja wieder in besondere Kreise. Je nach Berufen oder politischer Gesinnung, nach wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, nationalen, geistigen oder religiösen Bedürfnissen schließen sich innerhalb der Bürgerschaft und der Bewohner überhaupt besondere Zirkel zusammen, seien es nun Gilden, Innungen, Vereine, Brüderschaften, Klubs oder ganz lose Zusammenkunftsgelegenheiten, die für die Meinungsbildung von nicht geringer Bedeutung werden können. So hat auch das Christentum in seinen Anfängen vielfach an das antike Vereinswesen und an die kommunalen Organisationen angeknüpft [1]), ja seine ersten wichtigsten Sammelorte waren durchwegs große Städte: Jerusalem, Antiochien, Ephesus und Rom. „Alle auf den Wegen des Handels und Verkehrs importierten Religionen", bemerkt Harnack, „sind zunächst Städtereligionen und bleiben es eine geraume Zeit" [2]).

Es ist selbstverständlich, daß sich das politische und kulturelle Gepräge eines Landes mit entwickeltem Städtewesen ganz anders darstellt als ein Land ohne ein solches. Und ebenso begreiflich ist es, daß die öffentliche Meinung sehr verschiedene Wege der Entwicklung einschlagen wird, je nachdem sie auf den günstigen Boden städtischer Massenansiedelung gelangt oder auf weites, plattes Land. Man stelle nur die Geschichte Italiens des zehnten Jahrhunderts und die Deutschlands in der gleichen Zeit einander gegenüber.

Andererseits wäre es falsch, sich einzubilden, es bedürfe gewaltiger städtischer Niederlassungen, damit das Spiel der Meinungen seine Heimstätte darin finde. Das Köln des Jahres 1074 war gewiß nach unseren heutigen Begriffen bloß von mäßiger Ausdehnung und nicht allzu großer Einwohnerzahl. Und trotzdem hat es in eben diesem Jahre für eine Reihe von dramatischen Vorgängen die Bühne abgegeben, für Vorgänge, die auf die typischen Formen der öffentlichen Meinung zurückgehen, wie sie sich eben innerhalb städtischer Bevölkerungsmassen bilden. Das Ganze ist uns von einem Gegner des eben damals in Deutschland neu aufkommenden Städtewesens überliefert, von dem etwas mürrischen und einseitigen Mönche Lambert von Hersfeld. Sicherlich malte er das Kölner Handelsvolk mit zu grellen Farben, sein üppiges Weltleben, sein Reichtum, seine Prahlsucht werden allzusehr in den

[1]) A. Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten 3 Jahrhunderten, 2. Aufl. (1906) 1 S. 19 f.

[2]) Ebda S. 13 und 2 S. 278.

Vordergrund gerückt. Aber gerade weil er ihr Gegner war, sieht er etwas schärfer. Und was tritt nur in dem Bilde, das er von dem Aufstande der Kölner wider ihren Erzbischof entwirft, am stärksten hervor? Auf der einen Seite ist es der aufbrausende Anno, der in etwas herrischer Weise die Zügel der Regierung in Händen hält. Ihm gegenüber stehen die reichen Kaufleute, die bei ihren Gelagen glauben, es sei eben so leicht Kriegstaten auszuführen als von ihnen zu reden, und der Pöbel, der von der Sucht nach Neuerungen getrieben wird. Ein an und für sich nichtiger Anlaß, der aber leicht als ein Uebergriff des ohnehin mißliebigen Erzbischofs angesehen werden konnte, löst nur die schon angesammelten ihm feindlichen Stimmungen aus. Blitzschnell vereinigen sich die Einzelmeinungen zu dem gemeinsamen Ziel, Anno zu ergreifen und sich an ihm und den Seinigen zu rächen. Nun geschieht, was bei solchen Gelegenheiten stets zu geschehen pflegt, planlose Plünderungen, Akte unsinniger Zerstörungswut, Hinmetzelung Unschuldiger. Als aber vier Tage später der Erzbischof mit einer rasch gesammelten Menge bewaffneten Volkes gegen die Aufrührer zieht, erwachen sie jählings aus ihrem Taumel. Ihre Wut ernüchtert sich so rasch, wie sich ihr toller Eifer anfangs entzündet hatte[1]).

So steht am Beginne der deutschen Städtegeschichte ein Ereignis, das bereits als Musterbeispiel eines Massenvorgangs bezeichnet werden darf. Das rasche Aufflammen und ebenso rasche Erlöschen einer jähen Stimmung, die leichte Beweglichkeit der Geister, der Mangel jeglicher Beurteilung realer Kräfteverhältnisse, die wilden Ausschreitungen und schließlich die verzagte Ratlosigkeit; sie sind ungemein kennzeichnend für die Bildung und Wirksamkeit der öffentlichen Meinung. Man sieht, wie sich deren Aeußerungen auch zumeist in Extremen bewegen, namentlich dort, wo lang überlieferte Gegensätzlichkeiten das Urteil von vornherein trüben. Nicht nur bei der Erwähnung von Bischöfen und Landesfürsten, deren Interessen ja stets in einem gewissen Widerstreit zu denen der Städte standen, auch sonst herrscht in den städtischen Quellen eine gewisse Vorliebe für scharf zugespitzte Urteile vor, die weder Papst noch Kaiser noch Reich schonen[2]).

Diese Einseitigkeit beschränkt sich aber nur auf Dinge, die das

---

[1]) M. G. Hist. (in usum schol.) Lamperti Monachi Hersfeldensis opera rec. O. Holder-Egger S. 185 ff.

[2]) Wilh. Théremin a. a. O. gibt recht dankenswerte Zusammenstellungen von Aeußerungen städtischer Quellen über Kirche, Staat, Reich usw. aus der Zeit von 1349—1415, aber er versucht leider nirgends zu zeigen, wie weit diese Urteile sachlich begründet waren.

eigene Gemeinwesen oder die städtische Politik überhaupt betrafen. In anderer Hinsicht waren die bürgerlichen Kreise mit Nachrichten von außenher jedenfalls besser versorgt als das Landvolk, der Adel und die Klostergeistlichen. Wenn es, abgesehen von den Fürstenhöfen, irgendwo möglich war, daß sich über Geschehnisse der inneren und äußeren Politik sofort eine öffentliche Meinung bildete, so konnte dies nur in den Städten sich vollziehen. Der Zusammenhang der Stadt mit den Handelsinteressen ist auch hier von Wichtigkeit, denn je mächtiger diese sind, um so größer wird der Nachrichtenaustausch sein. Der Waren- und der Neuigkeitenverkehr laufen in den Zeiten einer noch nicht modern entwickelten Technik ziemlich parallel. Ein über die Grenzen des eigenen Weichbildes und des eigenen Landes reichender Handel ist naturgemäß an den politischen Verhältnissen seiner Absatzgebiete interessiert. Krieg, Aufruhr, neue Steuern gehören ebenso in das Kalkül des Großkaufmanns, wie der Ausfall der Ernte, das Eintreten einer Hungersnot oder das Hereinbrechen einer Ueberschwemmung. Wir wissen, daß sich die italienischen Kaufleute bereits im 13. Jahrhundert gegenseitig nicht nur über ihre Geschäfte, sondern auch über alle anderen Vorfälle brieflich unterrichteten [1]). Damals entstanden auch die berühmten Messen in der Champagne, auf denen alljährlich sechsmal die Kaufleute, die Handelsgesellschaften oder ihre Vertreter zusammenkamen. Es ist selbstverständlich, daß man sich hiebei auch über andere Dinge als rein geschäftliche unterhielt, ja vielleicht entwickelte sich von hier aus schon eine Art politischer Berichterstattung. Zu diesen bloß kaufmännischen Interessen gesellen sich aber auch noch andere. Nicht selten — in Deutschland besonders vom 13. bis 15. Jahrhundert — vereinigten sich die Städte in eigenen Bünden zu ihrem gegenseitigen Schutz und zur Vertretung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten. Das führte notwendig zu gegenseitiger Aussprache.

So hat K. Bücher [2]) auf die reiche Korrespondenz der elsässischen Städte aus den ersten vierziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts hingewiesen, worin man sich die traurigen Erfahrungen mit den plündernden Armagnaken mitteilte, Kriegsnachrichten u. ä. übermittelte. Wie schon vorher die Klöster und Universitäten, so richteten seit dem 14. Jahrhundert auch die Städte einen ständigen Botenverkehr untereinander ein.

[1]) Vgl. darüber Herm. Bode, Zur Entstehungsgeschichte der modernen Zeitung in Studien über das Zeitungswesen, herausg. v. J. F. Meißner, Frankfurt a. M. 1907.

[2]) Die Anfänge des Zeitungswesens in Die Entstehung der Volkswirtschaft, 5. Aufl., Tübingen 1906 S. 227.

Es braucht kaum erst erwähnt zu werden, daß dies alles, man möchte sagen, die Uranläufe zur Entstehung der modernen Zeitung sind. Desgleichen bedarf es keiner besonderen Betonung, daß die großen Handels-, Universitäts- und Regierungsstädte zu Mittelpunkten des gewerbsmäßig betriebenen Nachrichtenverkaufes wurden. Venedig gilt als Vaterstadt dieser neuen Erscheinung, aber im 16. Jahrhundert reihen sich bereits Augsburg, Nürnberg, Antwerpen, Lyon, Paris, Wien, London und manche andere an. Ohne den späteren Ausführungen vorgreifen zu wollen, darf schon hier behauptet werden, daß die Zeitungen zwar nicht, wie sie sich mit Vorliebe ausgeben, die öffentliche Meinung selber sind, daß aber in den neueren Jahrhunderten die Ausbreitung des Zeitungswesens einen Maßstab für die Anteilnahme bildet, die das Publikum den Vorgängen des öffentlichen Lebens entgegenbringt. Da ist es denn bezeichnend, daß es wiederum die Großstädte sind, aus denen die Presse in ihrer heutigen Gestalt hervorgegangen ist, in denen sie ihre Abnehmer findet, die überhaupt erst ihren Aufschwung ermöglicht haben. Wie die französische Revolution ohne Paris nicht recht denkbar wäre, so gäbe es gewiß auch keine so einflußreichen Partei- und Regierungsblätter, keine die Börse und die Politik beherrschenden Sensationszeitungen, verschwänden plötzlich unsere Millionenstädte vom Erdboden.

Wenn also seit 1788 die Presse, ihre Bedeutung und ihre Wirksamkeit in raschem Fluge emporgediehen, so ist nicht in letzter Linie daran schuld, daß die Revolution gerade der städtischen Kultur zu erhöhter Wichtigkeit verholfen hat. Die ganze liberale Weltanschauung ist auf ihr aufgebaut. In ihr spielt aber umgekehrt das Walten der öffentlichen Meinung eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Die öffentliche Meinung ist nicht unabhängig von der Umgebung, dem Boden und den Wachstumsbedingungen, die ihr zuteil werden. Sie gebärdet sich anders auf dem Lande und anders in der Stadt, doch, da in ihr stets auch etwas Gebietendes liegt, ist für Entstehen und ihr Auswirken von Wichtigkeit, in welchen Formen sich das Verhältnis des einzelnen zur Staatsgewalt ausdrückt. Sie ist ja selbst unter Umständen die berufene Mittlerin zwischen dem Individuum und der Gesamtheit [1]).

[1]) „In einer homogenen, durch Abstammung und Schicksale sehr gleichartig entwickelten Bevölkerung kann sich eine Gleichartigkeit der Vorstellungen über Aufgaben und rechtliche Schranken des Staats herausbilden, die innerhalb des politischen Lebens als ein Faktor für sich in Rechnung gezogen werden muß. Aus ihr kann sich eine einmütige und starke öffentliche Meinung entfalten, welche

Doch bevor der Beziehungen Erwähnung getan wird, die von der vox populi zum Staate und vom Staate zur vox populi ihre Fäden spinnen, muß jene Fülle von Erscheinungen in Betracht gezogen werden, die bald im Rahmen eines Staates, bald über diesen hinausgehend und dann wieder innerhalb eines solchen sich absondernd, einer Vielheit von Menschen den Stempel der Gemeinsamkeit aufdrückt und sie zur Nation macht. Ihr Wesen hat etwas so Schwebendes an sich, daß, obwohl Ströme Blutes darum geflossen sind, ihr Begriff nur schwer oder überhaupt nicht restlos zu fassen ist [1]). Man war deshalb geneigt, die Wirksamkeit nationaler Einflüsse aus der Reihe der für die geschichtliche Entwicklung bestimmenden Faktoren überhaupt zu streichen. Man wollte die völkische Eigenart nicht als eine große Gesamtursache für die Besonderheiten historischen Geschehens anerkennen, allein es ist sicher, daß, „mag man noch so die geschichtliche Wandlung der Nationen betonen, ein Unterschied in der Substanz der Nationen als unvertilgbarer Rest doch übrig bleibt" [2]).

Geographen, Juristen und Staatsmänner sind diesen Fragen ebenso wie die Geschichtsschreiber und Philosophen nähergetreten [3]). Kein Wunder, denn jeder sieht, wie gerade in unseren Tagen die schwankende Natur des Nations- und Nationalitätenbegriffes in das private und öffentliche Leben der Bürger so manches Staates mächtig eingreift. Immerhin scheint es festzustehen, daß die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nation in zweifacher Hinsicht auf die Bildung und die Art der öffentlichen Meinung einwirkt. Sie ist einerseits ein differenzierendes

an und für sich schon und ohne organisierte Anstalten der Regierung oder der Behörden eine Richtschnur gibt, wie anderswo ein geschriebenes Gesetz oder letztere überwacht wie ein offizielles Kontrollorgan. So mag es kommen, daß in einem absoluten Staat die formell unbeschränkte Regierung doch vermöge des Drucks der öffentlichen Meinung annähernd ebenso in Schranken eingeschlossen wird wie formell in einem Verfassungsstaat . . ." Rich. Schmidt, Allgemeine Staatslehre 1 (1901) im Hand- u. Lehrb. der Staatswissenschaften S. 280.

[1]) Vgl. darüber die lichtvollen Ausführungen bei Friedr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 2. Aufl., München 1911.

[2]) G. v. Below, Die Entstehung des modernen Kapitalismus. Hist. Zeitschr. 91 (1903) S. 476.

[3]) Ich verweise nur ganz kurz auf Walter Bagehot, Der Ursprung der Nationen, Leipzig 1874 (Intern. wissensch. Bibliothek 4); A. Kirchhoff, Zur Verständigung über die Begriffe Nation und Nationalität, Halle 1905. Eine geistreiche Zusammenfassung der bisherigen Erfahrungen mit wertvollen Ausblicken auf die Richtlinien, die eine künftige Nationalitätengesetzgebung einhalten wird müssen, gibt E. Bernatzik, Die Ausgestaltung des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert, Hannover 1912 (Beiträge zur staats- u. rechtswissensch. Fortbildung 4).

Element für die Willensrichtung der Massen als solchen, macht sich aber auch bei jedem einzelnen mehr oder weniger geltend.

Um sich die seelischen Gemeinsamkeiten, die mit ein Kennzeichen eines bestimmten Volkstums bilden, erklären zu können, hat man schon frühzeitig zu Begriffen wie Genius einer Nation oder Nationalgeist usw. seine Zuflucht genommen. Solange man damit nur gewisse Eigentümlichkeiten, Neigungen und Dispositionen charakterisieren wollte, die einer national abgegrenzten Masse zu eigen sind, ließ sich gegen die Verwendung dieser Bezeichnungen nichts Ernstliches einwenden. In eine bedenkliche Mystik verstrickte man sich aber, als man der Volksseele schöpferische Qualitäten beimaß, sie zum Dichter und Gesetzgeber machte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gleichheit physikalisch-geographischer Verhältnisse, daß die Gleichheit staatlicher Erlebnisse, die Einheit der Sprache, daß übereinstimmende religiöse Erfahrungen oder doch die Vereinigung nur einzelner dieser Parallelismen in einer Vielheit von Menschen gewisse Gemeinsamkeiten erzeugen und forterben, die sich darin erweisen, daß im Durchschnitt jeder einzelne von ihnen auf bestimmte seelische Eindrücke anders — und sei es auch nur in ganz feinen Nuancen anders — reagiert als der Angehörige einer anderen Nation oder nationalen Gruppe. Es handelt sich hiebei im einzelnen vielfach um ganz unwägbare Unterscheidungen, die aber in ihrer Summe doch gewisse typische Gesamtbilder geben. Freilich sind alle Versuche, die Nationen als psychologische Besonderheiten darzustellen, über gewisse Trivialitäten nicht hinausgekommen [1]). Aber daß sie sich ganz deutlich von fremden scheiden, ist nun einmal Tatsache.

Die bei solcher Betrachtung des Ganzen gewonnenen Merkmale lassen sich bis zu einem gewissen Grad auch beim einzelnen erkennen. Sein Denken, sein Tun ist es ja, darin das Denken und Tun der Nation, aus der er hervorgegangen ist, zum Ausdrucke kommt. Wenn Bismarck von den Franzosen behauptete, sie seien regierbarer als die Deutschen, wenn er den Engländern eine „Erbweisheit sondergleichen" nachrühmte und seinen eigenen Landsleuten den Mangel an Nationalgefühl vorwarf, so mag ja solchen Bemerkungen ein Quentchen politischer Tendenz beigerührt sein, im Grunde sind es doch Erfahrungen, die jeder mit tausend Einzelbeispielen zu belegen in der Lage ist [2]). Und

---

[1]) Z. B. Émil Boutmy, Essai d'une Psychologie politique du Peuple anglais au XIXe siècle 2e éd. Paris 1903 oder Bardoux, Essai d'une psychologie de l'Angleterre contemporaine. Paris 1907.

[2]) Das gleiche gilt von A. D. White in dessen Autobiography, wo er bemerkt: „Die öffentliche Meinung Deutschlands ist zu dem Schlusse gelangt, es

diese Erfahrungen finden wir in der öffentlichen Meinung wieder. Sie ist in England bei allem Freimut ungleich disziplinierter als in Frankreich, aber die französische ist bedeutend leichter lenkbar als die deutsche, die sich dem Individualismus ihres Volkes anpaßt. Wenn irgendwo, so ist es hier die Zeitung, ihr Verhältnis zu der öffentlichen Meinung und ihr Einfluß auf diese, die uns im Spiegelbilde die nationalen Abschattungen in diesem Punkte zeigte. Im allgemeinen sind diese Erscheinungen so bekannt, daß sie weitergehende Erörterungen erübrigen.

Nur noch eine Beobachtung sei daran geknüpft, die einen gewissen Gleichlauf mit der Entwicklung der öffentlichen Meinung aufweist. Die Nationalitätenidee ist natürlich uralt, aber sie war lange Zeit hindurch bloß ein kultureller und ethnologischer Gedanke. Man verglich sich gegenseitig, lobte den Nachbarn und spottete seiner noch mehr, aber als politischer Grundsatz ward die Nationalitätenidee erst im neunzehnten Jahrhundert entdeckt. Und da geschah etwas Aehnliches wie bei der öffentlichen Meinung. Kaum ausgesprochen, gewann der Gedanke Macht und Einfluß, übersprang weit die Grenzen, die ihm gebühren, und eroberte sich Gebiet um Gebiet im politischen Leben der Völker.

Wie schon oben angedeutet wurde, können die Begriffe „Nation" und „Staat" zusammenfallen. Daß eine solche Uebereinstimmung auch für die Gestaltung der öffentlichen Meinung fruchtbar ist, zeigt der Unterschied zwischen den englischen und französischen Verhältnissen gegenüber jenen in Deutschland, wo eine jahrhundertlange politische Zerrissenheit die einheitliche Zusammenfassung der Geister lähmte.

Die wichtigste und bedeutsamste Organisation der menschlichen Gesellschaft findet nun im Staate ihren Ausdruck, denn in ihm vereinigt sich die höchste Gewalt, die einer Gemeinschaft von Menschen zu eigen sein kann. Je nach den Bedürfnissen und Aufgaben, denen ein Staat zu genügen hat, bedarf es eines größeren oder kleineren Beamtenkörpers, eines Verwaltungsapparates, eines entsprechenden Aufwandes von Organen, die seine Gewalt zur Ausführung bringen. Je feingegliederter nun das Aemterwesen ist, um so deutlicher wird in den Untertanen die Vorstellung erweckt, daß der Staat eine ihnen übergeordnete Einrichtung ist, die für sich Selbstzweck sei.

sei nicht das beste, zu erlauben, daß das Staatsoberhaupt zur Zielscheibe jedes Lumpen oder dummen Jungen wird, der eine Feder oder einen Pinsel führen kann. Die amerikanische Auffassung, welche gestattete, daß Lincoln, Garfield und Mac Kinley in allen Graden und Tonarten der Verunglimpfung angegriffen und zeichnerisch dargestellt wurden als Tyrannen, Trunkenbolde, Hanswurste, Raub- und Kriechtiere, ist in die deutsche Denkweise noch nicht eingedrungen." Uebersetzt in den Preuß. Jahrbüchern 127 S. 116.

Aber so hoch man auch dessen Stellung einzuschätzen geneigt ist, in jedem Gemeinwesen gibt es genug freie, durch allgemeine Stimmungen oder äußere Vorfälle beeinflußbare geistige Kräfte, die als Gesamturteile oder Meinungen sich unabhängig von der Staatsgewalt geltend machen. In deren einheitlicher Zusammenfassung entsteht die öffentliche Meinung. Es liegt nun offen zutage, daß es für jede Regierung von Wichtigkeit ist, mit der vox populi in irgendein Verhältnis zu gelangen, denn aus der Uebereinstimmung mit ihr gewinnt sie unter Umständen neue Kräfte, die ihrer Autorität zugute kommen, durch ihre sorgsame Ueberwachung schützt sie sich vielleicht vor Ueberraschungen, kann wohl auch auf die Art ihrer Aeußerungen und auf die ihres Zustandekommens einwirken.

Will man also der Frage, welche Stellung ein Staat zur öffentlichen Meinung einnimmt, auf den Grund gehen, so muß man vorerst feststellen, welchen Einfluß er ihr verfassungsmäßig gewährt und welche Rolle sie jenseits aller formalen Gesetze, rein aus der Gewohnheit heraus darin spielt. Dabei darf nun freilich nicht vergessen werden, daß die vielgestaltigen Formen staatlicher Organisation ihrerseits von geschichtlichen Zuständen nicht unbeeinflußt bleiben, sich also allgemein gültige Grundsätze nicht von vornherein aufstellen lassen. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß gewisse Fragen niemals werden restlos beantwortet werden können. In den großen Verfassungs- und Parteikämpfen ist es nicht schwierig, die Stellung der öffentlichen Meinung zu erforschen, da fehlt es nicht an lauten Kundgebungen und tönendem Beifall. Anders ist es hingegen, wo sie als stille, aber von allen schweigend anerkannte Macht zum Rückgrat des Herkommens und zur Erhalterin der Gesetze wird. Hier ist ihr Wirkungskreis nicht geringer, vielleicht sogar weitausgreifender, jedenfalls dauerhafter als im Getriebe einer schwankenden Politik und doch gelingt es nicht so leicht, sie zu fassen und von den übrigen Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu sondern.

Von solchen Gesichtspunkten aus würde man — so verwunderlich die Behauptung auch auf den ersten Blick erschiene — es nicht von vornherein von der Hand weisen dürfen, wenn man den Wirkungskreis der öffentlichen Meinung im altgermanischen und im mittelalterlichen Staate nicht allzu gering anschlagen wollte. Freilich an Stapelplätzen zusammenströmender Nachrichten, an Stätten eines ständigen Mitteilungsaustausches fehlte es bei einem Volk, das ohne einen dauernden Mittelpunkt in Tausende kleiner Mittelpunkte zerfiel, zunächst so gut wie ganz. Jedes Haus, jeder Bürger war ein solcher und jeder hatte, vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen, das Bestreben, vom andern eher abzu-

rücken, als sich ihm in engerer Nachbarschaft zu nähern. Daß solche Abgeschlossenheit auch die geistigen und seelischen Eigenschaften nicht glättet, die Härten der Persönlichkeit nicht ausgleicht, ward schon früher bemerkt. Wenn aber, trotz dieser Vereinzelung der Individuen, die Urteile und Meinungen sich vereinigen und in unlösbarer Einheit zum Ausdrucke kamen, so ist dies daraus zu erklären, daß sich hier Einzelbewußtsein noch nicht so streng vom Gemeinbewußtsein scheidet wie in späterer Zeit. Das Individuum fühlt sich eins mit der Gesamtheit. „Auf allen Gebieten des geistigen Lebens ist das ganze Volk unmittelbar und ungeteilt mit einer uns schwer verständlichen Gemeinsamkeit einer Seele tätig. Glaube und Poesie, Recht und Sitte, Sprache und sittliches wie wirtschaftliches Handeln strömen in zweifelloser Gestaltung aus der noch ungespaltenen Volksseele, leben allgegenwärtig in ihr, wachsen gleich Bäumen des Waldes fort" [1]).

Trägt deshalb das mittelalterliche Wesen bisweilen etwas so wunderbar Einheitliches an sich, wie es nur der Natur selber eignet, klingen in ihm alle Einzelstimmen so klar und rein zusammen, als seien sie ein einziger Laut, so bleibt dies auch auf das Rechtsleben nicht ohne Wirkung. Recht und Sitte fallen hier lange Zeit überhaupt zusammen. In Menschen, die über ihr eigenes Tun sich noch wenig Gedanken machen, die noch nicht Zeit zur Reflexion haben, erscheint leicht das, was seit ihrer Erinnerung als Regel gegolten, uralte Gewohnheit. Und diese Gewohnheit, dieses Herkommen, gewinnt um so leichter an Boden, je weniger das geistige und moralische Individualleben ausgebildet ist. Man nennt bezeichnenderweise das Gewohnheitsrecht auch mos [2]). Es ist ohne Zweifel aus der Anschauung der Allgemeinheit heraus geboren, hat sich im Verkehre der Menschen miteinander als eine taugliche Regel erwiesen und ward in einer Zeit, die noch nicht historisch nachzugrübeln versuchte, als etwas von altersher Bestehendes angesehen. Nun wird man nicht fehlgehen, wenn man von dieser „Gewohnheit" annimmt, daß sie einmal Ausdruck der öffentlichen Meinung war. Gewohnheit ist eben im Leben des einzelnen oder der Gesamtheit ein Tun, bei dem man nicht mehr nach dem Warum und Wozu fragt. Aber ohne Kampf der Meinungen ist sicherlich keine dieser Handlungsregeln anerkannt

[1]) O. Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht 2 S. 8.

[2]) Siegfried Brie, Die Lehre vom Gewohnheitsrecht 1 (1899) S. 213. Eine gute Zusammenfassung der verschiedenen soziologischen, psychologischen und juristischen Anschauungen moderner Schriftsteller über diesen Gegenstand findet sich bei Stanislaus Dniestrzański, Das Gewohnheitsrecht und die sozialen Verbände (S.-A. aus der Oesterr. Richterzeitung), Czernowitz 1905.

worden. Nach den Gesetzen der Psychologie mußten die Extreme der Anschauungen sich erst ausgleichen, bis eine gemeinsame Formel gefunden ist. Diese gemeinsame Formel entspricht dem, was wir gewöhnlich „öffentliche Meinung" nennen. Freilich ihre moderne, irrlichternde, in den Städten aufgewachsene Schwester trägt ein anderes Angesicht. Nimmt man diese als einzige Form an, dann allerdings hat das Mittelalter wenig gehabt, das einer öffentlichen Meinung ähnlich sähe. Aber ein solcher Schluß widerspräche allen Erfahrungen von der Stetigkeit der Entwicklung des menschlichen Geistes. Uebrigens sind Sitten und Gebräuche als eine Erscheinungsform der öffentlichen Meinung auch im modernen Staate nachzuweisen. So kann der Franzose Th. Funck-Brentano mit Recht behaupten: „Seit zwanzig Jahren ist unsere Verfassung republikanisch. Sie ist einerseits geschrieben; anderenteils existiert sie in den Gewohnheiten und Sitten, wie alle Verfassungen der Welt. Das Mehr oder Weniger an Sitten und Gewohnheiten ändert die Formen, nicht aber den Charakter der Verfassungen" [1]).

Vielleicht darf in diesem Zusammenhange daran erinnert werden, daß der unter dem unmittelbaren Einflusse der öffentlichen Meinung stehende konstitutionelle Staat der Gegenwart in so manchen Punkten an die Errungenschaften der germanischen Staatsverfassung anknüpft. Das römische Volk war an die Grenze seiner Organisationsmöglichkeiten gelangt. Der antike Staat hatte den Begriff des Imperiums überspannt, und erst, indem die Germanen dieser alles aufsaugenden Obrigkeitsgewalt ihre überkommene Volksfreiheit dawiderstellten, haben sie der künftigen Verfassungsbildung die Wege gewiesen [2]).

Eine neue Anschauung vom Wesen des Staates setzt ein und damit entstehen neue Sammelbecken freier Meinungsbildung. Eine geheime Anziehungskraft wirkt im öffentlichen Leben der germanischen Völker vom Menschen zum Menschen und gibt ihren Rechtseinrichtungen ein eigentümliches Gepräge. Was gleichen Standes oder gleichen Berufes ist, vereint sich zur „Genossenschaft", oder man schließt sich unter demselben Herrn, unter demselben Führer zu einem Verbande, der Herrschaft, zusammen. Das Verhältnis beider zueinander, der Weg ihrer Entwicklung gehört nicht in den Kreis dieser Erörterungen. Dieser Trieb nach Bildung genossenschaftlicher Einheiten waltet durch das ganze Mittelalter, er macht sich bei den Untergebenen unter einem Herren geltend, er drängt schließlich die Herren selber zu Vereinigungen. Als

[1]) La Politique, Paris 1893 S. 75.

[2]) Konr. Bornhak, Die weltgeschichtliche Entwicklung des Konstitutionalismus. Intern. Wochenschr. 2 (1908) 427 ff.

Markgenossenschaften, als Gilden und Zünfte, Brüderschaften, als Städtebünde usw. leben sie in dem losen Gefüge des mittelalterlichen Staates. Allenthalben spalten sich in ungebrochener Gestaltungskraft neue Gemeinschaften ab, durchwirken in bunter Regellosigkeit das staatliche, gesellschaftliche und religiöse Sein jener Zeit.

Gerade die späteren Erscheinungen in der Geschichte der Zünfte zeigen, ein welch sicheres Werkzeug der öffentlichen Meinung diese genossenschaftlichen Verbände waren. Freilich spielen sich die Kämpfe und Bewegungen, in denen sie da hervortreten, auf städtischem Boden ab. Aber waren nicht in den Tagen des Investiturstreites die geistlichen Brüderschaften vielfach die richtungweisende Organisation der Parteimeinung? — So wird es vielleicht doch erlaubt sein, in diesen eigenartigen Gestaltungsmöglichkeiten der sozialen und rechtlichen Gruppierung, die das deutsche Volk sich in seinem Genossenschaftswesen schuf, Sammelpunkte der öffentlichen Meinung zu sehen, die für die Weiterbildung der bestehenden Einrichtungen, für die Umformung der politischen Verhältnisse von Bedeutung werden konnten.

Im allgemeinen erweist sich der mittelalterliche Staat seinen Untertanen gegenüber als kein Zwingherr ihrer Meinungsäußerungen. Im Gegenteil. Wir haben schon erwähnt, wie frei und ungebunden der einzelne sich geben durfte. Aber diese Freiheit entsprang nicht einer vorbedachten Absicht, nicht einem zielbewußten Plane. Das hätte freilich um so weniger geschehen können, als die Menschen den Staat kaum als etwas ihnen objektiv Uebergeordnetes erkannten. —

Der Staat, der, soweit wir wissen, als erster seinen Angehörigen bewußt das Recht der freien Meinungsäußerung zugestanden hat, ist das Athen des fünften Jahrhunderts. Jeder durfte innerhalb der Schranken, die das Strafgesetz zog, sich in Wort und Schrift frei betätigen [1]). Die παρρησία und ἰσηγορία waren der Stolz der demokratisch gesinnten Athener, die sich diese Freiheiten gegen die Oligarchie nicht ohne schwere Kämpfe durchgesetzt hatten. Das erste politische Pamphlet, das uns in griechischer Sprache entgegentritt, ja vielleicht die älteste uns erhaltene politische Streitschrift überhaupt, die fälschlich Xenophon zugewiesene Ἀθηναίων Πολιτεία, knüpft ihre kritischen, zum Teil ironischen Urteile an diese Wandlung der oligarchischen Staatsform Athens zur demokratischen, zur unbeschränkten Herrschaft des Volkes [2]). Die Vergeudung von Staatsgeldern für Volksfeste, Schmause-

[1]) Jul. Beloch, Griechische Geschichte, 1. Aufl. 1 S. 475.

[2]) Es ist nicht der Ort, darauf einzugehen, ob Ed. Meyer, Geschichte des Altertums 3^2 S. 250, Recht hat, diese Schrift einem Parteigänger der Aristo-

reien und öffentliche Anlagen, die ungezügelte Schmähsucht der Komödie, die sich vornehmlich gegen Adelige und Reiche richte, den herrschenden Demos aber unbehelligt lasse, die Schwerfälligkeit der vielköpfigen Gerichts- und Verwaltungseinrichtung, die Leichtigkeit, mit der sich die Volksherrschaft beschworener Verpflichtungen entledigen kann, all das wird offen oder in leicht verhüllter Form der Demokratie vorgeworfen. Es liegt darin eine schwere Anklage gegen die herrschende Richtung. Man gewährt Redefreiheit und klatscht Beifall, wenn sich diese Freiheit auf Kosten der Mächtigen und Bedeutenden breit macht, sobald sie sich gegen die Masse wendet, wird man empfindlich und läßt nicht zu, daß man vom Volke übel spreche. Man wird es keinen Zufall heißen dürfen, wenn ein Thukydides verwandten Anschauungen huldigte, wenn Xenophon ähnliche Wege einschlug und Plato staatliche Zukunftsbilder entwarf, die ihn aus dem Dunstkreis der politischen Niederungen seiner Gegenwart hinaushoben. Und Aristoteles? Als er in jenem riesenhaften Werke über die „Staatsverfassungen" dazukam, jene von Athen zu beschreiben, griff er, wie es scheint, nach einer Schrift des einstigen Oligarchenführers Theramenes [1]). Es hätte sicher auch demokratisch abgestimmte Vorlagen gegeben, es war also gewiß seine politische Ueberzeugung, die ihn von der herrschenden Richtung abrückte.

Wenn sich irgendwo die öffentliche Meinung ausleben konnte, so war es in der Demokratie Athens. Die ganze Leitung des Staates bestand in einem ständigen Zählen und Losen der Stimmen. Im Rat, in der Volksversammlung, in dem Geschworenengerichte der Heliaea, überall wurden die Meinungen der einzelnen gehört und gesammelt. Wuchs aber die Stimme eines Mannes allzu sehr an, riß sie allzuviele mit sich fort, schien sie das Gleichmaß der Ueberzeugungen zu zerstören, dann entfernte das Scherbengericht den Urheber des Zulaufs aus der Mitte seiner Nachläufer ἵνα μὴ ἀκούσειαν τῆς φωνῆς, damit sie seine

---

kraten zuzuschreiben, der seinen Freunden klar machen will, daß es für sie mit dem Staate kein Kompromiß gibt, oder ob es ein Sophist war, wie E. Kalinka, Wiener Studien 18 (1896) S 59 meint, der seinen oligarchisch gesinnten Zuhörern und Schülern einmal zeigen wollte, „daß man bei gewissenhaftem Festhalten des eigenen Standpunktes doch auch dem des Gegners gerecht werden könne". Vgl. Rud. Schöll, Die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen (Akad. Festrede), München 1890 S. 14 ff. In zusammenfassendster und ausführlicher Weise hat neuerdings E. Kalinka, Die pseudoxenophontische Ἀθηναίων πολιτεία (Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griech. und röm. Schriftstellern), Leipzig 1913 S. 52 ff. seinen Standpunkt begründet.

[1]) Vgl. A. v. Meß, Aristoteles Ἀθηναίων πολιτεία und die politische Schriftstellerei Athens. Rhein. Museum für Philologie 66 (1911) S. 356 ff.

Stimme nicht mehr hören könnten[1]). Man wird sich deshalb nicht verwundern, wenn der Ostrakismos gerade die gefeiertsten Staatsmänner betroffen hat, Aristeides, Themistokles, Kimon, Alkibiades u. v. a. In seiner Einrichtung lag gewissermaßen ein Schutz der Demokratie vor sich selber und ein tiefes triebmäßig erfaßtes Verständnis für das Wesen der öffentlichen Meinung. Man kannte die betörende Wirkung des Marktlärmes und ahnte, wie oft gerade dort, wo die Anhängerschar eines Mannes sich am lautesten geberdete, ihr Zusammenhang mit dem Volke ein recht schwacher war. So mancher eitle Ruhm, aber auch manche große staatsmännische Laufbahn ging da in Scherben.

Schrankenlose Volksherrschaft verschwistert sich aber nur allzuleicht mit Geisteszwang. Im ersten Siegestaumel schenkt sie freilich das Recht der Meinungsäußerung leichten Herzens her, denn die Freiheit der Rede war meist ihr wirksamster Bundesgenosse. Auch ist die Masse sich selten des Wertes und der Wirkung dieser Freiheit voll bewußt, wird einzig und allein von einem unklaren Verlangen nach ungezügelter Kraftentfaltung geleitet. Doch der Rückschlag läßt nicht lange auf sich warten. Das Volk wird herrschsüchtiger, als es ehedem seine Tyrannen waren, es wird empfindlich, wie nur Despoten empfindlich sein können, es giert nach Schmeicheleien, es erzieht sich ein Höflingtum, das nicht weniger widerlich wirkt, als wenn es um Fürstengunst bettelt.

Auch die Urteile der einzelnen klären sich allmählich, Geister von ausgeprägterer Eigenart lösen sich immer deutlicher von der Allgemeinheit ab. Die absolute Demokratie, die das natürliche Bestreben hat, die Massen zu vereinheitlichen, stößt mehr oder minder entschieden alles aus ihrer Gemeinschaft hinaus, was sich ihr nicht anbequemt. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich werden künstlich erweitert, verschärft und auch auf das geistige Gebiet übertragen. Aristophanes war des Beifalls der Menge sicher, wenn er sich über die „neue Bildung", über die Männer der Wissenschaft, über die Gebildeten überhaupt lustig machte[2]).

In dem Widerstreite zwischen dem Trieb nach Freiheit und Gleichheit übertönt der Ruf nach Gleichheit leicht alle anderen Begierden der Masse. Wer sich da an Wissen hervortut, wird bald geächtet oder doch verspottet und verhöhnt. Einem kundigen Volksredner konnte es

[1]) S. Carcopino, Histoire de l'ostracisme athénien Univers. de Paris. Bibl. de la Faculté des Lettres 25 (Mélanges d'hist. ancienne), Paris 1909 S. 218.

[2]) Ich folge hier den geistreichen Ausführungen von R. Pöhlmann, Sokrates und sein Volk S. 88 ff.

also nicht schwer fallen, die Instinkte der Menge wider den einsam dahinwandelnden Sokrates aufzureizen. Da er die rohe Orthodoxie des Durchschnitts nicht teilte, schrie man ihn als Ketzer aus, da sich ihm ein Kreis junger lernbegieriger Menschen anschloß, klagte man ihn des Verderbs der Jugend an und machte ihm zum Vorwurf, daß er seine Schüler lehre, die anderen neben ihm für nichts zu achten, daß er sie „weiser mache als ihre Väter". Da er das Regieren für eine Wissenschaft hielt und nach Plato es als Torheit verspottete, die Besetzung der Staatsämter dem Zufall des Bohnenloses zu überlassen, während es doch niemandem einfalle, einen also Gewählten zum Steuermann, Baumeister oder Flötenspieler zu machen, da konnte man ihn leicht zum Verächter der bestehenden Gesetze stempeln.

Das Rezept, die öffentliche Meinung einer städtisch-demokratischen Bevölkerung aufzustacheln, zu verführen und zu mißbrauchen, war also damals bereits entdeckt, ja in aller Form ausgebildet. Man hatte zunächst die Anklage auf leicht faßbare Schlagworte aufgebaut: Gottlosigkeit, Jugendverderb und Staatsgefährlichkeit. Nie und nimmer hätte den fünfhundert Volksmännern, die über Sokrates zu Gericht saßen, auch nur der Inhalt, noch weniger die Tragweite jener Probleme, an die der große Denker gerührt hatte, irgendwie verständlich gemacht werden können. Gerade das erleichterte aber seinen Gegnern das Spiel. Sie mißleiteten das religiöse Gefühl der Geschworenen, sie wandten sich an deren Eitelkeit und hetzten deren freies bürgerliches Selbstbewußtsein gegen den Angeklagten. Man wird es den Athenern hoch anrechnen dürfen, daß sich unter den Richtern nur eine verhältnismäßig geringe Mehrheit fand, die den Lockungen der öffentlichen Meinung gefolgt ist und das „Schuldig" ausgesprochen hat.

Das Verhältnis einer unumschränkten Demokratie zur Redefreiheit zeigt in der Geschichte Athens des fünften Jahrhunderts seine fast typischen Formen. Zu Beginn laufen die rechtlich gewährleistete freie Meinungsäußerung und die öffentliche Meinung parallel. Sobald das souveräne Volk seine Herrschaft ausgebaut hat, kommt es immer häufiger zu Konflikten zwischen den herrschenden Massenanschauungen und den Kritikern der Demokratie. Schließlich ist es die öffentliche Meinung, die die Meinungsfreiheit erschlägt.

Forscht man nach einer ähnlichen Ereignisfolge in der Geschichte, so ist es die französische Revolution, die sich einem zu solcher Betrachtung aufdrängt. Man könnte allerdings einwenden, daß die Franzosen in ihrer die Meinungsfreiheit garantierenden Gesetzgebung eine deutliche Abhängigkeit von den verfassungsrechtlichen Schöpfungen der nordameri-

kanischen Staaten beweisen [1]) und daß es deshalb vorerst zu zeigen sei, in welcher Art denn in der neuen Welt die Erklärung der Menschenrechte auf die Masse gewirkt hat.

Hiebei ist jedoch nicht außer acht zu lassen, daß die gewaltsame Abkehr der amerikanischen Kolonien von ihrem Mutterlande zwar eine Revolution im staatsrechtlichen Sinne bedeutet, keineswegs aber einen Umsturz der bisher geltenden Grundgesetze darstellt. Eine so tiefe Kluft die amerikanischen bills of rights von der englischen Gesetzgebung scheidet, in letzter Linie sind sie doch eine ideale Fortsetzung der britischen Verfassung. Auf sie berufen sich auch verschiedene Staatsmänner der aufrührerischen Kolonien ausdrücklich [2]). Immerhin ist es interessant, daß auch hier der Herd der revolutionär gerichteten öffentlichen Meinung nicht die mehr ländlichen Staaten sind, sondern die Mittelpunkte des Welthandels, die beginnenden Großstädte Massachusetts und Boston. Ihnen entstammen die führenden Männer wie Otis, Franklin, Samuel und John Adams, Hooper u. a. [3]).

Während selbst in der englischen Revolution, während auch bei der Verselbständigung der amerikanischen Kolonien der Faden der verfassungsmäßigen Entwicklung nie ganz abgerissen ist, haben die Ereignisse von 1789 in Frankreich sofort mit grundstürzenden Aenderungen eingesetzt. Wäre es nicht allzu paradox, man könnte behaupten, die angelsächsische Nation sei auch in ihren Revolutionen konservativ geblieben [4]).

Unter den „Menschenrechten" ist, wie bereits erwähnt wurde, das der freien Gedanken- und Meinungsmitteilung als eines der wertvollsten erkannt worden. Wie aber hat die Revolution dieses Recht in Wirklichkeit umgesetzt? Nachdem die Regierung durch laute Verbote und stille Erlaubniserteilungen ihre Schwäche allenthalben deutlich gemacht

[1]) Georg Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. 2. Aufl., Leipzig 1904. Durch die verdienstvolle Heranziehung der französischen Flugschriftenliteratur aus den Jahren 1787—1789 hat Fritz Klövekorn, Die Entstehung der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, Berlin 1911 (Hist. Studien 90) nachgewiesen, daß diese Literatur immer wieder auf das amerikanische Vorbild hinweist. Freilich wird man den Einfluß der zeitgenössischen Philosophie doch nicht ganz abweisen können. Eine so mächtige Bewegung hat nicht in einer einzigen geistigen Richtung ihren Ursprung, sondern in einer ganzen Fülle von Anregungen. Jedenfalls hat die Philosophie des 18. Jahrhunderts die rasche Aufnahme der amerikanischen Ideen mächtig vorbereitet.

[2]) Gust. Hägermann, Die Erklärungen der Menschen- und Bürgerrechte in den ersten amerikanischen Staatsverfassungen, Berlin 1910 (Hist. Studien 78) S. 113.

[3]) Ebenda S. 148.

[4]) Vgl. Wilh. Hasbach, Die moderne Demokratie, Jena 1912 S. 40 ff.

hatte[1]), breitete sich in ganz Frankreich, namentlich aber in Paris eine uneingeschränkte Meinungsfreiheit aus. Wie ein plötzlich entfesselter Gießbach überstürzte sich die Flut der Tiraden, Schmähungen, Versprechungen, Drohungen, Flüche und mancher geistreicher Gedanken. Es gab keinen halbwegs bedeutenderen Führer, der nicht eine Zeitung gegründet, in der er nicht den Widerhall seiner parlamentarischen Beredsamkeit zu verstärken gesucht hätte, und es scheint bereits Männer gegeben zu haben, die nur der Verbindung mit der Presse ihre politische Laufbahn verdankten. Jeder kam zum Wort. In den Actes des Apôtres durfte ungestraft von der Kanaillerie der Nationalversammlung die Rede sein, wie im Ami du peuple, dem die Guillotine zu lässig arbeitete, der Ruf erschallen konnte: Pendez, pendez, mes chers amis. So feine Geister wie Condorcet, Rochefoucauld und Andrée Chénier, wie der bewegliche Camille Desmoulins stehen neben einem Hébert, den seine dunkle Vergangenheit nicht hinderte, den Aufklärer und Volkserzieher zu spielen, und neben ihm der blutdürstige Marat und fanatische Babeuf.

Die verschiedenen Versuche, dieser Ungebundenheit die Zügel einer entsprechenden Gesetzgebung anzulegen, scheiterten an der maßlosen Freiheitsgier vieler den Winken der Presse gehorchender Abgeordneter. Man hatte noch nicht einsehen gelernt, daß ein solches Sich-Ausschöpfen der Sache selbst schädlicher sei, als weise Zurückhaltung. Da das Wesen und die Wirkungsweise der öffentlichen Meinung im großen und ganzen erkannt worden war, glaubte man sich ihrer leichthin bedienen zu können. „L'opinion du peuple est surtout facile à subjuguer; il suffit de connoître le petit nombre de ses passions dominantes, et d'y lier, par un noeud réel, ou par des illusions, les idées dont on veut le pénétrer.“ Als dies Necker niederschrieb[2]), im Jahre 1792, wurde dem damaligen Minister des Innern, Roland, ein Dispositionsfonds von hunderttausend Livres bewilligt für die notwendigen Korrespondenzen und für den Druck und die Verteilung in den Departements und in den Armeen de tous les écrits propres à éclairer les esprits sur les trames criminelles des ennemis de l'État et sur les vraies causes des maux qui ont trop longtemps dechiré la patrie[3]).

Roland war einer der führenden Girondisten. Die Bureaux de

---

[1]) M. Lanfranchi, Le régime de la Presse sous la Révolution. Paris 1908 S. 12 ff.

[2]) Du pouvoir exécutif dans les grands états 1792. Bd. 2 S. 266.

[3]) Henri Avenel, Histoire de la Presse française depuis 1789, Paris 1900 S. 121.

l'esprit public, die er ins Leben gerufen hatte, wurden ihm ein Jahr später von seinen Gegnern ins Schuldbuch geschrieben. Diese warfen ihm vor, er habe den „öffentlichen Geist" verderbt. Man mag der Partei dieses Mannes Mangel an Entschiedenheit, man mag ihr Schwäche, vielleicht auch Unaufrichtigkeit vorwerfen, jedenfalls besaß sie aber in ihrer Reihe Männer von ausgebildeter Eigenart und selbständiger Auffassungskraft. Gerade das vertrug aber der Pöbel von Paris nicht. Die Guillotine räumte mit diesen überragenden Köpfen unbarmherzig auf. Umgekehrt konnte sich ein Carnot innerhalb des Jakobinerklubs nicht halten. Bewußt oder unbewußt geht die von der Ochlokratie beherrschte öffentliche Meinung darauf aus, was über das Mittelmaß hinausragt, zu entfernen.

Der 2. Juli 1793 hatte die Gironde gestürzt. Der Mittelstand war aus seiner politischen Stellung hinausgedrängt, die Massen hatten nun freie Hand, an ihnen lag es jetzt, die Freiheit zu verwalten, die sie einst so stürmisch gefordert hatten. Vor allem die Meinungsfreiheit.

Man war in der Tat in den letzten Tagen der Gironde etwas despotisch mit ihr umgesprungen. Am 12. August 1792 ließ es sich der Conseil général der Kommune einfallen, „die Vergifter der öffentlichen Meinung" wie auch die Verfasser der verschiedenen revolutionsfeindlichen Zeitungen mit Verhaftung zu bedrohen und zu bestimmen, daß deren Pressen, Typen und Werkzeuge unter die patriotischen Drucker verteilt werden sollen. Das Gesetz vom 29. März 1793 stellte jeden, der überführt wird, Schriften verfaßt oder gedruckt zu haben, die eine Wiederherstellung des Königtums in Frankreich oder die Aufhebung der nationalen Repräsentativverfassung vorschlagen, vor das Revolutionstribunal und bedrohte solche Schriftsteller mit der Todesstrafe.

Die nun folgende Pöbelherrschaft war weit davon entfernt, das Recht der Meinungsäußerung freizugeben. Das Gegenteil geschah. Waren schon die vorhergehenden Maßnahmen zum Teil unter dem Einfluß der Jakobiner gefaßt worden, so dehnten diese ihre Tyrannei alsbald auch auf das Gebiet der öffentlichen Meinung aus. Der Wohlfahrtsausschuß gab zunächst ein eigenes Blatt (Feuille du salut public) heraus[1]) und unterstützte eine Reihe anderer Zeitungen, man zahlte die Druckkosten einiger Flug- und Parteischriften und sparte kein Geld für

[1]) Vgl. P. Caron, Les Publications officieuses du Ministère de l'Interieur en 1793 et 1794 in der Revue d'hist. moderne et contemp. 14 (1910) S. 5 ff., wodurch der Aufsatz von F. A. Aulard, La Presse officieuse sous la Terreur in dessen Études et Leçons sur la Révolution française 1 (1893) S. 227 ff. ergänzt und vervollständigt wird.

die Verfasser und für die Verbreitung entsprechender Chansons. Kein Mittel blieb unversucht, Dichter, Dramatiker und Historiker wurden aufgefordert, die Revolution zu verherrlichen, Konkurse für die Herstellung von Denkmälern wurden ausgeschrieben, Künstlern, die aktuelle Karikaturen gezeichnet hatten, ließ man Honorare zukommen — man arbeitete bewußt darauf hin, die öffentliche Meinung im parteigemäßen Sinn zu beeinflussen [1]). Das alles verstieß nicht eigentlich gegen die Grundsätze der Revolution. Ein schwererer Eingriff in die persönlichen Rechte des einzelnen war es aber, wenn der Wohlfahrtsausschuß am 16. Juni 1794 [1]) erklärte: dans une république une et indivisible la langue doit être une und den Gebrauch einer anderen als der französischen Sprache verbot [2]). Gedenkt man noch der furchtbaren Verfolgungen, denen eidverweigernde Priester ausgesetzt waren, gedenkt man der nachgerade lächerlichen Gleichmacherwut, mit der man für die französischen Bürger ein bestimmtes Nationalkleid entwerfen ließ, indem man das ganze Volk in eine Uniform stecken, also nicht nur die Sprache und Gedanken, selbst den persönlichen Geschmack in Banden halten wollte, so wird man auch hier zugeben müssen: die Gleichheit hat die Freiheit getötet. Die unbedingte Herrschaft der öffentlichen Meinung erwies sich wie einstmals in Athen auch in Frankreich als Feindin der Meinungsfreiheit. Es ist, als ob Voltaire all das vorausgeahnt hätte, als er an d'Alembert schrieb: Je pense, puisqu'il faut servir, qu'il vaut mieux servir sous un lion de bonne maison que sous des rats, mes confrères, dont la conduite est insolente et ridicule [3]).

Was hat die Revolution in dieser Hinsicht der Folgezeit hinterlassen? Man kann in gewissem Sinn behaupten: die Wiederherstellung der Gesinnungspolizei. Für uns ist es gewiß von Interesse, die Berichte zu lesen, die seit dem Sturze Robespierres Tag für Tag beim Wohlfahrtsausschuß und der Verwaltungsbehörde über die Stimmung des esprit public in Paris einliefen. Man erfährt die Vorgänge im Jardin nationale, man erfährt ebenso von einem Streik der Bäckerjungen, wie von Bürgerinnen, die zur Polizei gebracht wurden, weil sie sich weigerten, die Kokarde auf dem Hute zu tragen. Royalistische Maueraufschriften, Klagen über Teuerung und über schlechtes Brot, über Mangel an

[1]) F. A. Aulard, L'art et politique en l'an II ebda. S. 241 ff.

[2]) Recueil des actes du comitée de salut public. 14, Paris (1901) S. 344.

[3]) Oeuvres complètes 47 (Corresp. 15) S. 409 vom 8. April 1771. Am Tage vorher schrieb er an Saint-Lambert S. 408: „J'aime mieux obéir à un beau lion qui est né beaucoup plus fort que moi, qu'à deux cents rats de mon espèce."

Kupfergeld und über Verfälschung von Assignaten, alles wird pflichtgetreu gemeldet. Selbst jene Stellen in den theatralischen Vorführungen, aus denen das Publikum Beziehungen zu den Ereignissen des Tages heraushört, und sie entweder beklatscht oder ablehnt, werden pünktlichst angeführt. Das alles gewährt dem Leser einen wunderbaren Einblick in das Kleinleben der Großstadt, zumal es deutlich die Wechselwirkungen zwischen den Schwankungen der inneren wie der äußeren Politik und dem ameisenhaften Treiben der Pariser kundtut, der Pariser, die nach den Tagen des Schreckens langsam aufatmen und sich nach einer angenehm bewegten Ruhe sehnen [1]).

So lesenswert das auch ist, man wird den Eindruck nicht los, daß da ein Heer von Spähern und Aushorchern auf leisen Sohlen in den öffentlichen Anlagen, in den Kafees und Theatern unter die Gruppen der plaudernden Menschen sich mischte, jedes verdächtige Wort, jeden unbedachten Ausruf notierte und so manchen vor das Tribunal schleppte. Es lag in dieser Beobachtung doch mehr als eine bloße Maßregel, Stimmungsberichte zu erhalten. Der natürliche Lauf der Dinge wandelte dieses Kundschafterwesen zur politischen Waffe, die Lauscher und Spitzel aber zu Angebern und Fallstricklegern. Das zeigt sich namentlich in der Entwicklung, die dieses Ueberwachungssystem in der Zeit Napoleons genommen hat [2]). So vergleiten hier die Grenzen von der ausgehenden Volksherrschaft zu den strengen Formen des Absolutismus in leicht verwischter Linie. —

Faßt man den Absolutismus ins Auge, wie er sich in der Lehre seiner orthodoxen Vertreter kundgibt, so bleibt für den Wirkungskreis der öffentlichen Meinung kein Raum übrig. Wenn Bossuet vom Fürsten behauptet, der ganze Staat ist in ihm, in ihm ist die Gewalt, in ihm ist der Wille des ganzen Volkes, wenn schließlich Ludwig XIV. diese Gewalt unmittelbar von Gott herleitet, dem er allein sein Tun zu verantworten habe, dann ist es nur eine natürliche Folge, daß der Apostel

---

[1]) Diese Berichte hat A. Aulard veröffentlicht in Paris pendant la réaction thermidorienne et sous le Directoire. Paris 1898 ff. in der Collection de documents relatifs à l'hist. de Paris pendant la Révolution française.

[2]) Für die Jahre 1804—1805 jetzt veröffentlicht von Ernest d'Hauterive, La Police secrète du premier Empire. Bulletins quotidiens adressés par Fouché à l'Empereur. 1. Paris 1908. Sie zeigen schon weniger den anschaulichen Betrachterton der republikanischen Berichte, sondern mehr den knappen amtlichen Polizeistil. Auch handelt es sich hier nicht mehr bloß um Paris, sondern um ganz Frankreich. Von den für die österreichische Regierung gelieferten Berichten bietet Aug. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, Wien 1913 eine wertvolle Auslese.

dieser Staatslehre mit dem Hinweis auf den zweiundachtzigsten Psalm die Könige für Götter erklärt oder doch für Diener und Statthalter Gottes [1]).

Man ist aber bei der theoretischen Betrachtung der Dinge nicht stehen geblieben. Ludwig XIV., dessen Regierung diese Doktrine zur höchsten Blüte gebracht hat, ward tatsächlich mit göttlichen Ehren umgeben. Er galt als heilig und man meinte, eine wundertätige, heilende Kraft ginge von ihm aus. Sein ganzes Tagewerk war streng geregelt und stets waren es Prinzen von Geblüt, die sich glücklich schätzten, ihm gewisse Darreichungen ausführen zu dürfen. „Ging man doch nicht einmal an dem Bett des Königs vorüber ohne seine Reverenz zu machen." Und dieses allumfassende Herrschaftsgebilde, das gleichsam auf Säulen ruhte, die dem alten Orient entlehnt schienen, das sollte neben sich noch eine Macht dulden, die Volksstimme! „In dem Staat, in dem du nach mir regieren wirst", schrieb Ludwig seinem Nachfolger als Vermächtnis, „wirst du keine Autorität finden, die sich nicht zur Ehre rechnet, von dir ihren Ursprung und Charakter zu haben".

Reinhold Koser hat bei Betrachtung der Regierungsgrundsätze, wie sie seit dem 15. und 16. Jahrhundert immer allgemeiner werden, die feinsinnige Bemerkung gemacht, daß es überall die populären Schichten sind, der Bürger- und Bauernstand, auf welchen die neue Monarchie, wie einst in Griechenland die Tyrannis, in dem siegreichen Kampfe gegen die Aristokraten sich stützt [2]). Doch dieser Ursprung wurde allmählich vergessen. Richelieu war es bereits, der die Könige für die lebenden Abbilder Gottes erklärte, und es dauerte nicht lange, so war das Dogma von der unumschränkten Alleinherrschaft und überirdischen Tendenz des Königtums auch äußerlich in die Formen eines wahren Gottesdienstes eingekleidet. Freilich, was sich der leicht entzündbaren Phantastik französischen Geistes ungezwungen anbequemt hatte, konnte auf deutschem Boden nicht in der gleichen Weise Wurzel fassen.

Die Untertanen wurden auch hier von jeder Teilnahme an der Regierungsgewalt möglichst ferngehalten, ein Friedrich II. hat es ebenso wie Ludwig XIV. von der Hand gewiesen, den von ihm Regierten über seine Staatsleitung Rechenschaft zu geben, aber die Auffassung der Herrscher von ihren Pflichten gegenüber ihren Mitbürgern

---

[1]) Jos. Hitier, La Doctrine de l'Absolutisme. 1903 und Gottfried Koch, Absolutismus und Parlamentarismus, Berlin 1892 (Beiträge zur Gesch. der politischen Ideen 1).

[2]) Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte. Histor. Zeitschr. 61 (1889) S. 252.

war doch eine ganz andere. Die theoretischen Ausführungen Bossuets begegneten sich ja in vielen Punkten mit denen des „aufgeklärten Absolutismus“ [1]), aber ihre praktische Anwendung und wohl auch ihre philosophischen Grundlagen waren deutlich von den französischen Anschauungen verschieden [2]). Zudem geht mit der Ausgestaltung des Absolutismus allenthalben Schritt für Schritt der Ausbau eines straffen, einheitlichen Beamtentums. — Wo also gibt es in diesem festgezimmerten Gefüge die Brücke, die dem Einflusse volkstümlicher Meinungen Zutritt gewährte?

Dort, wo mittelalterliche Fürsten sich mit dem Bürgertume verbündeten, um die ihre Herrschaftsfülle einschränkende Macht des Adels zu brechen, war es nicht verwunderlich, wenn die städtische Volksmeinung politisch zur Geltung kam. Aber auch späterhin finden wir bezahlte Hofhistoriographen, eifrige Lobschriftsteller und Hymnendichter, die die Gestalten der jeweils regierenden Herren dem Idealbilde landesfürstlicher Vollkommenheit anzugleichen hatten. Wenn einem die öffentliche Meinung gleichgültig gewesen wäre, wozu hätte man derlei publizistische Rührigkeit bezahlt und begünstigt?

Wenn wir uns erinnern, daß es die Zeiten Ludwigs XIV. waren, da Pascal von der opinion als von der Königin der Welt sprach [3]), werden wir uns auch von dem Vorurteile befreien, als ob die Glanzzeit des französischen Absolutismus ein träges, stumpfes Volk gedankenloser Untertanen erzeugt hätte. Das Gegenteil scheint richtig zu sein. Soweit wir wenigstens über Paris unterrichtet sind, hat — vielleicht durch die vielen auswärtigen Feldzüge angeregt — der Neuigkeitshunger in jenen Tagen ganz wunderliche Formen angenommen. Er brachte Menschen hervor, die es sich zum Berufe machten, die neuesten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen, aus den Provinzen und vom Hofe zu verbreiten, über interessante Gerichtsverhandlungen zu berichten, von Bällen, Festlichkeiten, neuen Komödien zu erzählen, Kulissengeheimnisse zu verraten und für den oder jenen Stimmung zu machen [4]). Denn der Nouvelliste — dies der Kunstausdruck — läßt sich leicht vom Enthusiasmus fortreißen, seine Einbildungskraft schwelgt in Bildern und hohen Vergleichen. Sein Platz ist überall, wo die Menge der Groß-

[1]) Worauf Rich. Schmidt, Allgemeine Staatslehre 2. Bd., 2. Teil S. 701 besonderes Gewicht legt.

[2]) Hrch. Pigge, Die Staatstheorie Friedrichs des Gr. in Festgabe, enthaltend vornehmlich vorreformat. Forschungen, Heinrich Finke gewidmet, Münster 1904 S. 403 ff.

[3]) S. o. S. 9.

[4]) F. Funck-Brentano, Les Nouvellistes, Paris 1905.

städter sich trifft, am Pont-Neuf, in der Galerie du Palais, im Luxembourg, in den Tuilerien, namentlich aber in den Kaffeehäusern.

Diese Nouvellistes entschlüpften aber keineswegs der staatlichen Ueberwachung. Man sandte Geheimagenten aus, bezahlte wohl auch einige dieser Neuigkeitenverbreiter und erreichte dadurch einerseits, daß man selber alle Nachrichten und Meinungen erfuhr, dann aber auch, daß man alle Regungen und Bewegungen im Auge behalten konnte. Es zieht damit die Zeit jenes Spitzelwesens herauf, das mehr oder weniger in allen absolutistisch regierten Staaten zum Herrschaftsgrundsatz wird und werden muß. Es steigert sich schließlich bis zu dem Grade, wo ein Späher den andern bewacht, wo der Herrscher seine Minister, die Minister den Herrscher mit Spionen umgeben, so daß der ursprüngliche Zweck der ganzen Einrichtung verloren geht. Den Ausgang haben aber alle solche Vorkehrungen von der bewußten oder unbewußten Sorge genommen, die öffentliche Meinung kennen zu lernen und auf sie Einfluß nehmen zu können. Sie macht sich also auch der unumschränktesten Herrschaftsgewalt gegenüber bemerkbar.

Furcht vor Aufruhr und Empörung ist wohl die ständige Begleiterin des Despotismus, sie erzeugt auch unter der absolutistischen Regierungsform eine gewisse Aengstlichkeit und damit eine gewisse Abhängigkeit von den Stimmungen des Volkes. Die religiösen, sittlichen und nationalen Anschauungen der Regierten sind eine Schranke, die kein besonnener Fürst zu überschreiten wagt. Ludwig XV. weigerte sich, seinen Sohn mit der Infantin Antonie zu vermählen, die die Schwester der verstorbenen Gattin des Dauphins war. Und er begründete diese Ablehnung damit, daß in Frankreich das Volk sich entrüsten würde, wenn der Thronerbe seine Schwägerin heirate[1]).

Aus dem Verlangen, die öffentliche Meinung sich kirre zu machen, geht auch die sprichwörtliche Baulust aller Zwingherrscher hervor, sie hoffen damit die Aufmerksamkeit von gewissen Schäden ihrer Regierung abzulenken. Bisweilen mag es ja auch die Ahnung von der kurzen Dauer ihrer Macht sein. „Man soll nicht über diese Erde gehen, ohne Spuren zu hinterlassen, die unser Andenken der Nachwelt empfehlen." Mit diesen Worten befahl Napoleon den Bau von Arbeitshäusern, Straßen, Kanälen und Triumphbogen[2]).

Zu alledem kommt die Rücksicht auf die Armee, ist doch diese das wichtigste Werkzeug und die sicherste Stütze einer starken Staatsgewalt. Was aber im Lande und unter den Bürgern die öffentliche Meinung

[1]) Funck-Brentano S. 263 f.

[2]) Fournier, Napoleon. 2. Aufl., 2. Bd. S. 205.

ist, das nennt der Feldherr den „Geist" seiner Truppen. Wie jene ein wichtiges Vehikel für politische Unternehmen ist, so bildet dieser den mächtigsten Ansporn zu kriegerischen Erfolgen. Der Geist eines Heeres ist aber nicht unabhängig von der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, die daheim herrschen, natürlich auch nicht ohne Beziehung zu den persönlichen Eigenschaften des Monarchen. Führt er also Kriege, so bemühen sich die höfischen Publizisten, ihm den Lorbeer des Helden an die Stirne zu heften[1]). Da unter absolutistischer Regierung Staat und Herrscher zu einer Einheit verschmelzen, so häuft sich die ganze Fülle der Lobpreisungen auf dem Haupte des Monarchen.

Nicht geringer ist die Bedeutung der öffentlichen Meinung für den unumschränkten Fürsten vom finanziellen Standpunkte aus. Mag die Ausschreibung neuer Steuern noch an die Mitwirkung von ständischen Einrichtungen geknüpft sein oder völlig losgelöst von aller Teilnahme verfassungsmäßiger Faktoren, der Regierung allein zukommen, der Einlauf und damit die Höhe der Abgaben hängt von dem guten Willen und der guten Meinung des Volkes ab. Das Erträgnis der Steuern aber, die innere Ruhe eines Landes, das Verhältnis der Untertanen zu ihrem Fürsten, dessen Fürsorge für das materielle Wohl des Reiches, das alles sind wichtige Punkte, die namentlich in der neueren Zeit für die Erhaltung des öffentlichen Kredits ins Gewicht fallen.

Diese Andeutungen dürften genügen, um zu zeigen, daß auch die öffentliche Meinung zu jenen unsichtbaren Schranken gehört, an denen selbst eine absolute Herrschaftsgewalt ihre Grenzen findet. Von Napoleon als Kaiser erzählt ein Beobachter, daß ihm Gehorsam allein nicht mehr genügte, er wollte auch die Ueberzeugung hinzu. Das wurde ihm zu einer neuen Art Eroberung. Und der Gewährsmann fügt die Bemerkung bei: Er (Napoleon) kann besser als irgend jemand diese Gewalt der Meinung ermessen, die nach ihm „crée ou tue les Souverains"[2]). —

So wichtig und politisch einflußreich auch die öffentliche Meinung in der modernen konstitutionellen Regierungsform wirkt und waltet — sie blickt gleichsam aus allen Fenstern dieses neuartigen Staatsgebäudes

[1]) Man vergleiche die maßlosen Uebertreibungen der klassischen Literatur Frankreichs, mit der sie das Bild Ludwigs XIV. zu zeichnen liebte. Paul Ssymank, Ludwig XIV. in seinen eigenen Schriften und im Spiegel der zeitverwandten Dichtung. Diss. Leipzig 1898. — So ist es auch interessant, wie Richelieu die Kriegsberichte, die Ludwig XIII. für die von Renaudot gegründete Gazette ausarbeitete, in publizistischem Sinne überarbeitete und dabei seine Tätigkeit und die des Königs herausstrich. L. Battifol, Louis XIII journaliste. Revue de Paris, 3. Jahrg. (1896) 6 S. 804 ff.

[2]) Histoire et Mémoires par le Général Cte Segur. 4. Bd. (Paris 1873) S. 56.

heraus — so knapp kann in diesem Zusammenhange die Wechselwirkung beider behandelt werden[1]). Da es sich, wie in diesen Darlegungen überhaupt, nicht um feine staatsrechtliche oder staatsphilosophische Unterscheidungen handelt, so braucht auf die verschiedenen Formen, wie sie sich in der Repräsentativsverfassung der Neuzeit kundgeben, nicht weiter eingegangen zu werden. Ihre historischen Wurzeln sind ja verschiedener Art. Einerseits mögen Erinnerungen an altgermanische Ueberlieferungen, mag die Lehre von der Volkssouveränität, andererseits das politische Ergebnis der französischen Revolution an dem Ausbau dieses Systems oder, besser gesagt, dieser Systeme mitgewirkt haben. England geht hier andere Wege als Frankreich und ohne Zweifel leben in den preußisch-deutschen Einrichtungen Elemente weiter, die aus den Zeiten des aufgeklärten Absolutismus stammen[2]).

Sowohl in der repräsentativen Demokratie wie in der repräsentativen Monarchie ist der Wirkungskreis der öffentlichen Meinung, wenn auch nicht immer rechtlich, so doch tatsächlich anerkannt. Ihr Strom hat sich darin ein tiefes sichtbares Bett eingefurcht. Drei Quellen sind es, von denen er vorzüglich gespeist wird und die er in ewigem Kreislauf wieder speist: das Wahlrecht, die Versammlungs- und die Pressebeziehungsweise Meinungsfreiheit. Dazu gesellen sich die Petitionen, Enqueten, die zwischen Regierenden und Regierten einen geistigen Wechselverkehr ermöglichen. Es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß der öffentlichen Meinung in den modernen sogenannten konstitutionellen Staaten formell irgendeine Macht eingeräumt wird. Indem man aber mehr oder weniger ausgiebig die ganze Regierungsweise dem Grundsatze der Oeffentlichkeit untertan macht, hat man der unter den Augen der Gesamtheit sich bildenden Meinung den Zutritt zu allen Aemtern, Behörden, in den Gerichtssaal, in die Staats- und Gemeindeverwaltung nicht verwehren können[3]). Es liegt aber im Wesen dieser Meinung,

[1]) Ausführliche Darlegungen bei Livio Minguzzi, La Teoria della Opinione Pubblica nello Stato costituzionale. Torino-Roma 1893.

[2]) O. Hintze, Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung. Preuß. Jahrbücher 144 (1911) S. 381 ff.

[3]) Vgl. G. Simmel, Soziologie, Leipzig 1908 S. 364: „Alle Demokratie wird die Publizität für den an sich wünschenswerten Zustand halten, von der Grundvorstellung aus: daß jeder diejenigen Ereignisse und Verhältnisse, die ihn angehen, auch kennen solle — da das die Bedingung davon ist, daß er über sie zu beschließen hat; und jedes Mitwissen enthält auch schon die psychologische Anreizung, mittun zu wollen. Es steht dahin, ob dieser Schluß ganz bündig ist. Wenn über den individualistischen Interessen ein objektives, gewisse Seiten von ihnen zusammenfassendes Herrschaftsgebilde erwachsen ist, so kann dasselbe vermöge seiner formalen Selbständigkeit sehr wohl zu einer geheimen Funktio-

daß sie dort, wohin sie gelangt, auch ihre Macht zur Geltung bringt[1]). Deutlich läßt sich die Stufenleiter im Geltungsgebiete der öffentlichen Meinung erkennen, die nicht nur im gleichen Verhältnisse zur stärkeren oder schwächeren Demokratisierung eines Staates ansteigt oder abfällt, sondern auch innerhalb desselben Staates auf verschiedenen Verwaltungsbereichen verschieden ist. So hat z. B. in monarchischen Staaten gerade die äußere Politik am längsten dem Prinzipe der Oeffentlichkeit widerstanden, so sehr die Volksmeinung auch hier interessiert ist und auch ihre Anteilnahme kundgibt.

Der Grad der Bedeutung, den die öffentliche Meinung in einem modernen Staate einnimmt, läßt sich an der Wirksamkeit abmessen, die die Presse darin entfaltet. Ihre Wichtigkeit für die Bildung volkstümlicher Anschauungen über die Vorgänge des politischen Lebens läßt sich in keiner Weise leugnen. Man wird es ihr streitig machen dürfen, wenn man sie heutzutage mit der öffentlichen Meinung als solcher zusammenwirft, aber ungeschmälert sei ihr zuerkannt, daß sie das bedeutendste Werkzeug und Vehikel der Oeffentlichkeit überhaupt darstellt. Ohne die Zeitungen würden die Erklärungen der Minister, die Reden der Parlamentarier bloß an das zufällig anwesende Auditorium gerichtet sein. Ihren Worten würden gleichsam die Flügel beschnitten werden, aber damit würde auch ihr Tun jeglicher Kontrolle der Bürger und Wähler ledig. Man könnte sich ja auch andere Verbreitungs- und Veröffentlichungsmittel denken, aber, da die Presse nun einmal das einfachste, wohlfeilste und wirtschaftlichste ist, behält sie gewiß auch noch in der Zukunft ihr Monopol[2]). Hält man an dem Grundsatze der Oeffentlichkeit im staatlichen Leben fest, dann muß man auch an der Freiheit der Presse festhalten. Unter den gegebenen Verhältnissen hängen beide aufs engste zusammen.

Der amerikanische Historiker James Bryce[3]) hat bei Betrachtung der Art, in der die öffentliche Meinung in den verschiedenen Staaten

nierung berechtigt sein, ohne darum seine „Oeffentlichkeit" im Sinne materieller Wahrnehmung der Interessen aller zu dementieren."

[1]) Die Unterscheidung zwischen der „Vox populi" als einem „Staatsmittel zum Staatszwecke" und der öffentlichen Meinung als einer Macht ist eine allzu künstliche Konstruktion. Otis Harrison Fisk, Stimmrecht und Einzelstaat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Staats- u. völkerrechtlichen Abhandlungen 1, 4 (Leipzig 1896) S. 77.

[2]) Ueber diese Fragen handelt ausführlich und erschöpfend Max Garr, Parlament und Presse, Wien 1908 (Wiener Staatswissenschaftliche Studien 8. 163 ff.), wobei er freilich bei Beurteilung beider Faktoren die Bedeutung des Parlaments zugunsten der Presse etwas herabdrückt.

[3]) The American Commonwealth. New Edition. 2. Bd. (New York 1910) S. 267 f.

zum Ausdruck kommt, drei Grundformen aufgestellt: in der Urversammlung aller Bürger, wie im alten Griechenland, wie in gewisser Hinsicht im Referendum der Schweizer, zweitens in den Vertretungskörpern, indem das Volk seinen Repräsentanten für eine erhebliche Zeit Vollmachten erteilt, und schließlich in der amerikanischen Umformung, die die Abgeordneten nur für kürzere Fristen und mit beschränkten Befugnissen bestellt.

Es soll hier nicht an die Streitfrage gerührt werden, ob das Parlament wirklich den Volkswillen darzustellen in der Lage ist oder nicht und welche Verfassungsform der öffentlichen Meinung den größten Spielraum gewährt und sie am klarsten zum Ausdrucke bringt. Theoretisch würde man in der reinen Demokratie auch die unmittelbare Wirksamkeit, gleichsam die politische Kristallisation des Volkswillens erblicken. Wenn dies nicht wirklich der Fall ist, so trägt die Unmöglichkeit daran schuld, in jedem einzelnen Falle die Masse der Einzelwillen zu einer einheitlichen Kundgebung zu gestalten. So stellt sich allmählich zwischen das Volk und seine Urteilsbildung die Organisation.

Man hat dem Parteiwesen vorgeworfen, daß es der Einheit des Volkswillens zuwider sei, aber ein sogenannter „Gesamtwille" — eigentlich ist es nur eine Willens r i c h t u n g — kommt erst als Resultierende der verschiedenen im Volke schaffenden, sich einander kreuzenden, widerstrebenden und offen bekämpfenden Sonderkräfte zustande[1]). Die Entstehung der öffentlichen Meinung geht ganz dieselben Wege. Dieser Gleichlauf der Erscheinungen ist kein zufälliger, da wie dort kommen die Gesamtheit und die einzelnen Richtungen erst zur Geltung, indem sich die gleich oder ähnlich Gesinnten zusammenscharen und zu einem scheinbar fest gefügten Ganzen vereinigen mit der offen ausgesprochenen oder unbewußt wirkenden Absicht, die gemeinsamen Ideale zu verwirklichen. Solche dem Einzelwesen und seinen Zielen übergeordnete größere Einheiten sind eben die Parteien[2]).

Damit ist auch schon angedeutet, daß in jedem Staate, in dem der Bürger Anteil an der politischen Macht besitzt, die Bildung von Parteien eine notwendige Erscheinung ist. Mutatis mutandis lassen sich ja ganz die gleichen Verhältnisse auf anderen Gebieten, wie auf dem der Kunst, der Wissenschaft und des Gesellschaftslebens feststellen. Aber

---

[1]) Dies führt besonders A d o l f M e r k e l, Fragmente zur Sozialwissenschaft, Straßburg 1898 1 S. 89 ff. sehr gut aus.

[2]) H. R e h m, Deutschlands politische Parteien, Jena 1912 sagt S. 1: „Zum Parteibegriff gehört also auch Wille zur Macht. Partei ist Gesinnungs- u n d Kampfgemeinschaft.

die Parteiung trägt namentlich in rein demokratisch regierten Staaten die Keime zu großen Nachteilen für die Gesamtheit in sich. Es mag Schulaufsätzen vorbehalten bleiben, das concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur ausführlich zu erörtern, für uns kommt nur die Frage in Betracht, wie das Parteiwesen auf die Bildung einer öffentlichen Meinung wirkt.

Selbstverständlich ist jede größere Partei ursprünglich aus volkstümlichen Strömungen hervorgegangen und muß auch späterhin jederzeit mit diesen rechnen. Ihr Anpassungsvermögen an den jeweiligen Stand der öffentlichen Meinung wird aber durch gewisse einmal festgesetzte Grundsätze und durch die persönlichen Beziehungen zu den Führern und leitenden Persönlichkeiten der Partei eingeschränkt. Je größer der Anhang wird, der ihr folgt, um so wichtiger wird der innere Ausbau — die Organisation — der Partei. Man braucht sich nur jenes fein ausgeklügelten Systems zu erinnern, womit die wirepullers, die Drahtzieher der großen Parteien, in England und Amerika ihre Kandidaten den Wählern aufdrängen [1]). Es darf nicht verwundern, daß jene ständigen Wahlkomitees, ob sie Caucus oder anders heißen, die, über den Willen des Volkes hinweggehend, die Wahlen leiten und Bewerber aufstellen, daß die Versuche der Einschüchterung, Bestechung und Gewalttat in den Ländern der freiesten Demokratie am ungebundensten sich kundgeben. Wer fragt da nach dem Willen des Volkes?

Die öffentliche Meinung zeigt hiebei ihre schlimme Seite. Sie folgt blind den Eingebungen eigensüchtiger Parteiklubs, sie fragt nicht nach Gründen und Absichten, sie läuft den ausgegebenen Schlagwörtern urteilslos nach. Die Wähler werden nach dem Grundsatze vote as you are told zur Urne getrieben, vielfach ohne den Kandidaten, oft auch ohne sein Programm zu kennen. Die Partei, die eigentlich ein Werkzeug sein sollte, wird Selbstzweck, sie, die für das Wohl der Gesamtheit arbeiten sollte und zu arbeiten angibt, wendet ihre verschiedenen Machtmittel nur für ihr eigenes Wohl an. Auf diese Weise entstehen „Majoritätsbeschlüsse", die weit davon entfernt sind, den Willen der Mehrheit auszudrücken.

Schon die Art eines berufsmäßigen Führertums reißt den Gedanken der Demokratie, der die Partei aufgebaut hat, in vieler Hinsicht nieder. Die Führer, die den Lebensunterhalt von diesem ihrem Amte holen, richten sich darin häuslich ein, benützen ausgiebig alle Mittel,

[1]) Darüber ausführlich M. Ostrogorski, La Démocratie et l'organisation des Partis politiques, Paris 1903 und jetzt W. Hasbach S. 471 ff.

die ihre Volkstümlichkeit zu erhöhen vermögen, wissen sich da und dort persönliche oft auch materielle Abhängigkeiten zu schaffen, so daß sie schließlich eine selbständige „Macht" für sich werden. In folgerichtiger Weiterbildung dieser Tatsachen entwickelte sich der bonapartistische Gedanke: Personifizierung der Demokratie in einem Auserwählten, Menschwerdung der Volkssouveränität. Jede Gegnerschaft wider den Führer ist Beleidigung der Volksherrschaft selbst[1]).

Mit diesem kühnen Saltomortale schwingt sich nun freilich das demokratische Parteiwesen auf einen Boden, auf dem die freie Willensbetätigung der Massen notwendig verkümmern muß. Allerdings empfindet der in der Organisation Eingekeilte diese Unfreiheit ungleich weniger drückend als einer, der entweder nur in losem Verhältnisse zu ihr steht oder bloß unabhängiger Beobachter bleibt. Der Einzelne, Unabhängige kommt kaum zum Wort. Dafür sorgt eine eifrige Ueberwachung und eine meist mit derben Mitteln arbeitende Apologetik, die jedes gegnerische Urteil mit einer bestimmten Marke versieht, um es von vornherein unschädlich zu machen. Jede Partei hat sich im Kampfe um die Herrschaft und um ihr Aufkommen ein gewisses Verteidigungsschema festgelegt, das, aus historisch-politischen Gegensätzen entstanden, alle entgegengesetzten Anschauungen in ein klug ausgehecktes, den Anhängern wohlbekanntes, zum Teil liebgewordenes System von Schlagwörtern bringt.

Diese Erscheinungen sind nicht bloß den demokratischen Parteien eigentümlich, aber sie treten nirgends so unverhüllt zutage als bei ihnen, auch sind hiefür nirgends die Vorbedingungen in gleichem Maße gegeben. Von einzelnen Gründen, die noch später zu erwähnen sein werden, abgesehen, sind rein volksherrschaftliche Parteien der Führertyrannis deshalb mehr ausgesetzt, weil schon ihre Größe kein Eingehen auf Sonderwünsche ermöglicht, der einzelne in der Menge untergeht. Dann aber kommt auch noch die Eigentümlichkeit des Anhängermaterials in Betracht.

Während sich nämlich die Kreise selbständig denkender Menschen viel schwerer zu großen, einheitlichen Verbänden zusammenzuschließen imstande sind, während oft gerade die arbeitsamen und ruhigeren Teile der Bevölkerung von dem mit Absicht aufgepeitschten Wirbel des politischen Lebens abgestoßen werden, feiern die großen einheitlichen Parteigefüge ihre

[1]) Ausführlich dargestellt von Rob. Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie (Philosophisch-soziolog. Bücherei 21), Leipzig 1911. Viele seiner Darlegungen lassen sich auch auf frühere Verhältnisse anwenden.

Siege. So hängen nicht selten die Erfolge im Kampfe um den Einfluß im Staate keineswegs von der größeren Zahl, von der höheren Intelligenz, von der reiferen Einsicht ab, sondern sehr oft einzig und allein von der besseren Organisation. Und die öffentliche Meinung? Wer ihr Wesen kennt, wird keinen Augenblick zweifeln, daß sie auf dem Scheidewege zwischen der reicheren Erfahrung und der parteigemäß zugeschnittenen Phrase dieser den Vorzug gibt.

Dabei soll nun freilich nicht verschwiegen werden, daß es gerade die Intelligenz selbst ist, die der Organisation zu ihren Triumphen verhilft, während sie selber machtlos bleibt. Dort, wo die Kreise der Gebildeten, also die des bürgerlichen Mittelstandes, nicht durch alte Ueberlieferungen mit der Leitung der Staatsgeschäfte verknüpft sind, macht sich bei ihnen ein gewisser Mangel an Gedankenzucht geltend. Sie zerfallen in hundert Richtungen, bekämpfen sich untereinander heftiger, als sie ihre gemeinsamen Gegner bekämpfen, neigen zur Selbstironie und Selbstbespöttelung, kurz der Aufwand an Geist und Verstand, den sie mehr vergeuden als nützen, dient stets eifriger der Kritik als schaffender Arbeit. Mit Rücksicht auf diese Erscheinungen konnte R. Gneist nicht ohne Berechtigung erklären: „Wäre es möglich, die Forderungen, welche an einem einzigen Tage durch Wort und Schrift in einem gegebenen Staate erhoben werden, nebeneinander zu stellen und nach ihrer Ausführbarkeit zu prüfen: es würde ein Chaos so widersprechender Bestrebungen zum Vorschein kommen, daß niemand einem Monarchen oder einem Staatsmann zumuten möchte, die Summe der Vorstellungen, d. h. „die öffentliche Meinung" statt seiner regieren zu lassen"[1]).

Wir sind mit diesen Betrachtungen in die allerneueste Zeit gelangt. Spricht man da von der Entwicklung, die die öffentliche Meinung genommen hat, von ihrer Ausbreitung und Macht, so taucht auch sofort neben dem Gedanken an ihren Einfluß auf die Politik, jener an die Bedeutung für das wirtschaftliche Leben in unserer Vorstellung auf. Natürlich waren Staatenregierung und Volkswirtschaft von jeher aufs engste verschwistert. Hatte sich die öffentliche Meinung Athens in den Tagen des Peloponnesischen Krieges zum Unheil der Stadt verführen lassen, und hatte Athen damals sein wirtschaftliches Uebergewicht eingebüßt, so hat die vox populi doch erst auf dem Umwege über die Politik auf die Gestaltung des attischen Handels eingewirkt. Hier soll von den mehr unmittelbaren Einflüssen die Rede sein, die die öffent-

[1]) Der Rechtsstaat und die Verwaltungsgerichte in Deutschland. 2. Aufl., Berlin 1879, S. 239.

liche Meinung auf dem Gebiete der ökonomischen Verhältnisse geltend zu machen in der Lage ist.

Zunächst sei die Mode erwähnt. In ihr spiegeln sich die durch das Medium des gesellschaftlichen Lebens gehenden öffentlichen Meinungen. Man hat offenbar ihre städtische Erscheinungsform im Auge gehabt, als man auf ihre Wandelbarkeit das Hauptgewicht gelegt hatte[1]). In Wirklichkeit ist aber doch die jahrhundertalte Volkstracht einer abgelegenen Landgegend auch eine „Mode", der Ausfluß einer auf die Bekleidungsart gerichteten öffentlichen Meinung. Sie unterscheidet sich in ihrem psychologischen Ursprung kaum von den Schöpfungen eines Pariser Schneiders, nur daß diese dem launischen, leicht beweglichen Geschmack eines nach Abwechslungen und Ueberraschungen gierenden Großstadtpublikums angepaßt sind. Dasselbe gilt ja von den Umgangsformen, Lebensbräuchen und Sitten, die in der bäuerlichen Bevölkerung zur sakramentalen Ehrwürdigkeit erstarrt sind, während sie in den Salons der Weltmenschen je nach den tonangebenden Persönlichkeiten einem raschen Wandel unterliegen.

Im Dorfe wie in der Stadt herrscht unter dem Einflusse einer gewissen Anschauungstendenz über Dinge der Lebenshaltung ein Streben nach Uniformität, bei der der geistigen Betätigung des einzelnen nur ein geringer Spielraum gegönnt wird. Man hat wohl kaum eines Einwandes gewärtig zu sein, wenn man behauptet, daß diese Aeußerungen der öffentlichen Meinung auf die wirtschaftliche Produktionsgestaltung nicht ohne Rückwirkung bleiben. Sombart[2]) hat die Zusammenhänge zwischen dem modernen Modewesen und unserer Wirtschaftsorganisation als erster klargelegt, aber wir werden kaum den Worten uneingeschränkt beipflichten können, in die seine Darlegungen ausklingen: „Man wird nicht zu fürchten brauchen, der Uebertreibung geziehen zu werden, wenn man behauptet: Die Mode ist des Kapitalismus liebstes Kind: sie ist aus seinem innersten Wesen heraus entsprungen und bringt seine Eigenart zum Ausdruck wie wenig andere Phänomene des sozialen Lebens unserer Zeit."

Nein, die Mode ist so alt wie die öffentliche Meinung, aber wie diese ist auch sie so recht erst zum Ausleben gekommen, seit man ihr

[1]) Vgl. L. Rieß, Historik 1 (1912) S. 319 ff. Eigentümlicherweise handelt Friedr. Kleinwächter, Zur Philosophie der Mode, Berlin 1880 (Deutsche Zeit- u. Streitfragen 129) nur von Kleidermoden.

[2]) Der moderne Kapitalismus 2 (1902) S. 330 ff. und daraus das betreffende Kapitel unter Wirtschaft und Mode in Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens 12 (1902).

Wesen gedankenmäßig erfaßt und sie in den Kreis des heutigen, vom Kapitalismus beherrschten Wirtschaftslebens gezogen und sie bewußt zum Gegenstande groß angelegter Spekulation gemacht hat. Freilich wäre es irrig, sich den kapitalistischen Unternehmer als die einzige treibende Kraft bei der Schaffung der modernen Mode zu denken, wie es eine Uebertreibung wäre, wenn man irgendeinen Zeitungsmagnaten zum Schöpfer der öffentlichen Meinung stempeln wollte. Geld kann viel, alles kann es aber nicht[1]).

Der Wechsel des Geschmackes und die gleichzeitig betriebene Aufdrängung neuer Geschmacksrichtungen wirken natürlich in verschiedener, oft recht entscheidender Weise auf die Bedarfsgestaltung und Güterbeschaffung. Man hat es zu einem eigenen Berufe gemacht, durch geeignete Mittel, Zeitschriften u. ä. die ästhetischen und praktischen Urteile und Meinungen der großen Masse in bestimmte einheitliche Bahnen zu drängen, die es dem einzelnen ersparen, schöpferisch zu wirken und es ihm erleichtern in der Menge zu verschwinden.

Die Mode ist nur ein ganz kleiner Reflex der öffentlichen Meinung, aber die tiefe Wesensähnlichkeit zwischen beiden offenbart sich auch in ihrem Verhältnis zur jeweiligen Wirtschaftsorganisation. Wie die Mode sich mit dem Kapitalismus so enge verschwisterte, daß es glaubhaft erscheinen konnte, sie sei aus jenem eigentlich erst entsprossen, so hat sich auch die öffentliche Meinung zu ihm gesellt, bald gebend, bald nehmend, bald beides zugleich.

Die geschichtlichen Wurzeln dieses gegenseitigen Verhältnisses weisen auf den Zeitpunkt hin, da Nachrichten zur Ware wurden, die man austauschte und verkaufte wie eine andere Ware. Das Verlangen, Neuigkeiten zu hören und die Befriedigung, Neuigkeiten melden zu können, ist jedenfalls uralt[2]). Wer etwas Interessantes erfahren hatte, teilte es seinen Freunden mit, ursprünglich von Mund zu Mund, später wurde der Brief zum Uebermittler. Diese Briefe trugen immerhin ziemlich deutlich einen persönlichen Charakter an sich. Man tauschte die Neuigkeiten nicht um der Neuigkeiten halber aus, man schrieb die Briefe auch nicht an irgendwen, sondern nur an bestimmte bekannte, vertraute oder befreundete Personen. Zwar fehlt es nicht an Anzeichen, daß zu Ende der Republik im römischen Reiche ein organisierter Nachrichtendienst bestanden habe, der privaten Ursprungs war. Ihm hatte Cäsar als eine Art amtliche Korrespondenz die Acta urbis ent-

[1]) Daß auch Naturvölker ihre Moden haben, ersieht man aus Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker S. 174.

[2]) Vgl. Emil Löbl, Kultur und Presse, Leipzig 1903 S. 46 f.

gegengestellt, die, wie es scheint, in albo, also auf Holztafeln, die mit Gips bestrichen waren, veröffentlicht und von Privatunternehmern verbreitet worden sind[1]). Eine große Rolle scheinen aber die Einrichtungen kaum gespielt zu haben, sonst würde ihrer jedenfalls öfter Erwähnung getan.

Mit dem Untergang der Antike versinken auch diese schwachen Ansätze eines regelmäßigen Neuigkeitenaustausches. Hätte es auch Abnehmer gegeben, so hätte es doch an den umfassenden Verkehrsmöglichkeiten gefehlt, wie sie der römische Staat seinen Untertanen bot. Da war es, wie wir gesehen haben, der sich allmählich in bestimmten Zusammenkünften, auf bestimmten Märkten sich organisierende Handel, der Anlaß und Gelegenheit zu gegenseitigen Mitteilungen und Informationen gewährte. Aber noch hatte er selbst keinen so weiten Wirkungskreis, als daß er eines intensiveren Nachrichtenverkehrs bedurft hätte. Auch scheint sich dieser zunächst in der Hauptsache auf geschäftliche Dinge beschränkt zu haben.

Wer je in Archiven mit Akten und Briefen des fünfzehnten und auch noch des sechzehnten Jahrhunderts zu tun hatte, der kennt jene Zettel, die bald Novissima, bald New-Zeitung oder Aviso, bald überhaupt nicht überschrieben sind, und jenen Briefen beiliegen. Aus der Form des Postskripts sich loslösend, sind sie zu selbständiger Gestalt gekommen, stammen wohl aus anderen Briefen her, haben aber meist schon das rein Persönliche abgestreift und dienen der bloßen Berichterstattung[2]). Wohl bilden bereits die großen Handelsplätze Mittelpunkte der Nachrichtenverbreitung, doch daneben sind es vor allem Universitäts- und Residenzorte, aus denen die Quelle der Neuigkeiten fließt, auch sind es nicht bloß Kaufleute, die solche Informationen erteilen und empfangen, sondern neben Fürsten, Ministern, Gesandten und Stadtobrigkeiten besonders Universitätslehrer und Reformatoren.

Das alles sind, soweit es sich übersehen läßt, Gefälligkeitsberichte, die der Geschäftsfreund dem Geschäftsfreund, der Student seinem Lehrer, der Gesandte einem ihm hilfreichen Bankier, der heimkehrende Landsknecht seinem Nachbarn, der ferne Gastfreund in Ungarn oder Polen seinem einstigen Gönner zukommen läßt. Die Nachricht, man nennt sie auch schlechthin Zeitung, ist aber noch nicht zur Ware geworden.

[1]) Kubitschek in Pauly-Wissowa, Realenzykl. der klass. Altertumswiss. 1 (1894) Sp. 290/5. O. Hirschfeld, Die römische Staatszeitung und die Akklamationen in Senat. Sitzungsber. d. Berliner Akad. 1905 S. 930 ff. Vgl. jetzt Wolfg. Riepl, Das Nachrichtenwesen des Altertums, Leipzig 1913 S. 387 ff.

[2]) Rich. Graßhoff, Die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts, Leipzig (Diss.) 1877.

Dagegen hatte sich ihre Funktion im Wirtschaftsleben geändert oder besser gesagt, sie hatte erst damals eine solche errungen.

Man wiederholt nur Vielbekanntes, wenn man daran erinnert, daß das scheidende fünfzehnte Jahrhundert die Welt im Zeichen eines wild aufschießenden, kapitalistischen Unternehmertums zurückließ. Indem sich die römische Kurie bereits im dreizehnten Jahrhundert zum Schrittmacher des geldwirtschaftlichen Verkehres herausgebildet und für eine rasche Entwicklung dieser Wirtschaftsform ihre weltumfassenden Verbindungen in die Wagschale geworfen hatte, zügelte sie das italienische Bankiersgewerbe an ihren Hof. Um den deutschen Prälaten und Bischöfen die Servitien und Annaten vorzuschießen und sie von ihnen einzusammeln, bedurfte es jener Großkaufleute und Geldstapelplätze, wie wir sie damals in Pistoja, Florenz, Lucca, Siena und Genua antreffen. Die Kurie erweist sich in jenen Tagen als Hüterin des öffentlichen Kredits, die den Gläubigern wenigstens das Hauptgut gegenüber den geistlichen Schuldnern verbürgte, indem sie zugunsten der Geldgeber ihre Zensuren und Kirchenstrafen in Anwendung bringt[1]).

Pulsierte also damals in allen Adern der römischen Kirche Geld und wieder Geld, so hat die allmähliche Umwandlung des reinen Lehensstaates zu einem Beamtenstaat, des Lehensheeres zu einem Söldnerheer dem Gelde einen neuen mächtigen Wirkungskreis auch außerhalb des kurialen Bereiches geschaffen[2]). Nun standen aber zumeist die Anforderungen, die diese neue Gestaltung der Dinge an die Fürsten stellte, in einigem Gegensatze zu der Oekonomie und Steuerorganisation ihres eigenen Grundbesitzes und ihrer Länder. Wollte man die Sache etwas schematisch darstellen, so könnte man vielleicht behaupten, das äußere Wirtschaftsleben habe bereits auf der neuzeitlichen Entwicklungsstufe gestanden, während die innere Verwaltung trotz allen modernen Ansätzen noch an mittelalterlichen Ueberlieferungen gehangen habe. So allgemein gefaßt, ist der Satz sicher nicht richtig, aber er soll auch nur den Widerspruch andeuten, der zwischen den Ansprüchen der recht fehdelustigen und winkelzügigen Politik, die mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts anhebt, und den wirtschaftlichen Erträgnismöglichkeiten der Territorien offenbar wird[3]). Einen Ausgleich bringt erst die Ausgestaltung des Absolutismus.

---

[1]) Vgl. darüber die grundlegenden Arbeiten von Al. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, 1. Bd., Leipzig 1900 und derselbe, Die Fugger in Rom 1, Leipzig 1904.

[2]) R. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger, Jena 1896.

[3]) Der Werdegang dieser Verhältnisse reicht, wie H. Sieveking, Die

Da also die Fürsten die Kosten ihrer kriegerischen Unternehmungen nicht aus ihren Einnahmen bezahlen konnten, waren sie gezwungen Anleihen aufzunehmen. Versagten die Kräfte der eigenen Untertanen, so mußte man sich an die großen Geldhändler wenden, wie sie sich unter den Augen der Kurie und später auch außerhalb Italiens aufgetan hatten. Es ist hier nicht der Ort, um die einzelnen Formen und Verhältnisse aufzuklären, unter denen — mit Ehrenberg zu sprechen — die drei Faktoren jeglichen Kredits, das Zahlenkönnen, das Zahlenwollen und, was in diesem Falle das schlimmste war, das Zahlenmüssen sich vereinigten. So verpfändeten die einzelnen Landesherren ihre Juwelen, die Einkünfte von Aemtern, Gütern oder versuchten es mit Rentenanleihen. Es konnte ein und dasselbe Bankhaus in Rom die päpstliche Münze verwalten, Bergwerke in Ungarn und Polen in Pacht haben, seine Faktoreien in Livland, Portugal und in den Niederlanden besitzen, kurz es gab für diese Art des Handels keine räumlichen Grenzen mehr.

Damit gelangen wir aber auch an den Punkt, da die zeitgeschichtliche Nachricht ihre moderne wirtschaftliche Funktion erhält. Die Sache ist ja nur zu begreiflich. Für den, der dem König von Portugal einen Vorschuß gegeben hat, ist die Meldung, daß der König im Sterben liegt, nicht einfache Neugierbefriedigung, für ihn ist sie ein Wertobjekt, das an Wert gewinnt, je eher er diese Nachricht erfährt. Die Verlängerung eines ertragreichen Pachtvertrages hängt vielleicht an der Stellung eines hohen Beamten, der Ausfall einer Ernte wirkt bestimmend auf die Höhe der verpfändeten Steuereingänge. Je früher der Kaufmann von solchen Veränderungen erfährt, um so besser kann er Vorkehrungen treffen, seine Pläne einrichten, seinen Faktoren entsprechende Anweisungen geben. Mit den Fortschritten der Organisation des Handels greift die bloße Nachricht über den Interessenkreis des einzelnen hinaus in das ganze Wirtschaftsleben.

Noch greifbarer wird die Einwirkung der Nachricht, wenn das normale Handelsgeschäft zur Wette wird. Die Freude am Wagen steigert sich zum blinden Zukunftsspiel. In Nürnberg wetteten in den Tagen, da Planitz am Reichsregimente weilte, Kaufleute auf das Leben des Königs von Frankreich[1]), später im 17. Jahrhundert war diese Art von Spekulation nichts Seltenes. Wie es scheint entwickelten sich die Prämiengeschäfte daraus. Deshalb macht ein Ratgeber für Börsen-

kapitalistische Entwicklung in den ital. Städten des Mittelalters, Vierteljahrsschr. für Sozial- und Wirtschaftsgesch. 7 (1909) erweist, zeitlich noch weit höher hinauf.

[1]) E. Wülcker-H. Virck, Des kursächs. Rates Hans von der Planitz Berichte, Leipzig 1899 S. 397.

spieler aus dem Jahre 1688 die gewinnlustigen Aktienbesitzer — es handelte sich hauptsächlich um die ostindische Kompanie — auf drei Dinge aufmerksam, auf die besonders zu achten sei: auf die Produktionsverhältnisse Indiens, auf die politische Lage in Europa, ob irgendwo Rüstungen angestellt, Allianzen geschlossen oder sonstige Vorbereitungen getroffen würden, und schließlich auf die Börsenmeinung[1]).

Die schwanke Brücke, die den Spekulanten zu seinem ersehnten Gewinn führt, ruht auf Hoffnungen, die jede gute Nachricht verstärkt, jede schlimme erzittern läßt. Deshalb fing man an, Neuigkeiten zu kaufen und zu verkaufen. Die Ueberlieferung weist, wie wir wissen, nach Venedig, wo im sechzehnten Jahrhundert auf dem Rialto ein kaufmännisches Nachrichtenbureau bestanden haben soll. Bekanntlich hat man ja auch das Wort Gazette auf den Namen jener alten venezianischen Münze zurückführen wollen, die für ein solches Nachrichtenblatt zu entrichten gewesen sei[2]). Wie dem auch sei, jedenfalls ist es sicher, daß sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, nachweisbar seit den sechziger Jahren, eine Reihe von Unternehmungen gefunden hat, die völlig gewerbsmäßig den Handel mit Neuigkeiten betrieben hat. So hat das Zeitungskontor des Jeremias Krasser zu Augsburg die bei ihm aus aller Welt, namentlich aber aus Rom, Venedig, Antwerpen, Köln, London, Paris, Wien und Prag aber auch aus anderen Orten einlaufenden Nachrichten handschriftlich vervielfältigt und gegen entsprechendes Honorar verkauft. Da neben Adeligen und kirchlichen Würdenträgern die Fugger Abonnenten dieses Kontors waren und ein Exemplar ihrer die Jahre 1568 bis 1604 umfassenden Zeitungssammlung erhalten blieb, hat man sie Fuggerzeitungen benamst. Doch lassen sich aus jener Zeit und auch noch späterhin anderwärts ebenfalls solche Nachrichtenvertriebe nachweisen[3]).

Bericht an Bericht, Meldung an Meldung reiht sich in diesen Blättern aneinander. Das Befinden des Papstes, die neuen Kardinalsernennungen, ein wunderbares Ereignis bei Rom, Vorkommnisse in Venedig, ein dreitägiges Festessen in Wien, die Abschrift eines Pamphletes oder Spottgedichtes — ist es ein Extraordinariblatt, so enthält

---

[1]) Rich. Ehrenberg, Die Amsterdamer Aktienspekulation im 17. Jahrh. in Jahrbücher für Nationalökon. u. Statistik, 3. Folge, 3. Bd. (1892) S. 809 ff.

[2]) Bode S. 190, ferner S. Bongi, Le prime gazette in Italia. Nuova Antologia 11 (1869) S. 311 ff., der in Gazetta eine Verballhornung des deutschen Wortes „Zeitung" erblicken will.

[3]) Vgl. J. O. Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650. Arch. für Geschichte des deutschen Buchhandels 3 (1879).

es die Nachricht vom Tode eines Herrschers, die Beschreibung einer Schlacht, — das ist ungefähr der Inhalt dieser Blätter. Von dem, was wir redaktionelle Behandlung nennen, findet sich darin keine Spur, und damit fehlt auch jenes unmittelbare Eingreifen in die öffentliche Meinung, fehlt die Tendenz.

Geschichtsschreiber und Pamphletisten haben es von jeher verstanden, ihren Stoff einer beherrschenden Idee unterzuordnen, die Wahrheit zu beugen oder doch die Gründe und Einzelheiten so zu gruppieren, daß das Gesamtbild die alleinige Richtigkeit ihrer Urteile widerzuspiegeln scheint. Die Zeitungsschreiber des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren ihrer Mehrzahl nach weit entfernt, so verwickelte geistige Arbeit zu leisten, sie waren einfache Nachrichtenhändler, die die ihnen gelieferten Neuigkeiten vervielfältigten und sie weiter verkauften.

Der Zusammenhang zwischen Wirtschaft und zeitgeschichtlicher Nachricht ward durch das Versagen der kümmerlichen Zeitungsquellen nicht zerrissen. Er ward nur an andere Wege gebunden. Aus dem oben erwähnten Börsenhandbuch von 1688 ersehen wir, daß wie einst die Fugger auch damals die Spekulanten überall ihre Agenten und Horcher haben mußten, „um in die geheimsten Absichten der Fürsten einzudringen". Der Unterschied zwischen dem Zeitalter der Reformation und jenen Tagen liegt aber darin, daß inzwischen das Spekulantentum eine breitere Grundlage gewonnen hat. Das Aktienprinzip findet in den großen Handelsgesellschaften, in der ostindischen Kompanie (1698), in der Südseegesellschaft (1711), in der Mississippigesellschaft (1717) immer größere Verbreitung und lockt immer weitere Kreise in das Auf und Ab der Kursgewinnste. In Anlehnung an diesen Aktienverkehr erweitert sich allmählich auch der Handel mit Staatspapieren, der hinwieder an die Entwicklung des Staatsschuldenwesens geknüpft ist. Die Geschichte des öffentlichen Kredits weist mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts einen deutlichen Einschnitt auf. Bis dahin trug die Staatsschuld mehr oder minder privaten und privatrechtlichen Charakter, von dem sie sich Schritt für Schritt löst, um im Zeitalter des Konstitutionalismus dem Grundsatze der Oeffentlichkeit auch hierin zum Siege zu verhelfen [1]).

Politik und Wirtschaftsleben kamen sich immer näher als Triebkräfte eines großen Ganzen, die zahnradartig ineinander griffen. Je tiefer nun die öffentliche Meinung und ihr Einfluß in das moderne Staatswesen hineinwuchs und als mitbestimmender Faktor anerkannt

[1]) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Aufl. 7 S. 770; vgl. Joh. Heinr. Bender, Der Verkehr mit Staatspapieren, 2. Aufl., Göttingen 1830.

wurde, um so sichtbarer wurde auch das Band, das die öffentliche Meinung mit den volkswirtschaftlichen Verhältnissen verknüpfte. Jedes größere politische Unternehmen eines Staates wirkt unmittelbar auf den Markt. Und nicht nur das, die bloße Nachricht von einer politischen Aktion macht sich auf den Börsen fühlbar, denn jede Nachricht löst in der Einbildungskraft der Menge Vorstellungen aus, die auf ihre Urteile und Meinungen von Einfluß sind. Da, wo sich nun eine größere Zahl von Menschen auf engerem Raume vereinigt, von denen alle mit hohen materiellen Werten an den wirtschaftlichen Reflexerscheinungen alles staatlichen Geschehens interessiert sind, gehen die zur Prüfung und Wertung politischer Nachrichten notwendige Ruhe und Besonnenheit des Geistes leicht verloren. Unter dem Eindruck der Kursschwankungen, denen namentlich die holländischen Staatsobligationen in dem für die Niederlande so furchtbaren Jahre 1672 unterworfen waren, konnte der kaiserliche Gesandte Lisola aus dem Haag berichten: „Iste enim mundus regitur opinionibus et facile minimus eventus extollitur aut dejicitur“ [1]). Jede halbwegs günstige „Zeitung“ — und war ihr Inhalt auch erfunden oder übertrieben — hob den Wert der Staatsschuldscheine, jede Enttäuschung ließ sie um so tiefer sinken. Die Gerüchte, England wolle Port Maho und Gibraltar gegen mehrere feste Plätze in Peru vertauschen, ließen die Aktien der Südseegesellschaft ins Ungeheure steigen. Als sich am 8. Dezember 1720 diese Nachrichten als völlig grundlos erwiesen, wurden die Papiere, die vorher kaum um 1000 Pfund Sterling zu haben waren, um 150 ausgeboten.

Die Betrachtung dieser Dinge ist nun wichtig für das Wesen der modernen Zeitung. Einerseits ist es der Grundsatz der Oeffentlichkeit in der Verwaltung des Staates, auf dem unsere Presse ruht, dann aber der Nachrichtenhandel, der wie alle Handelszweige der Gegenwart, den Spuren des technischen Fortschrittes folgend, zur Massenerzeugung geführt hat. So wird die Zeitung, die von Anbeginn an ein Kind des Kapitalismus war, immer mehr zum Werkzeug des Kapitalismus [2]).

Jeder, der auf ein Blatt abonniert oder eine Zeitungsnummer käuflich ersteht, ist Konsument auf dem Neuigkeitenmarkte. Daß die

[1]) Jul. Großmann, Die Amsterdamer Börse vor zweihundert Jahren, Haag 1876 S. 18. — Dort findet man auch lehrreiche Beispiele dafür, welchen Einfluß zeitgeschichtliche Nachrichten auf den staatlichen Kredit Hollands ausgeübt haben.

[2]) Besonders Max Garr betont in seiner interessanten Dissertation (Die wirtschaftlichen Grundlagen des festländischen Zeitungswesens, Wien 1911) die kapitalistische Herkunft des Zeitungswesens.

Nachrichten, die er darin kauft, bisweilen falsch, daß sie bisweilen sogar gefälscht sind, ist nicht zu verwundern. Es gibt schlechterdings keine Ware, die vor Verunechtung gefeit, und keinen Händler, der nicht selber schon betrogen worden wäre. Aber gewichtiger ist es, daß der Konsument nicht nur Neuigkeiten, sondern auch Meinungen kauft und daß diese Meinungen — eingestanden oder uneingestanden — zur Hauptsache geworden sind. Die Nachrichtenverbreitung ist meist nur Mittel zum politischen und wirtschaftlichen Zweck.

Das war natürlich nicht immer so. Das absolutistische Polizeiwesen erkannte der Presse keineswegs das Recht zu, eigene Betrachtungen den Nachrichten beizusetzen, „weil eine Zeitung doch eigentlich nur bestimmt ist, durch Tatsachen zu sprechen, und die daraus sich ergebenden Betrachtungen dem Leser überlassen muß“ [1]). Die französische Presse der Revolution kehrte diesen Grundsatz ins Gegenteil. Sie war ziemlich neuigkeitenarm, dafür aber erfüllt von leidenschaftlichen Ergüssen. Auch etwa Goerres' Rheinischer Merkur oder der Preußische Correspondent zur Zeit der Befreiungskriege waren noch spärlich mit Nachrichten versehen. Erst die amerikanischen und englischen Vorbilder, erst die raffinierte Ausnützung des Telegraphen und des Telephons brachten einen neuen Zug in das Zeitungswesen und verbanden die Befriedigung des Neuigkeitenhungers der Leser mit offener oder versteckter Tendenz [2]).

Indem also jedes Blatt bestimmte Meinungen vertritt und für sie wirbt, liegt es auf der Hand, daß dadurch auch die öffentliche Meinung nicht unberührt bleiben, ja daß sie durch ein gewisses unentwegtes Hinarbeiten auf ein angestrebtes Ziel auch wirklich gewonnen werden kann.

„Durch jedes Ereignis in der Türkei und in Mexiko, durch Krieg und Frieden, ach nein! durch jede „öffentliche Meinung“, die sich verbreitet, durch jedes Journalistengeschwätz und jede verlogene Depesche, durch jede Anleihe in Paris oder London, durch die Getreideernten am Mississippi und die Goldminen in Australien — kurz durch jedes objektive Ereignis, durch lauter rein objektive Bewegungen der Gesellschaft als solcher, es sei auf politischem, finanziellem, merkantilem Gebiet usw. wird täglich auf der Börse das Mein und Dein der Individuen bestimmt und festgestellt“ [3]). Die Versuchung, diese Feststellung zum eigenen Vorteil auszunutzen, ist nun für den modernen Zeitungsunternehmer um so größer, als er ja das Mittel in Händen hat, durch den Vertrieb seiner Nachrichten in der ihm gewinnbringenden Weise auf den Markt

[1]) E. Löbl, Kultur und Presse S. 51.

[2]) Auch die sogenannte „parteilose“ Presse ist von der Tendenz nicht frei.

[3]) F. Lassales Gesamtwerke, 3 S. 198.

zu wirken. Auf das Wie dieser Einwirkung soll in diesem Zusammenhange nicht näher eingegangen werden, zumal es sich hier vielfach auch nur um Parallelerscheinungen der öffentlichen Meinung handelt.

Unter dem Einflusse der Anhäufung großer Vermögen in Händen einzelner und durch das enge Verhältnis, in das diese Vermögen zu den staatswirtschaftlichen Bedürfnissen der verschiedenen Länder treten, sehen wir, wie die zeitgeschichtliche Nachricht, die bis dahin nur politischen Interessen oder gar nur der Befriedigung der Neugier gedient hatte, zu einer Ware im weiteren ökonomischen Sinne wird. Man tauscht sie gegen andere Güter aus, kauft und verkauft sie. Ihren Wert hat sie durch die Vorteile gewonnen, die ihre Kenntnis dem Besitzer für die Verwaltung und nutzbringende Verwendung seines Vermögens gewährt.

Mit der zunehmenden Bedeutung der Spekulation auf dem Gebiete des Weltmarktes und der Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel wächst auch die zeitgeschichtliche Nachricht an Einfluß und Wichtigkeit. Freilich büßt sie damit an objektivem — historischem — Wert vielfach ein, da sie selber Gegenstand der Spekulation wird. Mit der öffentlichen Meinung verknüpfen sie nun viele Fäden, ist sie doch sehr oft das Stichwort, auf das die Menge wartet, um sich seine Urteile erst zu bilden. Nicht selten werden aber fertige Urteile privaten Ursprungs als Nachrichten, als Tatsachen ausgegeben, um desto stärker auf die allgemeine Meinungsbildung zu wirken.

Ein eigentümlicher Gleichlauf in den Erscheinungsformen und Ausdrucksmitteln, wie sie die öffentliche Meinung aufweist, läßt sich im Rahmen des modernen Wirtschaftsbetriebes bei der Reklame erkennen[1]). Wie jene ist auch diese zu einer sozialen Macht geworden, die weniger durch Vernunftgründe als durch Eindrücke auf die Phantasie ausgelöst wird und wieder weiterwirkt. Aus den gleichen psychologischen Wurzeln stammend wie die öffentliche Meinung, scheidet sich die Reklame von ihr nur in dem Zweck und in der bewußten Absichtlichkeit ihrer Verwendung.

Der Volksredner, der in hundert und hundert Versammlungen den aufhorchenden Massen immer wieder verkündet, sie hätten ein Recht auf Freiheit und sich wohl hütet, zu erklären, was er unter dieser „Freiheit" versteht, handelt nicht anders wie der Fabrikant, der an jeder Straßenecke auf seinen Plakaten beteuert, die von ihm erzeugte Seife sei die beste. Vielleicht fiele es diesem noch leichter, die Vorzüge seines

[1]) Vgl. das grundlegende Werk „Die Reklame" von Viktor Mataja, Leipzig 1910.

Fabrikates zu beweisen, als dem Redner, den Gehalt seines Schlagwortes zu verdeutlichen. Je mehr die moderne Produktion sich in den Händen weniger vereinheitlicht, der Abstand zwischen Erzeuger der Waren und deren Abnehmer sich erweitert, um so notwendiger wurde es, eine geistige Verbindung zwischen Produzenten und der Masse der Konsumenten herzustellen. Daß diese Verbindung zugleich ein Anlocken und Werben in sich trägt, liegt in dem Wesen dieses gegenseitigen Verhältnisses begründet. Auch hierin trifft sie sich mit dem Charakter der öffentlichen Meinung.

Die Fülle der Probleme ist damit nicht erschöpft. Man denke bloß an die Wechselwirkung zwischen Rechtsprechung beziehungsweise Fortbildung des geltenden Rechtes und öffentlicher Meinung. Es soll hier nur eine Erscheinung herausgegriffen und auch diese nur gestreift werden: das Schwurgericht. Seine Vorzüge wie seine Fehler rücken ganz in die Nähe jener Besonderheiten, die der öffentlichen Meinung eignen. Wie in dieser sind auch in dem Schwurgericht zwei Formen zu unterscheiden, die sich in ganz verschiedener Weise offenbaren. Einerseits ist es nämlich das Beharrungsmoment, das an überlieferten Vorstellungskreisen haftet, die das formale Recht mißachtet, wo es mit eingewurzelten Sitten und Gebräuchen oder alten Gewohnheiten in Widerstreit gerät. Dem steht auf der andern Seite das Stimmungselement gegenüber, das sich von denselben Einflüssen hin und her treiben läßt wie die öffentliche Meinung, das sich von der rührenden Gebärde des Angeklagten, der Rednerkunst des Anwalts, das sich von politischen Strömungen, aufreizenden Zeitungsartikeln und konfessionellen Vorurteilen in die Irre führen läßt.

Natürlich ist auch der Berufsrichter nur ein Mensch unter Menschen, natürlich sitzt auch er auf keinem Isolierschemel, der ihn von den Einwirkungen der Umgebung trennte. Er ist es, der das Gesetz anwendet, durch die Art und Weise, wie er es aber handhabt, wird das, was zunächst formales Gesetz ist, erst lebendiges Recht. „Es ist eine unzerreißbare Kette, die den Richter mit dem allgemeinen Rechtsgefühle verbindet. Die leisesten Regungen des öffentlichen Rechtsbewußtseins treten in der Rechtspflege, im Gerichtssaale zuerst in die Erscheinung, denn in der Atmosphäre des Gerichtssaales schlägt der Puls des öffentlichen Geistes“ [1]).

Es braucht ferner hier nur angedeutet zu werden, welche Rolle der „Volksgeist“ in der Rechtswissenschaft gespielt hat. Dieser Begriff, von

[1]) Friedr. Elbogen, Die Mode in der Justiz, Wien 1902 S. 2 f.

dem sich Spuren schon im Altertum verfolgen lassen, wurde immer wieder hervorgeholt, wenn man für die Weiterentwickelung des Rechtes nach einem gestaltenden Prinzip gesucht hat[1]). Welche psychologische Berechtigung die Aufstellung eines angeblich „schöpferischen" Volksgeistes hat, darüber wurde schon in anderem Zusammenhange gesprochen. —

Kaum eine Beziehung dürfte es zwischen Menschen geben, in der nicht die öffentliche Meinung in irgendeiner Weise zur Geltung käme. So wäre es gewiß eine reizvolle Aufgabe, zu verfolgen, in welchem Verhältnis Literatur und Kunst zu ihr stehen, ob die vereinheitlichende Kraft der öffentlichen Meinung nicht bei der Stilbildung mittätig ist, wie sie bald fördernd, bald hemmend in das Schaffen des einzelnen eingreift. Man könnte gewiß noch weiter dringen bis in das Gebiet des Religiösen hinein. Daß das religiöse Denken die Bildung einer allgemeinen Meinung zu verschiedenen Zeiten verschieden beeinflußt, zu Zeiten der Reformation zum Beispiel fast ganz und gar bestimmt hat, ist eine Binsenwahrheit. Aber auch innerhalb der religiösen Vorstellungskreise wird man ähnliche Vorgänge feststellen können, wie sie beim Zustandekommen der öffentlichen Meinung festzustellen sind. Im Rahmen dieser Arbeit lassen sich diese Fragen höchstens andeuten, keinesfalls aber ausgiebig behandeln, restlos beantworten werden sie sich vielleicht überhaupt niemals lassen.

---

[1]) Ernst v. Moeller, Die Entstehung des Dogmas von dem Ursprung des Rechts aus dem Volksgeist. Mitt. des Inst. für öst. Gesch. 30 (1909) 1 ff. Vgl. ferner Edgar Loening, Intern. Wochenschrift 4 (1910).

Viertes Kapitel.

Die öffentliche Meinung, ihre Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel.

Es gibt keine öffentliche Meinung.

Wenn man die einzelnen Erfahrungen und Tatsachen, die in den vorhergehenden Ausführungen aufgezeigt wurden, überprüft und zusammenfügt, kommt man notwendig zu dem Ergebnis, daß die öffentliche Meinung derselben gedanklichen Herkunft ist, wie der Volksgeist, die Volksseele, das Volksgewissen usw. Aus der Fülle der Erscheinungen, wie sie das rechtliche, politische, sittliche Leben vor Augen führt, hat man einzelne Gruppen ausgeschieden, gewisse Merkmalskomplexe unter einem bestimmten Namen gebucht, sei es aus Bequemlichkeitsrücksichten, sei es, weil sich schon von Anfang an der Irrtum eingeschlichen hatte, den Begriff mit der wirkenden Kraft selbst zu verwechseln.

Ereignisse und Verhältnisse können bestimmend auf die Denkrichtung der Massen einwirken und damit eine gewisse Gleichförmigkeit der Urteile über Dinge verursachen, die das öffentliche Leben betreffen. Die Meinung des Individuums wird durch Vorgänge, die teils in der Natur des einzelnen selber liegen, teils durch Einflüsse von außen her stärker oder weniger stark in die allgemeine Denkrichtung hineingedrängt, die Besonderheiten individueller Anschauungen werden zugestutzt, abgeschliffen und einem gewissen Durchschnittsurteile angeglichen. Dieses stapelt sich vielfach in Sammelbegriffen auf, die wir heute „Schlagwörter" nennen. Unterstützt nun die seelische, wirtschaftliche, politische Verfassung eines Volkes den Bestand eines solchen Durchschnittsurteiles, so wird es zur Sitte und formt die Denkrichtung der Massen in ihrem Sinn um.

Es handelt sich also um einen förmlichen Kreislauf seelischer Vorgänge, die sich freilich gedankenmäßig unterscheiden und in bestimmten Entwicklungsstufen darstellen lassen, die sich aber in der Wirklichkeit oft so blitzschnell abspielen, daß sie gar nicht voneinander getrennt werden

können. Oder sie fließen ineinander und werden dann erst recht für ein einziges Geschehnis gehalten. Daher kommt es auch, daß jedes einzelne dieser Stadien wie sie alle zusammen als öffentliche Meinung angesprochen werden. Nicht nur die Sitte und das Durchschnittsurteil, in der Zeit des Kampfes der Einzelanschauungen um ihre Selbständigkeit gegenüber der werdenden Gesamtanschauung, also in der Zeit der Agitation, ist es jede Partei, die sich als Trägerin der öffentlichen Meinung ausgibt oder dafür angesehen wird.

Gerade diese Zwiespältigkeiten und Unklarheiten brachten die Verschiedenartigkeiten der Beurteilung mit sich, die die öffentliche Meinung erfahren mußte. Wenn hier behauptet wurde, es gebe keine solche, so ist dies vom Standpunkte der Psychologie allerdings richtig. Dagegen gibt es aber in der Politik eine öffentliche Meinung und deshalb auch für die Geschichte. Dort ist sie es, die, wie wir festgestellt haben, das ideelle Verhältnis des in der Masse denkenden und handelnden Individuums zu den Ereignissen und Zuständen des öffentlichen Lebens bestimmt.

Bei der historischen Abwandlung dieses Verhältnisses kommt es nun darauf an, wie sich der einzelne zur Gesellschaft stellt. In den früheren Zeiten geht er in ihr unter, sein Denken scheidet sich erst ganz allmählich von dem scheinbar kollektiven Denken aus, das heißt, er wird erst schrittweise sich seiner Individualität bewußt. Aus diesem Fortschreiten von dem Zustande der Gebundenheit zur Freiheit erklärt sich auch eine Besonderheit der öffentlichen Meinung, die zu vielen Mißverständnissen Anlaß gab. Sie weist nämlich zwei Eigenschaften auf, die einander so entgegengesetzt sind, daß man sie auch verschiedenen Erscheinungen zuschreiben zu müssen glaubte, sie enthält ebenso Bestandteile der Beharrung (Konservation) wie der Veränderlichkeit.

In einer Zeit, da der einzelne noch nicht oder nur wenig aus der Reihe trat, überwog das Meinung erhaltende, historische Element der Beharrung. Die öffentliche Meinung durchdrang derart das ganze gesellschaftliche Leben, daß sie von uns heute nur mehr aus dem Zuständlichen selbst zu fassen ist. Besonderer Aeußerungen oder Kundgebungen bedurfte es gar nicht und, soweit dieses Element noch heute besteht, bedarf es auch jetzt seiner nicht. Sitten und Gebräuche, seien sie nun sozialer oder religiöser Natur, brauchen nicht durch Proklamationen verkündet zu werden, sie leben für sich.

Anders ist das Meinung schaffende, rationale Element der Stimmung. Es hat natürlich auch in früherer Zeit bestanden. In Epochen aber, da die Individualität als besonderes Gut empfunden wird, da

man sich des Wertes der eigenen Persönlichkeit bewußt wird, gewinnt es in der öffentlichen Meinung leicht die Oberhand, denn es gebärdet sich ungleich lauter und fällt desto stärker in die Augen. Es ist kein Zufall, daß der so völlig unhistorische Rationalismus der Aufklärung das Schlagwort von der öffentlichen Meinung entdeckt hat und daß man seither das Beharrungselement als etwas Wesensfremdes von ihr schied. Die öffentliche Meinung, die in der französischen Revolution zu hohem Ansehen gelangte, wurde von nun an als Prinzip der Unruhe und Veränderung betrachtet. Die vorzüglich zu verstandesmäßiger Erfassung der Lebensfragen hinneigende bürgerliche Stadtbevölkerung, die „Mittelklasse", wurde zum alleinigen Träger der öffentlichen Meinung ausgerufen.

Es hängt jeweils von dem rascheren oder trägeren Rhythmus des sozialen Lebens ab, welches von beiden Elementen den Ausschlag gibt, ob die dem Gemüt entsprossene Beharrung, ob die dem Verstand entsprungene Neuerungssucht der öffentlichen Meinung ihr Gepräge verleiht. Auf dem Ausgleiche beider beruht unsere kulturelle Entwicklung.

Im Urgrunde unseres Urteilens über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens ruhen stumm und träge die großen allgemeinen Richtung gebenden Kräfte, die unser Meinen überall dort lenken, wo wir nicht der eigenen Reflexion gehorchen und die deshalb besonders über jene Bevölkerungsteile Macht haben, die im Bannkreise überlieferten Denkens leben. Mehr an der Oberfläche unseres Urteilens bewegt sich das, was unserer eigenen vernunftgemäßen Erwägung entspringt. Für sich allein steht das rationale Denken des einzelnen an geistigem Werte in der Regel am höchsten, wird es aber zur Magnetnadel für die in der Masse Handelnden, so wird es von allen möglichen äußeren Einflüssen abhängig, verliert an Sicherheit und Ruhe, büßt seine großartige, bisweilen allerdings an Borniertheit grenzende Selbstgewißheit ein und wird leicht ein Element schwankender Stimmungen und Launen.

Deckt man so das Widerspruchsvolle und Gegensätzliche im Wesen der öffentlichen Meinung auf und sieht man näher zu, gleich zeigt sich, daß die Zwiefalt noch weiter reicht.

Wird die öffentliche Meinung als eine Massenmeinung bezeichnet, so ist damit bloß einer ihrer Bestandteile gekennzeichnet, das kollektive Element, das sich in ihr geltend macht. In diesem leben jene dunklen, fast einzig und allein triebmäßig erfaßbaren Kräfte, die nicht als ein bestimmter Wille, höchstens als eine Willensrichtung in die Erscheinung treten. Je nach ihrer Dauer, ihren Zielen und ihrer Bedeutung be-

nennen wir sie Tradition, Stimmung, Mode, Gewohnheit, Sitte, Geschmack, Stil usw. Sie alle prägen uns Vorstellungsinhalte ein, die jenseits unserer persönlichen Reflexion Macht über unser Denken und Handeln gewinnen, die unser ganzes seelisches Sein gleichsam mit einem feinmaschigen Netz umhüllen, das nur gewaltige Geister und auch die nur da und dort zu durchbrechen imstande sind. Dieses Triebleben der Masse spannt förmlich einen Zauberkreis um uns, der uns mehr oder weniger unsichtbar bleibt, solange wir seinem Bann verfallen sind. Erst wenn wir uns von ihm befreien und vielleicht noch mehr, wenn wir gegen ihn gerade ankämpfen, werden wir seiner Macht und seiner Nachteile gewahr. Was gestern „guter Geschmack" war, gilt uns heute als unmögliche Verzerrung, was einstens geheimnisvolle Offenbarung genannt wurde, wird jetzt als Aberglaube verlacht, die Gesellschaftsordnung früherer Tage wird nun als Voreingenommenheit verworfen. Das Heute und Gestern, das Einst und Jetzt stehen als zwei verschiedene Welten einander gegenüber, am feindlichsten gebärdet sich aber die gerade zur Herrschaft kommende und die eben abtretende öffentliche Meinung.

Diese Kollektivkräfte dringen natürlich nicht von außen her in die Menschen, sind nichts über ihnen Stehendes, werden nur deshalb als etwas Geheimnisvolles empfunden, weil sie nicht durch unser willkürliches Denken erzeugt worden sind. Es können gemeinsame religiöse Erlebnisse, gemeinsame politische Erfahrungen, gleiche wirtschaftliche Lebensbedingungen, es kann aber auch die gemeinsame Erziehung sein, die den Willen und die Phantasie eines Volkes oder einzelner sozialer oder nationaler Gruppen in gewisse Bahnen lenkt. Doch sind diese Willensrichtungen in der Regel auch dann, wenn sie scheinbar urplötzlich in den Gesichtskreis ihrer Zeitgenossen treten, Ergebnisse eines längeren historischen Werdeganges.

Es wäre aber ein Irrtum zu meinen, diese in der Masse wohnenden Triebkräfte bedürften notwendigerweise des sprachlichen Ausdrucksmittels. Es ist sicher, daß bei Völkern oder auf bestimmten Kulturstufen, wo das geistige Selbstbewußtsein des einzelnen in der Gesamtheit noch völlig untergeht, eine solche kollektive Willens- und Phantasiedisposition einfach als Denkselbstverständlichkeit hingenommen wird, die ein automatisches Handeln auslöst. Wenn in mittelalterlichen Quellen Aeußerungen persönlichen Lebens oft nur schwer zu fassen sind, so liegt eben die Ursache hiefür in dem Vorwiegen des der Masse eigenen Triebleben, das das Urteilen und Schaffen des Individuums ungleich ent-

scheidender bestimmt, als das willkürliche Denken[1]). Der Zusammenhang seines Handelns mit den Instinkten der Menge, mit alten Ueberlieferungen und Sitten gibt seinem Tun aber jenen großartigen, romantischen Hintergrund, der dem Walten der auf seine eigene Vernunft gestellten Individualität stets versagt bleiben wird.

Die Gesamtheit als solche ist stumm, sie hat keinen Mund, der redet, und keinen Arm, der sich erhebt. Zwar spricht sie aus jedem einzelnen, aber sie lenkt seine Worte höchstens in eine bestimmte Gedankenrichtung. Mehr vermag sie nicht. Nur der einzelne kann gedankenmäßig ausdrücken, was als unbestimmter Drang in den Massen lebendig ist. Aber die Einbildungskraft und Eigenart des Individuums verarbeitet seine Eindrücke anders als sein Nachbar, der dasselbe erlebt und erfahren hat, bloß in der allgemeinen Farbengebung, in gewissen, oft gar nicht recht feststellbaren Einzelheiten gleichen sich ihre Denkerzeugnisse. Ein gemeinsamer Zug und eine gemeinsame Richtung kennzeichnet sie. Darin erweist sich auch in der Vollkultur die Abhängigkeit des einzelnen von den Kollektivkräften.

Die freie Individualität hat das Bedürfnis, sich geltend zu machen in der Welt, sie will aus dem Rahmen treten, der die Gesamtheit umspannt. Sie wird gesprächig bis zur Ruhmredigkeit, tatendurstig bis zur Tollkühnheit, laut und grell bis zum Ueberschwang. An das, was sie der Masse verdankt, will sie nicht erinnert werden, vielmehr ist es ihr Lebensbedürfnis, sich von der Menge zu trennen und abzuheben. Inwieweit ihr dies auch in vollem Maße gelingt, hängt von den schöpferischen Fähigkeiten des Individuums ab.

So zerfallen in der öffentlichen Meinung alle geistigen Werte in gebundene und in freie, wobei gebunden und frei nur relativ zu fassen sind. Doch der „Gebundenheit" entspricht ebenso das Element der Beharrung und der kollektiven Herkunft, wie auf der anderen Seite die „Freiheit" in derselben Reihe mit den rationalen, individuellen Bestandteilen steht. Natürlich ist zwischen beiden Kategorien keine feste Grenzlinie zu ziehen. Was heute selbständiger Gedanke einer freien Persönlichkeit ist, wird morgen von der Menge willig angenommen und zur

---

[1]) Daß uns aus den mittelalterlichen Quellen stets nur typische Züge entgegentreten, daß wir z. B. im 10. Jahrhundert „Personen, die außerhalb des Typischen stehen, so gut wie gar nicht kennen" (Joh. Kleinpaul, Das Typische in der Personenschilderung der deutschen Historiker des 10. Jahrh. Diss. Leipzig 1897, S. 52), haben die Nachweise von W. Goetz und seiner Schüler entscheidend widerlegt. Vgl. L. Zoepf, Das Heiligen-Leben im 10. Jahrh. Leipzig 1908 S. 139 ff.

„Massenmeinung" gestempelt. Praktisch ist eine solche Aussonderung von vornherein sehr schwer und nur in den allgemeinen Umrissen möglich. Es lassen sich deshalb nur gewisse äußerliche Merkmale feststellen.

Neben der Einteilung in gebundene und freie Denkerzeugnisse kann man noch solche unterscheiden, die aktiv auf die Urteilsbildung der anderen zu wirken die Aufgabe haben oder ohne ausgesprochene Tendenz sie zu beeinflussen geeignet sind, und solche, die nie in die Lage gekommen sind, auf die Zeitgenossen irgendeine Wirkung auszuüben. Wenn Grillparzer seine Epigramme nie veröffentlicht hatte, wenn jemand eine Propagandaschrift verfaßt, aber für sich behalten hat, so können dies dem Geschichtsschreiber wertvolle Zeugnisse für gewisse vorherrschende Geistesrichtungen sein, auch wenn sie nie Gelegenheit hatten, am Kampfe der Meinungen teilzunehmen.

Faßt man das Gesagte zunächst zusammen, so kommen wir zu folgender Unterscheidung der für die Erkenntnis der öffentlichen Meinung in Betracht kommenden Quellen: Es gibt

1. solche, die in der Denkrichtung, die über einen gewissen Gegenstand augenblicklich oder dauernd herrscht, vollständig aufgehen, und

2. solche, die sich eine größere oder geringere individuelle Selbständigkeit bewahrt haben.

Dann aber trennen sie sich auch noch nach folgenden Gesichtspunkten:

1. in agitatorische mit der unbezweifelbaren Absicht, für irgendeine Anschauung Anhänger zu werben. Sie sind zumeist die eigentlichen „Kundgebungen der öffentlichen Meinung" im engeren Sinne, wie Tendenzschriften und überhaupt alle Tendenzerzeugnisse, Volksreden u. ä.

2. in solche, die eine vorwaltende Ideendisposition wiedergeben, ohne Kampf- oder Werbeabsichten zum Ausdruck zu bringen. So haben etwa die Leiden des jungen Werther eine bestimmte Stimmung der Zeit widergespiegelt, und wurden doch nicht geschrieben, um andere für dieselbe Gedankenrichtung zu gewinnen. Die Ziele, die Goethe mit diesem Roman verfolgte, waren vorwiegend innere, daß die Wirkung auch nach außen ging, lag nicht im Plane des Dichters;

3. in solche, die nie Gelegenheit gefunden haben, auf die Mitwelt zu wirken, die einzig und allein dem Historiker Aufschluß geben über verwehte öffentliche Meinungen.

Aus dieser Aufzählung ergibt sich, daß für die geschichtliche Betrachtung und Erfassung einer öffentlichen Meinung kein einziges Zeugnis, keine einzige Quelle grundsätzlich ausgeschlossen werden darf. Oft werden gerade dort, wo jede Tendenz und Absichtlichkeit schweigt, am

klarsten in die eine oder andere Geistesrichtung Einblicke geboten werden. Die Naivität, mit der uns vielleicht eine unscheinbare Tagebuchnotiz, die harmlose Randbemerkung in einem alten Buche eine uns völlig fremde Anschauungswelt aus fernen Tagen enthüllt, macht tieferen Eindruck als irgendwelche publizistische Redensarten.

Schließlich sei noch einer Besonderheit dieser Kundgebungen Erwähnung getan, die ihre Beurteilung einigermaßen erschwert. Sie sind selten, fast nie in einfacher Mitteilungsform gehalten, stets liegt, wie schon oben angedeutet wurde, etwas Agitatorisches in ihnen. Das ist eben die Art der öffentlichen Meinung, die sie vermutlich mit den meisten geistigen Mächten gemeinsam hat, daß sie nämlich dort, wo sie auf die Oeffentlichkeit als handelnde Kraft wirkt, gleichzeitig von ihr neue Antriebe empfängt. Sie birgt die verschiedensten Einzelkräfte in sich, die, sobald die öffentliche Meinung irgendwie zum Ausdruck kommt, frei werden und in verstärkender, bisweilen aber auch in abschwächender Weise auf sie Einfluß gewinnen. Alles was sie hervorbringt und leistet, wirkt auf sie selber zurück, deshalb hat sie stets etwas Werbendes an sich. Wie mit Fangarmen greift sie nach neuen Anhängern, aber, indem sie solche erhascht, keimt in ihr schon der Same zu neuen Gestaltungen, denn jeder Neue reiht neue Gedankenteilchen an den alten Besitz. Deshalb gibt es auch keine Form, in der sich die öffentliche Meinung bewußt kundgibt, die nicht zugleich eine Werbung enthielte. Ja, der Gradmesser für die Gewalt ihrer Aeußerungen liegt geradezu in der Stärke ihrer Anziehungskraft, mit der sie sich ihr Gefolge gewinnt.

Diese auf Meinungswerbung angelegten Kundgebungen, die wir Publizistik nennen, weil es zu ihren Hauptzielen gehört, die Oeffentlichkeit in Bewegung zu bringen und auf ihre Seite zu ziehen, gedeihen natürlich am vorzüglichsten in unruhigen Zeiten. Um nun ihrer Anhänger sicher zu bleiben und neue heranzuziehen, gefällt sie sich zu erscheinen, als ob der Inhalt ihrer Aeußerungen die öffentliche Meinung selber sei. Dieser Deckmantel berückt oft auch spätere Kritiker, die ebenfalls die Erzeugnisse der Publizistik mit der öffentlichen Meinung identifizieren. Man darf eben nie aus den Augen lassen, daß alle diese agitatorischen Aeußerungen bloß dem rationalen Teile der öffentlichen Meinung entsprechen und durch ihre offene oder verhüllte Werbeform ungebührlich überschätzt werden. Alle Agitation muß täuschen, muß die schwachen Seiten ihres Programms verdecken, die Irrtümer der Gegner absichtlich vergrößern, die Gegensätze, wo es sein muß, verschärfen oder abschwächen. Nicht der Wille zur Wahrheit, sondern die Absicht zu wirken, und zwar nach außen hin zu wirken, kennzeichnen das Wesen

der Publizistik, womit nicht gesagt sein soll, daß ihre Erzeugnisse nicht bisweilen innerlich wahrer sein können als irgend eine wissenschaftliche Feststellung.

Publizistik und Publizistik ist nicht immer dasselbe. Auch hierin lassen sich genauere Unterschiede feststellen, die sowohl für die praktische wie auch für die historische Wertung von Belang sind. Um nämlich zu einem halbwegs sicheren Urteil zu gelangen, muß jedesmal untersucht werden, in welchem persönlichen Verhältnis der Publizist zu seinem Werke steht.

Das ursprünglichste und natürlichste ist es, wenn er sein eigenes Urteil, seine eigene Anschauung vertritt, ohne jede äußere Nebenabsicht, einzig und allein aus der inneren Notwendigkeit seiner Ueberzeugung. Daß er sich in der Beweisführung etwa den Meinungen der andern in einem oder anderem Punkte anbequemt, verschlägt hiebei nichts oder wenig.

Einen anderen Charakter trägt die Publizistik, wenn sich nachweisen läßt, daß sie von vornherein, nicht bloß in der Anführung der Gründe, sondern in ihrer ganzen Absicht, in ihrem ganzen Aufbau Antrieben von außen her gefolgt ist. Etwa um materieller Vorteile willen, um die Gunst eines Mächtigen zu gewinnen oder sei es auch nur, eine Eitelkeit oder persönlichen Haß zu befriedigen, derentwegen man die eigene wirkliche Gesinnung beugt und verhüllt.

Neben diesen beiden Arten agitatorischen Schaffens und mit diesen aufs engste verwoben, lassen sich jedoch noch weitere Unterschiede erkennen. Es ist nicht ganz gleichgültig, ob der Publizist mit seinem Schaffen nur an eine bestimmte Gelegenheit anknüpft, oder aber, ob er das Wirken auf die öffentliche Meinung zu seinem Gewerbe gemacht hat. Gerade diese letztere Erscheinung wirkt auch auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung selbst zurück. Sie hängt aber auch mit politischen Verhältnissen zusammen, ist sie doch eine ständige Begleiterscheinung demokratischer Verfassungsformen.

Bisher war nur von den Kundgebungen der öffentlichen Meinung im allgemeinen die Rede, nicht aber von den Ausdrucksmitteln, in denen sich diese äußern. Da sei denn gleich vorweggenommen, daß nichts, womit Mensch auf Menschen Eindruck zu machen vermag, in ihrem Bereiche fehlt. Die Gebärde, das Bild, die Sprache, die Schrift, die Tat, das sind so ungefähr die Grundformen, aber fast jede von ihnen kann noch weiter verstärkt und in ihrer Wirkung eindrucksreicher werden. Die Sprache wird es in der kunstvoll geformten Rede oder im Liede, die Schrift durch die Vervielfältigung im Druck, das Bild durch

künstlerische Vervollkommnung, die Tat durch die Weihe idealer Ziele, durch Hingabe des Handelnden selbst. Diese Ausdrucksmittel existieren nicht für sich, sind nicht starr und unveränderlich, sondern werden von denselben Faktoren mitbestimmt, die für die Entstehung und Bildung einer öffentlichen Meinung selbst in Frage kommen. Deshalb läßt sich auch im allgemeinen kein absoluter Wertmaßstab ihrer Wirkungskraft aufstellen. Es gibt Zeiten und Völker, die dem Einflusse der Rede zugänglicher sind als dem gedruckten Worte, während andere sich ganz dem Eindrucke der mit beweglichen Lettern vervielfältigten Schrift hingeben.

In unserer im Zeichen der Technik stehenden Gegenwart läßt sich eine genaue Scheidung der Ausdrucksmittel fast überhaupt nicht mehr vornehmen. Sie alle fließen zusammen in die große Propagandaorganisation, wie sie heutzutage jede bedeutendere geistige Bewegung sich zu eigen macht.

Wenn von den elementaren Ausdrucksmitteln hier nicht weiter die Rede ist, so hat dies seinen Grund, weil diese weder nur der öffentlichen Meinung als solcher eigentümlich sind, noch auch durch sie eine besondere Ausbildung erfahren haben. Die Menschen reden nicht bloß, um eine „Meinung" weiterzugeben, aber, wo ihre Rede zu wohl angelegter Ausnützung aller sprachlichen und stimmlichen Kunstmittel gediehen ist, da ist es zumeist der Gedanke an die Gewinnung von Anhängern für die eigenen Anschauungen, der die Anregung geschenkt hat. Es wäre verfehlt, die öffentliche Meinung für die Gestaltung der Sprache zum Liede, für die Ausbildung der einfachen Gedankenniederschrift zur kunstvollen Prosa verantwortlich zu machen, aber jedenfalls sind mächtige Impulse von ihr ausgegangen. Das Bedürfnis und Verlangen, Anhänger zu werben, hat mitgewirkt, die vorhandenen geistigen Verkehrsmittel in ihrer Eindrucksfähigkeit zu steigern und zu erhöhen.

Wenn A dem B sein Urteil über irgendeine Sache allgemeinen Interesses mitteilt, so kann er den B durch die Wucht seiner Beweisführung, oder vielleicht durch das persönliche moralische Ansehen, das er besitzt, überzeugen. Seine rein individuelle Ueberredungsgabe wird aber unterstützt werden, wenn er seine Gründe in planvoller Steigerung aneinanderreiht, wenn er seine Anschauungen mit der aus Urväterzeiten überlieferten Spruchweisheit in Einklang zu bringen versteht, wenn er vielleicht überirdische Eingebungen durchblicken läßt. Was aber vom Verkehr des einzelnen mit dem einzelnen gilt, das hat vor der Menge noch ungleich mehr Gewicht. Alle diese unterstützenden und verstärkenden Momente liegen ja nicht auf dem logischen Gebiete, sondern auf

dem psychologischen. Es hängt mit dem schon dargelegten Wesen der öffentlichen Meinung zusammen, daß die Wirksamkeit ihrer Ausdrucksmittel nicht so sehr in der Durchbildung ihrer intellektuellen Grundlage ruht, sondern vielmehr darin, ob ihre Vorstellungen an die Einbildungskraft, an das Gefühls- und Triebleben der in der Masse lebenden Individuen zu rühren imstande sind.

Fünftes Kapitel.

Die mündlichen Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung.

Die Sprache ist jedenfalls das ursprünglichste und verbreitetste Verkehrsmittel, das eine geistige Verbindung zwischen Menschen herzustellen in der Lage ist. In diesem Zusammenhang soll von der Gebärdensprache nicht weiter die Rede sein, vielleicht ist sie geschichtlich der Lautsprache vorangegangen, aber ihr Geltungsgebiet reicht jedenfalls in Zeiten zurück, die sich historischer Betrachtung entziehen. Auf unserer Kulturstufe lebt die Geste nur als unterstützendes Hilfs- und Verstärkungsmittel weiter, um den Ausdruck unserer Gefühle und Leidenschaften deutlicher und sinnfälliger in die Erscheinung treten zu lassen, als es das gesprochene Wort allein vermag.

Nach Wieland kündigt sich die öffentliche Meinung „durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel" an. Diese, man möchte fast sagen, naiv-sinnliche Vorstellung des Dichters, als ob die Urteile der Vielen auch wirklich gleichzeitig und hörbar an unser Ohr dringen müßten, kennzeichnet die Unbeholfenheit, mit der ein Zeitgenosse der Revolution dem neuen Schlagwort und seinem Gedankeninhalt noch gegenübergestanden hat, aber sie zeigt auch, daß der Lauteindruck der ursprünglich stärkste ist. ‚Meinen' und ‚Sagen' ist in diesem Sinne fast gleichbedeutend. Die Vox populi ist zunächst wirklich als Stimme gedacht, oder vielleicht eher als die Stimmen, die Urteile und Ausrufe, die von Mund zu Mund durch die Menge eilen. Einer sagt sie dem anderen, und, da sie alle von den gleichen und ähnlichen Schmerzen und Freuden erfüllt sind, drängt sich ihnen Gleiches und Aehnliches auf die Lippen.

Die schlichte, gesprochene Rede wird stets ein wichtiger Träger der Meinungen sein, sie war von jeher ein solcher und ist es noch heute. Aber frühzeitig schon hatte man versucht, sie wirkungsvoller zu gestalten, indem man sie sowohl in der Form wie auch nach der inhaltlichen Seite über die einfache, platte Alltäglichkeit hinauszuheben suchte. Vermutlich

war die Wirkung ursprünglich nach innen gerichtet und entsprang zunächst nur dem Bedürfnisse nach Rhythmik [1]).

Die Anfänge der Poesie sollen nicht weiter berührt werden, doch sei nur darauf hingewiesen, daß diese Anfänge bei den verschiedenen Völkern in Zeiten hinaufreichen, da der einzelne noch ganz eingefangen ist von der Gesamtheit, in Zeiten, da es wirklich noch — soweit man es aus der zeitlichen und kulturellen Ferne feststellen kann — Meinungen gegeben hat, die das Zeichen der Gemeinsamkeit an sich trugen. Wenn sich nun bei Naturvölkern bereits Kriegslieder finden, wenn deren Lyrik Trauer- und Tanzlieder hervorbringt, so drückt sich bei aller Armut an inhaltlichen Werten in diesen Geisteserzeugnissen eine gewisse Summe von Anschauungen aus, die mindestens als Ansätze zu einer öffentlichen Meinung betrachtet werden dürfen, ja, wenn man das kollektive Element in den Vordergrund schiebt, viel eher denn etwa ein Zeitungsartikel oder eine Rede im Parlament als ihr Ausdruck bezeichnet werden dürfen. In Sagen, Märchen und Sentenzen graben sich die großen Gedankenrichtungen eines Volkes ein, in ihnen ruhen die dauernden, Jahrhunderte alten „öffentlichen Meinungen", in ihnen prägen sich Sitten und Gebräuche, gemeinsame Erfahrungen, gemeinsame Zuneigungen und Abneigungen, sittliche Wertungen und geistige Eigenart aus. „Sprichwörter sind der Spiegel der Denkart einer Nation" (Herder).

Man legt diese bald rhythmisch und metrisch, bald gereimt auftretenden Gedächtnis- und Erfahrungssätze dem „Volksmund" bei, und es könnte scheinen, als ob solche Weisheitssprüche auf geheimnisvolle Weise wie Blumen aus dem Erdboden hervorquöllen, ohne daß ein einzelner sie geschaffen hätte. Das ist nun aber nicht der Fall. „Wie die Sprichwörter entstanden seien, darüber sind die Forscher alle, welche nach den verschiedensten Seiten hin dieselben durchdacht haben, einig. Das Sprichwort verdankt seinen ersten Ursprung wohl auch nur einem einzelnen, ist wohl auch stets die Beobachtung, die Erfahrung eines aus dem Volke; der Name und das Andenken dieses einen, seine Autorschaft ist zwar meist spurlos verschwunden, indes diese Anonymität Tausender repräsentiert den gesamten geistigen Strom, durch dessen Vermittelung . . . ein imposantes Literaturgebiet sich seit den Uranfängen der Geschichte in allen Sprachen aufgebaut hat" [2]).

[1]) Man vergleiche K. Bücher, Arbeit und Rhythmus, von welchem Buche mir nur die 3. Aufl. (Leipzig 1902) zugänglich war, ferner Francis B. Gummere, The Beginnings of Poetry, New York 1901.

[2]) O. R. Kirchner, Parömiologische Studien 1 (Jahresber. über die Realschule zu Zwickau 1879) S. 5 f.

Sollte es aber zweifelhaft erscheinen, welche Bedeutung das Sprichwort als Quelle eingelebter sittlicher Anschauungen über Dinge allgemeinen Interesses besitzt, dann mag man der Rolle gedenken, die es im Rechtsleben mancher Völker spielt. Besonders für die Rechtsauffassung der Deutschen gibt die lange Reihe ihrer Sprichwörter Aufschluß.

Und Aehnliches gilt von allen volkstümlich gewordenen Literaturformen und Literaturerzeugnissen. Die einfache Rhythmik einer Totenklage ist vielleicht zunächst ebenso wie die eines Kriegsgesanges nichts anderes als nur „Ausdruck". Doch im Gemeinschaftsleben der Menschen wird jeder Reflex zugleich auch Quelle für neue psychische Reize. Der Ausdruck des Mutes, der in der Aeußerung des einzelnen zur Geltung gelangt, weckt in den Gehirnen der Zuhörer Vorstellungen gleichen oder ähnlichen Inhalts. Kommt noch dazu, daß sich an einen solchen Ausdruck oder an eine solche Ausdrucksform bestimmte Erlebnisse und Erinnerungen knüpfen, so entstehen gewisse feste Assoziationsbahnen, auf denen sich die Gedanken und Vorstellungen oft eines ganzen Volkes immer wieder treffen. Entkleidet man den Kuhreigen auch seines sentimentalen Beiwerks, mit dem ihn die Ueberlieferung umgibt, so übte er doch jahrhundertelang eine geheime Gewalt über die Gemüter der Schweizer, die natürlich in der Fremde noch mächtiger anwuchs als in der Heimat.

Liegt in solchen reinen Volksliedern und Volksweisen kein anderer Zweck verborgen als das Bedürfnis nach Entlastung von drückendem Einerlei und eine Erhöhung des Stimmungsniveaus, so zeigen sich doch in dem frühzeitigen Auftreten von Spottliedern Tendenzen, die außerhalb bloß dichterischen Empfindens liegen oder doch Ansätze hiezu bilden können. Noch deutlicher wird dies im geschichtlichen Volkslied. „Es wird nicht gedichtet, um Unkundige über das Geschehene zu belehren, sondern wendet sich an solche, die in dem eben Geschehenen mitleben und mitwirken, bald um die gemeinsame Freude über einen Sieg zu feiern, bald um dem Zorn oder der Ergebung bei einer Niederlage Worte zu leihen, um den Freund zu feiern, um den Gegner mit Hohn und Spott zu überschütten, *immer aber mit der Absicht, die Gemüter der Hörer zu stacheln und zu stimmen, zu treiben und zu heben*" [1]). Die rhythmisch angeordnete Rede wird zum Werkzeug der Agitation.

Die Phantasie späterer Geschlechter veranschaulichte sich die geheimnis-

[1]) R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. 1. Bd. (1865) S. IV.

volle Gewalt des Gesanges und der Dichtkunst, indem sie sich Gestalten schuf, wie es die Hellenen in der des Orpheus, die Finnen in der des Wäinämöinen taten. Beide Helden machen sich selbst die unbelebte Natur untertan, beide besiegen durch ihre Kunst sogar die Schrecken der Unterwelt [1]). Nach einer Version wurde Orpheus von Zeus durch einen Blitz getötet, weil der thrakische Sänger in göttliche Rechte eingegriffen habe, also dem Olympier zu mächtig geworden war.

So gilt auch schon für frühe Zeiten, was Goethe behauptet: „Wirken will der Poet wie der Redner." Und es ist einleuchtend, daß die Gabe der Wirkung nicht gering eingeschätzt wurde, konnte sie ja zu einer wertvollen Waffe für den Urheber, für seine Freunde, für seinen Auftraggeber werden.

In jedem höher entwickelten Kulturdasein scheint es sich zu wiederholen, daß die Literatur — anfangs ist es die mit Tanz und Musik noch eng verbundene Lyrik, später folgt auch noch die eine oder andere Gattung — dem Zustande des Für-sich-sein allmählich entwächst und bewußt in das öffentliche Leben eingreift. Wenn Kallinos aus Ephesos seine Mitbürger wider die aus dem Norden hereinbrechenden Kimmerier anfeuerte oder Solon in Versen das Volk für gewisse Unternehmungen zu gewinnen suchte oder zur Eintracht und Gesetzlichkeit mahnte, so waren diese Elegien Ausfluß persönlicher Ueberzeugungen, die mit der Absicht veröffentlicht wurden, die Ueberzeugungen anderer zu stärken oder nach dem Willen des Verfassers umzuformen [2]). Dies sind Politiker, die in den damals üblichen Ausdrucksformen für ihre Ideen und Parteianschauungen eintreten.

Wenn Lucilius in seinen Satiren gegen das neumodische Nachäffen griechischer Sitten loszieht oder Giuseppi Giusti im ‚Gingillino' das Strebertum gewisser italienischer Kreise brandmarkt, so sind sie beide Verfechter ihrer eigenen Ansichten. Die dumpfen Rachelieder eines Arriaza sind der Niederschlag jenes spanischen Freiheitsdranges, der verzweifelt wider die napoleonische Fremdherrschaft ankämpft. Die patriotische Romantik Theodor Körners, Ernst Moritz Arndts war ebenso „Agitationspoesie" wie die von Revolutionsgedanken erfüllten Gedichte Ferdinand Freiligraths, wie die vielen Griechen- und Polenlieder, die, aus Begeisterung entsprungen, Begeisterung entzünden sollten.

Der einzelne, mehr oder weniger abhängig von der herrschenden

[1]) P. Knapp, Ueber Orpheusdarstellungen (Nachrichten über das Kgl. Gymn. in Tübingen 1895).

[2]) Die Hinweise bei W. Christ, Geschichte der griech. Literatur (Handbuch des klass. Altertums 7), 5. Aufl. 1908 ff.

Gedankenrichtung, mag sich in seinen Anschauungen gleichbleiben oder wandeln, stets gibt er Eigenes, seelisch Eigenes. Mit seinem moralischen Ich steht er dafür ein, was seine Lieder besingen oder befehden, bejubeln oder verspotten. Ich möchte dies die ideale, nur dem eigenen Gedanken lebende Agitationspoesie nennen.

Nach unseren heutigen Begriffen gleitet die Dichtkunst von ihrer Höhe etwas herab, wenn sie der Gunst der Großen dienstbar wird. Nun hängt es freilich bei jungen Kulturvölkern mit ihren ganzen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen zusammen, daß sich der Kreis derer, die für höhere Bildung und geistigen Lebensgenuß Verständnis haben, nur auf wenige Orte verteilt. Auf Fürstenhöfen und Ritterburgen vereinigt sich das Publikum, das dem Sänger verständnisvoll lauscht, wo seine Werke Anwert finden, wo der eine oder andere selber sich versucht in kunstgemäßem Schaffen. Höfische Luft atmet der homerische Rhapsode, aristokratischen Ursprungs ist ein Großteil der älteren japanischen Literatur, und im alten Persien gehörte es zum guten Ton auch kleinerer Machthaber, sich einen Dichter zu halten. Firdusis Lebensglück war daran zerschellt, daß es Sultan Machmud für das Schâhnâme an Wertschätzung fehlte.

Besteht der Anteil eines Herrschers an den Fortschritten der Dichtkunst nur darin, daß er Talente durch Lob ermuntert und in seine Nähe zieht, wohnt er wie Augustus Deklamationen bei, mischt er sich in die Komposition eines Werkes wie in Vergils Aeneis, so fällt das Mehr oder Weniger an Panegyrik, das ihm als Gegengabe dargebracht wird, nicht allzusehr ins Gewicht. Klopstock wurde noch lange kein Hofdichter, wenn er auch von Friedrich V. von Dänemark einen Gnadensold empfing. Handelt es sich also um ein rein ästhetisches oder um ein bloßes Kulturbedürfnis, das einen Fürsten oder Machthaber zum Gönner der Poeten werden läßt, so kann sein Wirken zum Heile der Poesie selbst ausfallen. In primitiven Zeiten lag vielleicht in höfischer Gunst die einzige Möglichkeit ihrer Entwicklung.

Das blieb jedoch nicht immer so. Selbst über das „Augustisch Alter" senkten sich gewisse Schatten herab. Wer gewohnt ist, stets nur gelobt zu werden, dem wird Lob zur Notwendigkeit, so zwar, daß ihm schon der verdächtig erscheint, der in das allgemeine Rühmen und Preisen nicht mit einfällt. Und damit offenbart sich auch die Kehrseite der Hofdichtung. Anfangs meist aus den uneigennützigsten Beweggründen entstanden, aus eigener Freude an der Kunst oder aus naivem Stolz, wird sie zu einem der Mittel herabgedrückt, das der Befriedigung persönlicher

Ziele oder der Verwirklichung politischer Absichten zu dienen hat. Diese Ausnützung dichterischen Schaffens für Aufgaben, die ganz außerhalb der Dichtkunst selbst liegen, mag ja anfangs unbewußt geübt worden sein, späterhin wurde sie jedenfalls planmäßig in Szene gesetzt. Wenn sich Kalifen Loblieder singen ließen, für die sie unter Umständen ganze Vermögen bezahlten, so wird hier noch der naive Hunger nach Berühmtheit mitgewirkt haben, anders war es schon, wenn im vorigen und vorvorigen Jahrhundert der Hofdichter an jedem Geburts- und Vermählungstage des Fürsten pflichtschuldigst sein Glückwunschkarmen verfertigte und das Amts- oder Intelligenzblättchen des Landes pünktlich diese untertänigkeitserfüllten Reime den Lesern vorsetzte. Ruhm war durch solche Versemacherei nicht zu erwarten, wohl aber erreichte man damit eine gewisse Beeinflussung der allgemeinen Stimmung. Dem Durchschnittsbürger flößten solche Jubellieder das Gefühl der Feierlichkeit und Ehrfurcht ein, die Hervorhebung der besonderen Eigenschaften und Vorzüge des Fürsten verfehlte nicht ganz ihren Eindruck auf ihn. Es spannen sich Fäden einer gemütlichen Auffassung des Herrschaftsverhältnisses zwischen Untertanen und Souverän. Solange sich nun die allgemeine Gedankenkonzeption in den patriarchalischen Vorstellungskreisen der alten Zeit bewegte, konnten solche Gelegenheitsverse ganz gut als Ausdrucksform der öffentlichen Meinung gelten. Der dem Festtag angepaßte Ueberschwang wurde hiebei stillschweigend von den Lesern als konventionelles Beiwerk in Abzug gebracht.

Im Grunde wird auch die von einem Mäzen abhängige Dichtung früher oder später Agitationspoesie. Sie kann sich trotzdem auf idealer Höhe erhalten, wenn sie aufrichtiger Begeisterung entsprungen ist. Es wird deshalb jedesmal zu untersuchen sein, ob solche Hofdichtung die allgemeine Stimmung zum Ausdruck bringt, ob sie nur die Interessensrichtung bestimmter gesellschaftlicher Kreise wiedergibt oder ob es sich um rein bestellte Arbeit handelt. Dabei ist natürlich auch noch die Stellung und die Persönlichkeit des Dichters in Betracht zu ziehen. Die Gedichte „Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad", in denen Goethe die Anwesenheit der Kaiserin Maria Ludovica von Oesterreich in Karlsbad feierte, sind auf Wunsch und Einwirkung anderer entstanden. Das eine wurde durch die Bitte des Badekommissärs, ein anderes durch die Bürgerschaft der Stadt und wieder ein anderes durch die Kaiserin selbst veranlaßt. Die Absichten, die man mit diesen Versen erreichen wollte, liegen klar zutage, man hatte ganz bestimmte Wirkungen auf die Oeffentlichkeit im Auge, der Dichter gehörte aber selbst einem so bevorzugten Kreise der Gesellschaft an, stand zu den Höfen in solchen Beziehungen,

daß er darin wohl ungleich mehr Persönliches gab, als es sonst ähnlichen bestellten Gelegenheitswerken eigen ist [1]).

Die panegyrische Dichtung stellt sich in den Dienst einer fremden Sache. Da es sich bei ihr aber vielfach um Vorstellungen handelt, die sich in den Geleisen alten Herkommens bewegen und deshalb als selbstverständliche Verpflichtungen angesehen werden, so wird in sehr vielen Fällen die Veräußerlichung ihres Wesens gar nicht mehr recht empfunden. Freilich hat auch die Panegyrik Grenzen, die ihr von dem Stimmungsgehalt des Publikums vorgeschrieben werden. Ueberschreitet sie diese, so wird sie als kriecherisch und feil verschrien. Immerhin sind es in der Mehrzahl Bande eines besonderen moralischen Abhängigkeitsverhältnisses, die den Dichter mit dem Gegenstande seines Lobes verbinden. Der treue Untertan besingt die Tugenden seines Fürsten, der arme Poet bringt seinem freigebigen Gönner die Zeichen seines Dankes entgegen, der Gläubige feiert seinen Gott, seine Kirche . . . Ueberall sind es tiefere seelische Erfahrungen, die für den Künstler in größerem oder geringerem Maße Antrieb seines Schaffens wurden.

Das Maß an persönlicher und moralischer Anteilnahme an dem Zweck der Dichtung ist eines der Merkmale, ob ihr Urheber Publizist im engeren Sinne des Wortes ist oder nicht. Das Entscheidende aber liegt in der Frage, ob sich der Verfasser solcher Agitationspoesie *berufsmäßig* mit ihr abgegeben hat. Für die Beurteilung aller anderen Fragen ist dies nämlich keineswegs unerheblich. Wir werden sehen, daß der Dienst für irgendeine Idee mit der Berufspublizistik aufs engste verbunden sein kann und mancher Autor für sein Gewerbe die schwersten Opfer zu bringen bereit war, immerhin treten dabei Lebensfragen in die Bezirke höchst idealer Angelegenheiten, die stets als ein Fremdkörper, als etwas nicht ganz Hineingehöriges werden betrachtet werden.

Wilhelm Scherer hatte in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" den Abschnitt über die Spielmannsdichtung unter der Ueberschrift „Wandernde Journalisten" zusammengefaßt und ist späterhin für diese Bezeichnung eingetreten, da es ja mit Händen zu greifen sei, „daß ein Gedicht, welches eine *neue Nachricht*, eine Flugschrift, welche *das öffentliche Urteil zu leiten* sucht, und die Anfänge unseres Zeitungswesens genau derselben Sphäre geistigen Wirkens angehören". Mit Recht hat man behauptet, daß zur Neuigkeitenverbreitung und zur Lenkung der öffentlichen Meinung noch der Begriff des Gewerbs- und

[1]) *Aug. Sauer*, Goethe und Oesterreich. Schriften der Goethegesellschaft 17 (1902) S. XXVIII ff.

Gewohnheitsmäßigen hinzukommen müsse, um das Wort Journalismus zu rechtfertigen [1]). Scherer hatte mehr instinktmäßig das Richtige getroffen, denn, wenn man sich von den modernen Vorstellungen befreit, kann man die berufsmäßig betriebene Publizistik sehr wohl Journalismus nennen. Wir werden sehen, daß es in diesem Sinne auch in anderen Ausdrucksformen und Ausdrucksmitteln journalistische Betätigungsarten gibt.

In der griechischen Dichtung tritt uns als erster Vertreter dieser Art der Lyriker Simonides aus Keos entgegen. „Sein poetisches Talent", sagt ein moderner Literaturhistoriker von ihm, „und seinen Witz stellte . . . er in den Dienst aller, die ihn verlangten und bezahlen konnten". Er schrieb Kriegslieder, Trauergesänge, Hymnen, verfaßte Aufschriften, dichtete Epigramme. Er hätte bei einem so feinfühligen und schönheitsdurstigen Volke, wie es die Hellenen waren, kaum so viel Abnehmer und Gönner gefunden, hätte seine Kunst nicht auf höchster Stufe gestanden. Herrscher wie Hieron in Sizilien, wie Theron in Akragas, zogen ihn an ihren Hof, denn es erkaufte sich Ruhm, Ansehen, Unsterblichkeit, wer sich sein Lob erkaufte. Erfahrene Staatsmänner wie Themistokles und Pausanias blieben ihm in Freundschaft verbunden. Die Poesie, die schon früher zum Werkzeuge der Publizistik geworden war, wurde jetzt mit Ehren und in klingender Münze bezahlt. Pindar, der Athens Verdienste um die Befreiung Hellas' aus der Persergefahr in einem Dithyrambus feierte, nachdem er vorher keineswegs der attischen Politik nahegestanden hatte, empfing für seine Stellungnahme zehntausend Drachmen.

Aber auch das scheint sich mit dem Auftreten jeglicher berufsmäßig geführten Publizistik zu wiederholen; sie stößt bei vielen der Zeitgenossen, namentlich bei jenen, die nicht ganz unter dem Einflusse der „öffentlichen Meinung" stehen, auf Widerstand. Man betrachtet sie mit Mißtrauen, da man von dem Vorkämpfer für eine Idee überzeugt ist, daß er in deren Verwirklichung oder Verteidigung Lohns genug empfängt. Es wird als anstößig empfunden, daß einer das, was nur dem eigensten Innern entströmen kann, die Wirksamkeit seiner geistigen und sittlichen Werte, daß einer das zu seinem Gewerbe, zur Quelle von Reichtümern, zur Grundlage seines Lebensunterhaltes machen kann.

Pindar verteidigt sich gegen die Anwürfe, als habe er seine Muse verkauft [2]). Zahlreich sind die Anekdoten, die den Geldhunger des Si-

[1]) Hjalmar Schacht, Der deutsche Journalismus vor 1600. Beil. zur Allg. Zeitung 9. Okt. 1897, Nr. 228.

[2]) Wilamowitz-Moellendorff, Hieron und Pindaros. Sitzungsber. d. preuß. Ak. 1901 S. 1290.

monides kennzeichnen sollen. Sie alle tragen eine deutliche Spitze gegen die Art seines Erwerbs [1]). Aehnlich trug man es den mittelalterlichen Spielleuten nach, daß sie guot vür êre nähmen und Heinrich der Teichner, der selbst einst fahrender Sänger gewesen war, klagt, daß seine einstigen Genossen nicht mehr mutig die Wahrheit verkünden, „der Lohn habe ihnen den Mund verstopft, so daß sie nur mehr zu loben wüßten und den Leuten Angenehmes zu sagen“ [2]).

Es ist überhaupt nicht uninteressant, festzustellen, daß kaum eine andere Zeit für ihre geistigen, politischen und oft auch persönlichen Kämpfe so sehr nach Ausdrucksformen rang als die Blütezeit des europäischen Mittelalters und daß sie kaum eine unvollkommenere und schwerfälligere finden konnte als die Lyrik, die zunächst im mündlichen Vortrage denen zu Gehör gebracht wurde, an die sie gerichtet war [3]). Die Griechen überwanden den Uebergang zu neuen Gestaltungen bald, das Mittelalter blieb noch lange darin haften. Bei näherem Zusehen ist das freilich nicht wunderbar. Bei den freien Verfassungsformen der meisten griechischen Staaten entwickelte sich ungezwungen, wie noch später ausgeführt werden soll, die mündliche Rede als bedeutsamste Agitationsart. Diese konnte aber im Mittelalter höchstens als Predigt in den Kirchen zur Anwendung gelangen. Dem staatlichen Leben gebrach es an Raum für die Ausbildung und Verwendbarkeit wirksamer Rhetorik. Der kleine Kreis der Gebildeten begnügte sich mit schriftlichen Werbeformen. Der großen Menge aber, die des Schreibens nicht mächtig und deshalb nur auf mündliche Einwirkungen angewiesen war, konnte also außer der Predigt nur noch der Vortrag von Gedichten beikommen. Es ist deshalb kein Zufall, daß es gerade die den spezifisch geistlichen Bestrebungen feindlichen Parteien waren, die sich der Spielmannspoesie in ihrer überwiegenden Mehrzahl bedienten. Freilich ist man noch lange davon entfernt, aus ihnen eine organisierte Einheit zu schaffen, es gibt unter den provenzalischen Troubadours genug, die ihre besonderen Wege gehen, aber mit

[1]) Wenn M. v. Wilamowitz-Moellendorff, Sappho und Simonides, Berlin 1913 S. 156 Simonides in gewissen Gegensatz zu Sappho und Anakreon stellt und von ihm behauptet, er hätte „bei Lebzeiten in der Welt unendlich mehr zu bedeuten, als die beiden. Daß er ein bedeutender Dichter war, gehörte dazu; es war ja sein Handwerk; aber seine Bedeutung lag in seiner Person“, so wird damit die eine Seite seiner agitatorischen Wirksamkeit deutlich herausgearbeitet. Vgl. was Wilamowitz ebenda S. 187 über Bakchylides sagt.

[2]) Wilh. Hertz, Spielmannsbuch, 4. Aufl. (1912) S. 29, das auch im folgenden verwertet wurde.

[3]) Deshalb findet sie auch in diesem Zusammenhange Berücksichtigung. Andere Arten politischer Dichtung werden an anderem Orte behandelt.

wenigen Ausnahmen sind sie doch alle auf seiten der Hohenstaufen [1]).

Schon während des Investiturstreites taucht in gewissen Kreisen die Klage auf, daß man sich ob der Raubsucht und offenbaren Simonie über den kirchlichen Stand allenthalben lustig mache. „Composuerunt de eis cantilenam et diversa carmina plurimi stulti, que in choreis et locis forensibus, quod sine dolore non dicimus, per Galliam et per Italiam decantantur, et sacerdotale officium factum est materia histrionum“ [2]). Dieses deutliche Zeugnis für die lebhafte Agitationsdichtung jener Tage gibt der Gegenpapst Viktor IV in seinem Rundschreiben an alle Gläubigen vom 3. Dezember 1159, das selbst als publizistische Schrift gedacht war. Wenn aber wirklich Männer herumzogen und an öffentlichen Orten Spottlieder sangen, so müssen diese Lieder ihrem Inhalt wie ihrer Sprache nach volkstümlich gewesen sein. Während sich also Könige und Päpste in Manifesten bekämpften und ihre Anhänger in bissigen Flugschriften für ihre Anschauungen stritten, darin aber stets nur der lateinischen Sprache sich bedienten, dringt aus dem Munde der Jongleurs, Troubadours, Ménestrels, Giullari, Spielleute und wie diese fahrenden Sänger in den verschiedenen Ländern noch hießen, das gereimte Wort unmittelbar an das Ohr des Volkes in seiner eigenen Sprache.

Darin lag jedenfalls eine der Wurzeln ihres Einflusses auf die Menge. Die Kirche konnte gegen sie wettern, Konzilien und Synoden mochten sie mit harten Maßregeln verfolgen, im Volke lebten vermutlich Erinnerungen weiter, die an altheidnische Vorstellungskreise anknüpften. „Saga ist Wuotans Tochter wie die Muse des Zeus und Freya gefiel Minnegesang“. Wärbel und Swämel, Ezels „videlaere“, werden zu wichtigen Sendungen verwendet, im Beowulfliede spielt der scôp, der Sänger, eine hervorragende Rolle, unter den Gestalten der

---

[1]) Friedr. Wittenberg, Die Hohenstaufen im Munde der Troubadours. Diss. Münster 1908.

[2]) S. v. Pflugk-Harttung, Acta pontificum Romanorum 2 S. 379 f. Vgl. V. Cian, La Satira S. 45 in Storia dei genere Letterarii Italiani. — Ein Jahrhundert später 1269 sieht sich der Rat von Perugia veranlaßt, folgenden Erlaß auszugeben: „Quicunque fecerit cantionem contra regem Karolum [gemeint ist Karl von Anjou] vel dixerit vel cantaverit vel aliquam iniuriam contra eum dixerit, solvat pro qualibet vice C libras den. et, si non posset solvere dictam penam, amputetur ei lingua secundum quod amputari debet nitezantibus (?) pro Churradino ex forma statui. Et hoc banniatur quolibet mense per civitatem et burgos.“ K. Voßler, Weltgeschichte und Politik in der italien. Dichtung vor Dante, Studien zur vergl. Literaturg. 3 (1903) S. 139. Hampe, Gesch. Konradins v. Hohenstaufen S. 323 f.

Nibelungendichtung ist aber der ritterliche Volker von Alzei eine der liebenswürdigsten [1]).

Es mag zu weit gehen, diese vorgeschichtlichen Sänger und Barden zu Ahnen der modernen Journalisten machen zu wollen [2]), jedenfalls aber reichten Ueberlieferungen aus jener grauen Urzeit in spätere Tage. Und war das fahrende Volk geschichtlicher Epochen auch keine unmittelbare Fortsetzung jener sagenhaften Dichterhelden, so lag doch im Bewußtsein vieler ein geheimnisvoller Abglanz vergangener Blüte auf der Kunst dieser umherirrenden Gesellen. Wie die Tatsache, daß so manche heidnische Erinnerung sich mit ihnen verband, für die Leiter der Kirche ein Ansporn war, diese Sänger abzutun, so war andererseits für eben diese zum voraus die Stellungnahme gegeben, die sie bei einem Zusammenstoß zwischen geistlichen und weltlichen Gewalten ergreifen mußten [3]).

Man mag nicht so Unrecht haben, wenn man behauptet, die Poesie der Troubadours sei gar keine eigentliche und rechte Poesie, „sie nähme vielmehr etwa die Stelle ein, die die Leitartikel in unseren heutigen Zeitungen einnehmen oder fulminante Parlamentsreden vertreten, insofern diese zu bestimmten Handlungen auffordern oder von solchen abmahnen" [4]). Und da dieses Gleichnis nun einmal gewählt worden ist, lockt es zu weiteren Vergleichen.

Die zielbewußte Verwertung dieser Agitationsdichtung zu politischen Zwecken ist nicht immer leicht nachzuweisen, aber da und dort läßt sie sich trotzdem aufdecken. Ein politischer Gegner Bischofs Wilhelm von Ely hält dem 1191 gestürzten Kanzler, Großrichter und päpstlichen Legaten sein Sündenregister vor: Wilhelm habe als geborener Normanne für alles Englische nur Verachtung, stets aber eine Vorliebe für Frankreich gezeigt. „Zur Verherrlichung und zum Ruhme seines Namens

[1]) Darüber vgl. A. Köhler, Ueber den Stand berufsmäßiger Sänger im nationalen Epos germanischer Völker, Germania 15 (1870) S. 27 ff.

[2]) Wie Hjalmar Schacht a. a. O. zu tun versucht.

[3]) E. Faral, Les Jongleurs en France. Paris 1910 (Bibl. des l'École des Hautes Études 187) S. 21. Nicht selten scheinen sich auch Ketzer unter ihnen befunden zu haben. A. E. Schönbach, Sitz.-Ber. der k. Ak. d. Wiss. in Wien. phil.-hist. Kl. 147 (1904) S. 107.

[4]) Ed. Brinckmeier, Die provenzalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter, Göttingen 1882 S. 163. Vgl. hiezu die Bemerkung A. von Kremers (Kulturgeschichte des Orients 2, S. 381), die er über Montanabby, einen arabischen Dichter des 10. Jahrhunderts n. Chr. macht. „M. besang die Kriegstaten und edlen Eigenschaften seines Fürsten in zahllosen poetischen Leitartikeln, die in der ganzen mohamedanischen Welt großen Anklang fanden und den Namen seines Gönners verherrlichten."

ließ er erlogene Gedichte und schmeichelleckerische Rhythmen verfertigen. Und aus dem Königreich Frankreich lockte er mit Geschenken Sänger und Jongleurs an sich, damit sie über ihn auf dem freien Platze sängen. Und schon sprach man von ihm, als ob es seinesgleichen nicht gäbe auf Erden“ [1]). Darf man den Mitteilungen aus Feindesmund Glauben schenken, so hat sich ein allmächtiger Reichsverweser Englands des ausgehenden zwölften Jahrhunderts in diesen französischen Spielleuten eine, heute würde man sagen, „ministerielle Poesie“ geschaffen, die die „öffentliche Meinung“ in seinem Sinne zu bearbeiten suchte.

Auch die Versuche des Totschweigens, die man unseren Zeitungen bisweilen mit Recht verübelt, haben ihre Vorgänger in der Troubadourdichtung. Wie eigentümlich mutet uns doch die Klage des Geschichtsschreibers der Grafen von Ginnes über die Habsucht und Gewinngier der Ménestrels an! Einer dieser Fahrenden, Richard der Pilgrim, habe in seinem Gesang über die Eroberung Antiochias (1096) die Verdienste und den Namen des Grafen Arnold von Ginnes nicht genannt, weil ihm dieser zwei Scharlachstrümpfe verweigert hatte [2]). — Man wäre unwillkürlich versucht, manche dieser mittelalterlichen Erscheinungen ins Moderne zu übersetzen.

Etwas beinahe versöhnendes hat die auf uns zunächst freilich befremdlich wirkende Tatsache, daß diese Dichteragitatoren unverhohlen ihr eigenes materielles Interesse hervorkehren. Sie finden freilich dafür eine konventielle Form, die ihnen in dieser Hinsicht die weitestgehende Bewegungsfreiheit erlaubt, denn sie machen den eigenen Vorteil zur Tugend ihrer Gönner. Zum Stichworte ihrer Lobeserhebungen wird die „Milde“, die Freigebigkeit der Fürsten und Herren [3]). Selbst ein

[1]) Gesta regni Henrici Secundi des Benedict of Peterborough ed. by W. Stubbs (RR. Brit. SS. 49) 2 S. 216: Hic ad augmentum et famam sui nominis emendicata carmina et rhythmos adulatorios comparabat, et de regno Francorum cantores et joculatores muneribus allexerat, ut de illo canerent in plateis: et jam dicebatur ubique, quod non erat talis in orbe.

[2]) Mon. Germ. SS. 24 S. 626 f.: „Et tamen Antiochene commendator cantilene, avaricie zelo ductus et magis cupidus temporalis lucri retributione, quam Arnoldus laudis humane — o gartionum et ministralium, immo adulatorum iniuriosa laudatio! o inercium principum indigna et inanis exultatio! — quia . . . Arnoldus eidem scurre, qui nullo nomine dignus habetur, duas caligas denegavit scarlatinas, de eo digne promerite laudis preconium et gloriam subticuit et de eo in cantilena sua, in qua ficta veris admiscens multa multorum nichilominus laudandorum gesta sub silentio intacta reliquit, mentionem non fecit.“ Andere hieher gehörige Beispiele noch bei W. Hertz, Spielmannsbuch S. 30.

[3]) Interessante Belege bei F. Wittenberg, Die Hohenstaufen im Munde der Troubadours S. 33.

so hochgesinnter Mann wie Walter von der Vogelweide entzieht sich dieser Uebung nicht. Er mag ja von der hohen Sendung seiner Kunst mehr als einer überzeugt gewesen sein und aus dieser Ueberzeugung heraus seine Stimme zu Lob und zu Tadel der regierenden Herrn, des Papstes, der Geistlichen erhoben haben, er lebt in der Vorstellung, es komme für einen Fürsten auf die Freigebigkeit an, um seine Macht zu sichern. Und natürlich denkt er zunächst an die Freigebigkeit gegen die berufsmäßigen Verkünder des Ruhmes und des guten Rufes — Gedankenkreise, die auch modernen Journalisten nicht ganz fremd sind. ‚Dir ist niht kunt, wie man mit gâbe erwirbet prîs und êre' ruft er Philipp von Schwaben zu[1]) und gelangt zu der gleichen Ueberschätzung des rühmenden oder tadelnden Wortes, wie sie begreiflicherweise unter Publizisten aller Zeiten gang und gäbe ist.

Die Hohenstaufen scheinen mit Bewußtsein und Verständnis die Dichteragitation für ihre politischen Ziele verwendet zu haben, unter ihnen aber am ausgiebigsten Friedrich II, der ja der modernste mittelalterliche Herrscher überhaupt war. Er teilte vermutlich die hohe Wertung dessen, was wir heute „öffentliche Meinung" nennen, und es ist bezeichnend, daß die provenzalischen Sänger feststellen, er sei freigebiger gewesen, bevor er zur Kaiserwürde gelangt sei. Offenbar hatte er sich ihrer solange als Werkzeug bedient, als er sie gebraucht hat, immerhin ein Beweis ihres augenblicklichen politischen Wertes.

Ein Parteigänger der Welfen, Thomasin von Zerclaere, behauptet von Walter, er habe durch seinen Spruch „vom wälschen Schrein" Tausende betört, Gottes und des Papstes Gebot zu überhören. Wer wollte ein solches Zeugnis in den Wind schlagen? An Eindruck scheint es also den Werken der Spielleute nicht gefehlt zu haben, ob ihre Wirkung aber so nachhaltig war, ob sie tatsächlich über den Kreis der ohnehin kaiserlich Gesinnten hinaus dauernd Werbekraft auszuüben imstande waren, wird sich aus dem Worte eines Gegners kaum herausdeuten lassen. Jedenfalls blieb Walter nicht allein. Bruder Wernher und Reinmar der Zweter folgten seinen Spuren. Aber auch die Zeit des sogenannten Interregnums reizte zu politischen Meinungsäußerungen. Freilich verhallten die Spruchdichtungen eines Marner, eines Meisters Sigeher und mancher anderer ziemlich wirkungslos[2]). Zieht man die

[1]) Ad. Grimm, Ueber die politische Dichtung Walthers von der Vogelweide. Progr. des Gymn. Fridericanum Schwerin 1876 S. 11 und E. A. Schönbach, Walter von der Vogelweide. Berlin 1910 S. 128 ff.

[2]) Heinr. Drees, Die politische Dichtung der deutschen Minnesänger seit Walther von der Vogelweide. (Jahresber. Gymn. Wernigerode) 1887.

Summe geschichtlicher Betrachtungen, mißt man die Einflußstärke dieser Dichtung an dem endlichen Erfolg, so offenbart sich ein eigentümliches Mißverhältnis zwischen dem Aufwand freier Geisteskräfte und dem, was schließlich erreicht wurde. Damit ereignete sich nur, was intellektuell oder ästhetisch interessierte Kreise so oft schon erfahren haben, wenn sie gegen die Vertreter altüberkommener Gedankenrichtungen zu Felde zogen. Im Kampfe der öffentlichen Meinungen gewinnt leicht jene die Oberhand, die in überlieferten, aber noch lebendigen religiösen oder geschichtlichen Vorstellungskreisen verankert ist, sofern sie von sittlich starken Persönlichkeiten verfochten wird.

* * *

Zwischen die publizistische Poesie und die kunstvoll entwickelte Prosa drängt sich eine andere Erscheinung: das religiös betonte Wort, das sich einer höheren, übersinnlichen Eingebung rühmt und dadurch in den Kreisen der Gläubigen an Wirksamkeit gewinnt. Das großartigste Beispiel dieser Art bietet das Prophetentum im alten Israel [1]).

Bei einem Volke, das seine ganze geschichtliche, staatliche, nationale und religiöse Besonderheit der engen Verbindung mit seinem Gotte, mit Jahwe, verdankte, war es nicht verwunderlich, daß die Sendboten und Herolde dieses Gottes bestimmend auf die Meinungsbildung der Israeliten wirkten. Sie waren bisweilen Berater am Königshofe, doch konnten sie auch unerschrocken den Großen und Gewaltigen des Reiches entgegentreten, wenn sie ihr Volk und, was dasselbe war, wenn sie ihre Religion bedroht wähnten. Jeremias schleudert seine Weissagungen, seinen Tadel und seine Verwünschungen Königen und Beamten ins Gesicht, er kümmert sich auch nicht, ob er jeweils die „öffentliche Meinung" auf seiner Seite hatte.

Man mag die Worte der Propheten betrachten von welcher Seite auch immer, stets wird einem der agitatorische Zug auffallen, der sie erfüllt und belebt. Will man die öffentliche Meinung bloß auf das Politische beschränkt wissen, dann hat das Prophetenwort hier ebenso seinen Platz wie die Volksrede des Marktes und der Versammlung. Waren die Aussprüche der Seher in ihren Absichten keineswegs politischer Natur, so waren sie es sehr oft in ihrer Wirkung. Jedenfalls griffen sie aber mit zielbewußter Strenge in das sittliche und völkische Leben ihrer Nation ein. Publizistik im edelsten Sinne ihres Wesens.

[1]) Ich folge im Nachfolgenden Fritz Wilke, Die politische Wirksamkeit der Propheten Israels, Leipzig 1913.

Freilich sollte auch diese Art von Publizistik zuweilen ihre hohe Warte verlassen. Es standen in der nachdavidischen Zeit die sogenannten Irrpropheten auf, die in höfischer Abhängigkeit der Politik der Könige nach dem Munde redeten, die, wie es heißt, „Heil verkündigen, wenn ihre Zähne zu beißen haben". Die Prophetie scheint also in diesen Fällen zum Gewerbe geworden zu sein, das dem Brot nachlief.

Interessant ist es, daß das Mittelalter in seiner theokratischen Vorstellungswelt sich ebenfalls der Weissagung als Ausdrucksform publizistischer Kundgebungen bediente. Chiliastische und apokalyptische Gedankenelemente haben sich jahrhundertelang erhalten. Der Glaube an das nahe bevorstehende Weltende, die Deutung der drohenden Vorzeichen, die Hoffnung auf die Wiederkehr eines geliebten Herrschers, das alles leitet unschwer zu einer Kritik der Gegenwart über. Unabsichtlich und sehr oft absichtlich mischen sich staatliche, soziale und nationale Tendenzen in die Weissagungen des Mittelalters; die großen grundlegenden politischen Ideen der Zeit wie die vom römischen Reiche und vom Kaisertum, aber auch geistige Strömungen kleineren Umfangs wie im 13. Jahrhundert die Zwistigkeiten der Bettelorden mit dem Weltklerus finden in Prophetien ihren Ausdruck. In den „Prognostiken" des 15. Jahrhunderts ist der visionäre Bestandteil solcher Kundgebungen vielfach nur mehr ganz äußere Form für publizistische Aeußerungen aller Art. Uebrigens lebt die Freude an Prophetien politischen Einschlags noch bis weit ins 17. Jahrhundert [1]). Allerdings handelt es sich — wie übrigens auch in der späteren israelitischen Geschichte — nicht mehr um das lebendige Wort, sondern um literarische Erzeugnisse oder Einkleidungen.

* * *

Die auf die allgemeine Meinungsbildung hinwirkende Rede ist jünger als das mündlich vorgetragene Agitationsgedicht, wie eben die Poesie überhaupt älter ist als die Kunstprosa. Freilich stand die Prosa z. B. bei den alten Griechen der Musik und Dichtkunst ungleich näher, als uns heute begreiflich erscheint [2]). Ein eigentümliches Zusammentreffen der verschiedensten Umstände und Kräfte hatte die Redekunst zum Mittelpunkte des geistigen und staatlichen Lebens gemacht.

Ein überreiches Sonnenklima trieb die Menschen, ihr Tun, ihr

---

[1]) Franz Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, München 1896.

[2]) H. Peter, Rhethorik und Poesie im klass. Altertum. Neue Jahrbb. für das klass. Alt. 1898 I S. 648.

Handeln, ihr Gewerbe, ihr ganzes Sein auf die Gasse, in die Oeffentlichkeit, stieß ihr bürgerliches Leben in das Gesichtsfeld der Neugier jedes freien Mannes. Die Agora, das Forum war gleichsam das Ohr und Auge der Allgemeinheit und wurde deshalb auch zur Tribüne aller politischen Kämpfe, wo man Neuigkeiten erfuhr, fremde Meinungen zu hören bekam und die eigenen verfechten konnte.

Die freie Verfassung, die mit in diesen Verhältnissen wurzelte, tat das ihrige. „Bei den Griechen", sagt Fénélon in seinem Dialogue sur l'Éloquence [1]), „hing alles vom Volke ab und das Volk hing vom Wort ab. In ihrer Regierungsform waren Vermögen, Ruhm, Ansehen an die Ueberredung der Menge geknüpft, das Volk wurde von der Kunst und Gewalt der Rhetoren hingerissen. Das Wort war die große treibende Kraft im Frieden und im Kriege. Von da kommen so viele der Reden, die in den Geschichtswerken mitgeteilt sind und die uns nahezu unglaublich erscheinen, so fern stehen sie unseren Sitten . . ." Und Fénélon fügt mit einem Seitenblick auf seine eigene Gegenwart hinzu: „Das Wort hat keine ähnliche Gewalt bei uns. Die Versammlungen sind daselbst nur Zeremonien und Schauspiele. Es bleibt uns wenig an Denkmälern einer starken Beredsamkeit, weder von unseren alten Parlamenten noch von unseren Generalständen, noch von unseren Versammlungen der Notabeln. Alles entscheidet sich im geheimen im Kabinet von Fürsten und in gewissen besonderen Verhandlungen."

Hiezu gesellte sich überdies bei den Griechen eine natürliche künstlerische Veranlagung, eine besondere Empfänglichkeit für das Schöne in jeglichem Ausdrucksmittel. Die Römer hingegen brachten ihre Freude an der Pathetik mit. Beide Völker aber bewiesen eine rege Anteilnahme an allem, was die Oeffentlichkeit und staatliche Angelegenheiten betraf.

Die Rhetorik wurde mit Absicht zu einem Mittel der Agitation ausgebildet, sie sollte auf die Verbreitung und Schaffung bestimmter Meinungen Einfluß nehmen. Daß sie von einzelnen, die sich in ihr besonders auszeichneten, auch zu persönlichen Zwecken benutzt wurde, hat sie mit anderen Ausdrucksformen gemein.

Nun ist es bezeichnend, daß die Ausbildung der für die Beredsamkeit so wichtigen Kunstprosa gerade in jene Zeit fällt, da die Redekunst, ihr Unterricht, ihre Ausübung und Verwertung zu einem Gewerbe wird. Die Umgestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie in Hellas nach den Perserkriegen eintrat, strebte allent-

[1]) Zitiert bei Ed. Norden, Die antike Kunstprosa, 2. Abdr., Leipzig 1909 S. 7.

halben nach neuer Formengebung auch auf geistigem Gebiete. Die zunehmende Wohlhabenheit verlangte nach höherer Bildung, die Ausbreitung demokratischer Staatsverfassungen forderte andere, den neuen Zielen angepaßte politische Ausdrucksmittel. Da es sich hiebei um die Befriedigung der Bedürfnisse vieler handelte, um Popularisierung der Wissenschaften zu praktischen Zwecken, so kam es nicht auf Vertiefung und Gründlichkeit der Forschung an, sondern auf rasche Verbreitung und gute Verwertbarkeit im öffentlichen und privaten Leben. Alle diese Wünsche wurden von den Sophisten erfüllt. Nicht wissenschaftlich sondern geistreich, nicht wahrhaft sondern bestechend, waren sie als Lehrer eines großen Zulaufes sicher, hatten sie für künftige Politiker alle Instrumente zur Hand, die auf die große Masse Eindruck machen. Jede objektive Wahrheit hinwegdisputierend, untergrub die Sophistik alles, was Glaube, Herkommen und Sitte bisher geheiligt hatten, schuf in der Eristik die Kunst, Meinungen zu verfechten, die jenseits jeglicher persönlicher Ueberzeugung lagen. Sie und ihre Schüler verdangen sich als Anwälte jeder beliebigen Gesinnung, verfochten jede Anschauung, deren Vertretung Geld, Ansehen, politischen Einfluß und sonstige Vorteile bringen konnte.

Das Athen der unbedingten Volksherrschaft schenkte der Ausbreitung und dem Emporblühen dieses Gewerbes alle fördernden Bedingungen [1]). Die geistige Ueberlegenheit der einzelnen gegenüber der Menge, andererseits die dienstfertige Anschmiegsamkeit ihrer Fähigkeiten an die in der Masse ruhenden Willensrichtungen konnte nirgends solche Schätzung finden, wie in der Zeit schrankenloser Demokratie. So waren die Sophisten Lenker und Sklaven der öffentlichen Meinung zugleich und glichen in diesem Punkte auffallend den Journalisten unserer Tage. Es soll ihnen keineswegs vergessen sein, daß sie in die Kultur der Griechen wichtige Ingredienzien mischten, daß sie das Wissen schmackhafter, die Bildung allgemeiner, die Auffassungskraft schärfer machten. Aber gerade diese Vorzüge, die ihr Auftreten für das geistige Leben der Hellenen bedeutete, teilen sie mit der kulturellen Stellung, die dem modernen Journalismus zukommt. Daß das Ausdrucksmittel, dessen sie sich am wirkungsvollsten bedienten, die mündliche Rede war, spricht in keiner Hinsicht gegen die Beobachtung dieses Vergleiches. Wenn die alten Historiker zur Charakterisierung von Personen und Vorgängen Reden einlegten, so war dies nur ein Reflex ihrer eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen. Sie konnten sich historisches Geschehen in seinen

[1]) Vgl. hiezu Friedr. Blaß, Die attische Beredsamkeit, 2. Aufl. (1887) S. 7.

äußeren Ursachen gar nicht anders veranschaulichen als durch rhetorische Hilfsmittel. „Die Reden in den Geschichtswerken der Alten haben, wenn man ihren Totaleindruck auf den Leser betrachtet, nicht weniger Wahrheit als unsere Charakteristiken der Verhältnisse und Personen, nur daß jene Reden die erreichbare Wahrheit zur plastischen Anschauung bringen" [1]).

So stand bei den Alten die Redekunst im Mittelpunkte der Erziehung, des öffentlichen Wirkens, der Kunst und Wissenschaft. Alle Arten menschlichen Tuns und Wissens durchdrang sie, machte in der Tragödie ebenso Eroberungen wie in der Geschichtswissenschaft, wirkte Wunder im Gerichtssaal, in der Volksversammlung, im Senat, wurde schließlich zum Handwerk. Es war nur die natürliche Folge dieses Entwickelungsganges, daß es zum Berufe ward, für andere Reden zu verfassen.

Der Gesinnungsnihilismus, der in der sophistischen Lebensanschauung zum Ausdruck kam und sich mit dem Schalten der öffentlichen Meinung aufs beste vertrug, ist, wie nicht anders zu erwarten ist, gerade bei den Besten jener Tage auf heftigen Widerstand gestoßen. Das ganze Leben und Schaffen Sokrates ist ein einziger Protest gegen die Grundsätze jener neuen Richtung.

Wie sehr die Rhetorik an jene Freiheit der intellektuellen öffentlichen Meinung gebunden ist, die wir sonst nur der modernen Zeit zueigen wähnen, zeigt die Geschichte des Altertums, wo ihr Niedergang mit dem Niedergang der Volksherrschaft zusammenfällt. Demosthenes und Cicero, diese beiden Höhenpunkte in der Entwicklung antiker Redekunst und Rednergabe, waren aus republikanischen Anschauungen und Verhältnissen heraus erwachsen. Sowohl in Athen wie in Rom sank die künstlerische Gestaltung und noch mehr die praktische Bedeutung der Reden von ihrer Höhe in dem Augenblick jäh herab, als die Volksfreiheit zu Grabe getragen wurde. Der ästhetische Gehalt und die enge Verknüpfung mit der Literatur und Wissenschaft haben der Rhetorik zwar auch in der Kaiserzeit einen bedeutsamen Platz in der allgemeinen Bildung bewahrt, aber sie verlor ihren Zusammenhang mit dem Leben der Zeit, fristete ihr Dasein als Unterrichtsgegenstand weiter und wurde schließlich von ernsten Männern als müßige Spielerei betrachtet [2]).

Dem Mittelalter fehlte es an dem Ausmaße allgemeiner Bildung, um der Beredsamkeit größeren Spielraum und Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse zu gewähren. Die Volkssprachen waren zumeist noch

[1]) Zitat aus Nipperdey, Die antike Historiographie, bei Norden S. 87.
[2]) Norden S. 245 ff.

nicht genügend ausgebildet, um sie in rhetorische Kunstformen zu gießen, die Kenntnis des Latein war aber der Sonderbesitz des Klerus und nur weniger wirklich Gebildeter. Andererseits war auch das staatliche Leben noch zu wenig entwickelt, als daß sich die Gegensätze der Anschauungen und Parteiungen in wohlgeformten großen Redekämpfen entladen hätten. Die öffentliche Meinung hatte sich nun dem Charakter der Zeit entsprechend in festen Ueberlieferungen, in dem Herkommen und der Sitte festgelegt und dadurch für den späteren Beobachter den Anschein von etwas unbedingt Starrem erhalten.

So hatte die mehr oder weniger kunstvoll entwickelte Agitationsrede als politisches Hilfsmittel ihre Stellung eingebüßt. Sie lebte nur mehr weiter in der Predigt. Entzündet von heiligem Eifer sind die Sendboten des Christentums durch die Lande gezogen, allüberall die Lehre des Heils verkündend. Hiebei standen sich zwei Richtungen gegenüber. Das Christentum, das zunächst an die Armen und Verlassenen, an Einfältige und Niedrige sich wandte, bedurfte keiner glänzenden Beredsamkeit, die mit wohlgefügtem Phrasenaufwand prunkte, man mißbilligte sogar in verschiedenen Kreisen die Verwendung hellenischer Rhetorik. Nichtsdestoweniger drang doch auch die mit künstlerischen Mitteln arbeitende, auf äußere Wirkungen hinzielende Predigtform namentlich im Osten des römischen Weltreiches siegreich durch.

Von unserem Standpunkte betrachtet zerfällt die Predigt in zwei Arten. Die eine ist die Missionspredigt, die also bestimmte religiöse Anschauungen bei Andersgläubigen zu verbreiten strebt, diese für sich zu gewinnen sucht. Dann aber kommt auch noch jene Predigt in Betracht, die nicht mehr zu bekehren braucht, sondern in den Herzen der Zuhörer die Lehren der Religion zu befestigen trachtet, die mahnt, belobt, warnt und erhebt. Scheidet man demnach die rein beschaulichen Betrachtungen und jene, die sich bei besonderen Gelegenheiten bloß an bestimmte Persönlichkeiten richten, von vornherein aus, so gab es doch noch genug Gegenstände, die am heiligen Orte zu besprechen waren und die trotzdem über den Rahmen des Nur-Religiösen hinausgriffen.

Wenn Leo der Große Rom und das römische Reich in einem seiner Sermone als das von der göttlichen Vorsehung erwählte Werkzeug preist, wodurch der allgemeinen Predigt die Völker leicht zugänglich waren, die das Regiment einer einzigen Stadt zusammengefaßt hielt, so sprach er hier wohl auch einen politischen Gedanken aus[1]). Und hatten die Kreuzprediger nicht die öffentliche Meinung ihrer Zeit auch

[1]) Alfr. Galletti, L'Eloquenza (in Storia dei Generi Letterarii Italiani) S. 14 f.

mit anderen Ideen erfüllt als mit religiösen? Gerade in ihren Auswüchsen, in den Hetzpredigten jenes Radulf, der das Volk der rheinischen Städte wider die Juden aufreizte, zeigen sich die Wirkungen auf das öffentliche Leben am klarsten. In den Tagen, da die Kirche das ganze geistige und sittliche Sein des Abendlandes in ihren Vorstellungskreis zog, war die Predigt sehr oft die einzige Mittlerin zwischen gelehrtem Schaffen und der großen Masse der Ungebildeten[1]). Um zu wirken, um die „öffentliche Meinung" zu kirren, muß aber auch die Predigt nach starken, oft allzustarken Worten greifen. Auch sie muß den Forderungen der Menge ihren Tribut leisten. In diesem Sinn gilt jenes Scherzwort eines römischen Theologen: Praedicator non dicit veritatem[2]).

Aber auch zur politischen oder doch kirchenpolitischen Agitation ward die Kunst der mündlichen Rede, wie sie sich bei den Predigern forterbte, zu allen Zeiten verwendet. Die Mönche von Cluny erregten durch ihre rednerische Tätigkeit Aergernis bei den kaiserlich Gesinnten. Durch die Macht ihres Wortes zwangen Arnold von Brescia und Girolamo Savonarola die Menschen in den Bannkreis ihrer Gedanken. Luthers persönliches Wirken machte sich vor allem auf der Kanzel geltend. Von dort aus hat er die durch Karlstadt erregten Gemüter der Wittenberger Bürgerschaft beruhigt. Ja die Predigt war geradezu eines der vorzüglichsten Mittel zur Gewinnung von Anhängern und Verbreitung der neuen Lehren. Später wurde sowohl in protestantischen wie in katholischen Landen das Hofpredigertum eine der festesten Stützen des Absolutismus, Bossuet dessen geistreichster Verkünder. Man wird nicht fehlgehen, wenn man von Abraham a Sancta Clara behauptet, daß seine stimmungskräftige Art zu sprechen und zu schildern ein treues Abbild der geistigen und sittlichen Denkrichtungen des damaligen Wiens wiedergibt.

An Staatsreden hat es gewiß auch im Mittelalter nicht gefehlt. Die Rats- und Ständeversammlungen, die Konzilien, Synoden und Parlamente gaben hiezu immerhin Gelegenheit, doch sprach dort meistens nicht Individuum zu Individuen, dort war der einzelne in der Regel

[1]) Vgl. die Nachweise bei A. E. Schönbach, Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt, S.-B. der k. Akad. d. Wiss. phil.-hist. Kl. 155 (1907), woraus hervorgeht, daß Berthold von Regensburg für seine Predigten das enzyklopädische Werk de proprietatibus des Bartholomäus Anglicus benützt hat. Von den Tausenden der Zuhörer Bertholds haben wohl die allerwenigsten in ein solches Werk Einblick getan. — Vgl. Hauck, Kirchengeschichte 3^3, 865 ff.

[2]) H. Finke, Die kirchenpolit. und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters, Rom 1896 S. 9.

Vertreter einer Korporation, der freie Meinungsaustausch zumindest eingeengt, eine Agitation im modernen Sinne von vornherein so gut wie ausgeschlossen. Es handelte sich mehr um Kundgebungen der Meinung und des Willens eines bestimmten Standes oder Interessenkreises als um die Absicht zu überzeugen und zu überreden.

Die mündliche Rede als Ausdrucksform und Agitationsmittel der Meinungen ist erst wieder innerhalb des modernen Verfassungslebens zur Geltung gelangt. In Zeiten der Wahlen, in den Versammlungen und Zusammenkünften kommt wie im Altertum auch jetzt wieder die Kunst der Beredsamkeit in Schwung. Immerhin scheidet sie sich von der antiken in der Form wie in der Wirkungssphäre.

Der griechische oder römische Redner, wollte er auf Erfolg rechnen, mußte in seinen Darbietungen den künstlerischen Anforderungen seines Publikums Genüge leisten. Und diese Anforderungen waren nicht gering, verlangte man doch vom Redner ergötzt zu werden, stellte seine Leistungen bis zu einem gewissen Grade mit dem Theatervergnügen auf die gleiche Linie. Bisweilen suchte man sogar durch besondere Kleidung, durch die besondere Art der äußeren Erscheinung den gewünschten Eindruck zu erhöhen. Die Forderungen des modernen Zuhörers gehen ganz andere Wege. Er wird sich nur beeinflussen lassen, wenn ihm die Gründe, die in der Rede angeführt werden, den Charakter der Sachlichkeit an sich zu tragen scheinen [1]). Die größte Kunst unserer heutigen Agitatoren besteht darin, die Kunst, die sie angewendet haben, geschickt zu verbergen. Niemand will zugeben, daß er sich durch das rein Oratorische eines Vortrages habe bestimmen lassen, alle wollen erscheinen, als ob sie nur durch Gründe, also durch eigenes Nachdenken sich überzeugen ließen.

Damit hängt es auch zusammen, daß die Wirkung der Reden in unserer Gegenwart eine andere geworden ist, als sie es im Altertum war. Wenn man den Eindruck, den das gesprochene Wort in der Antike auf die Menschen gemacht hat, auch noch so niedrig ansetzt, so bleibt doch noch ein so großes Maß von Zwinggewalt übrig, wie wir es uns heute kaum vorstellen können. Die Beredsamkeit war der Wunderschlüssel, der dem Politiker alle Türen öffnete, die zu Macht und Herrschaft führten, der dem Rhetor die Quellen des Reichtums, dem Advokaten das Geheimnis des Ruhmes und Zulaufes erschloß. Dort kann man wahrhaftig von einer „Aristokratie der Lungen" sprechen.

Gewiß, auch in der neueren Geschichte fehlt es nicht an Männern, die ihre ganze Laufbahn der Gabe verdanken, durch das gesprochene

[1]) Norden S. 9.

Wort Einfluß auf die Menschen und dadurch auf den Staat, die Oeffentlichkeit überhaupt, zu gewinnen. Namentlich bei den Völkern der lateinischen Rasse und den mit dem demokratischen Verfassungsleben näher verwandten Engländern und Amerikanern besitzt die Beredsamkeit noch immer größere suggestive Kraft als etwa bei den Deutschen. Man wird annehmen dürfen, daß der Typus eines Staatsmannes, wie es Bismarck war, gar nicht recht in den Vorstellungskreis antiker Menschen gepaßt hätte. Seiner nur auf die Wucht der Persönlichkeit und der Schlagkraft seiner Gründe gestellten Beredsamkeit gebrach es ja nicht an Anschaulichkeit und Leidenschaftlichkeit, aber seine Reden waren zumeist Kinder des Augenblicks ohne kunstvolle Gliederung, ohne alle ästhetischen Nebenabsichten [1]).

Daraus ergibt sich aber auch schon, daß die mündliche Rede auf die allgemeine Meinungsbildung nicht mehr jenen Einfluß ausübt, wie dies im alten Athen, wie dies im alten Rom der Fall war. Man wird es vielleicht vermissen, daß bisher vom modernen Parlamentarismus in diesem Zusammenhange nicht gesprochen worden ist. Einer der besten Kenner dieser Verfassungseinrichtung sagt von der Rede, sie „ist es erst, die die verschiedenen Formen und Institute des parlamentarischen Apparates mit Inhalt und Sinn erfüllt, die sie miteinander organisch verbindet; durch die Rede erst wird die Tätigkeit des Parlamentes zweckbewußt gestaltet. Rede und Gegenrede sind erst die Mittel, durch welche die gesamten individuell-psychologischen und die politischen Kräfte, wie sie durch den Prozeß der Volkswahl im Hause der Abgeordneten vereinigt sind, zum Ausdruck und zur Wirksamkeit gelangen. Durch die Rede allein können die staatlichen Zwecke, für die die Tätigkeit des Hauses in Anspruch genommen wird, sei es, daß sie von der Regierung ausgehn, sei es, daß sie aus der Mitte der Volksvertretung ihren Ursprung nehmen, umschrieben und festgesetzt werden. In der Wechselrede der Mitglieder wiederum entfaltet sich das Spiel der diesen Zwecken parallel oder zuwiderlaufenden aus dem Volk und der öffentlichen Meinung unmittelbar hergeleiteten Bestrebungen und Mächte . . . Parliamentary government is government by talking: so drückt dies kurz und bündig ein englischer Politiker aus" [2]).

Die gegenseitige Aussprache, Rede und Gegenrede sind die wichtigsten Ausdrucksformen der parlamentarischen Verhandlung, aber sie sind doch mehr von interner Wirkung, lassen sich nur entfernt mit antiken

[1] Vgl. Horst Kohl, Bismarck-Jahrbuch 2 (1895) S. 353.

[2]) Jos. Redlich, Recht und Technik des englischen Parlamentarismus, Leipzig 1905 S. 586 f.

Vorbildern vergleichen. Die stimmberechtigte Bürgerschaft eines Staates kann sich heute nicht mehr auf einem einzigen Marktplatze vereinigen, die Verhältnisse haben sich gegenüber jenen des Altertums ungemein erweitert. Mancher Wahlbezirk vereinigt heute mehr Wähler als antike Staaten „Bürger" aufweisen konnten. So kommt es denn, daß der unmittelbar lautliche Eindruck der Parlamentsreden, der Anblick des Redners, seine Mienen und Gesten, sein Tonfall einer verschwindend geringen Anzahl von Menschen vergönnt ist, zu sehen und zu hören. Die Stenographen sind vielfach das einzige Auditorium. Wir hören nicht mehr die Reden unserer Abgeordneten, wir lesen sie, sie dringen durch das Medium der gedruckten Mitteilung zu uns, sei es durch ein amtliches Protokoll, sei es — und das ist die Regel — durch die Presse[1]). Daß dies auch auf den Stil der parlamentarischen Rhetorik nicht ohne Einfluß geblieben ist, sei nur nebenbei erwähnt.

Diese Umwandlung ist zunächst, wie wir gesehen haben, in äußeren Verhältnissen begründet. Vielleicht spielen aber auch psychologische Momente eine Rolle. Die Gewalt des gesprochenen Wortes hat jedenfalls von seiner ehemaligen Herrschaft manches eingebüßt und das meiste davon an Einfluß dem gedruckten Buchstaben abtreten müssen. Seine Macht wird freilich niemals ganz absterben, jedenfalls wird sie stets weiterleben in der Schule.

Der Einfluß der Schule auf die öffentliche Meinung ward triebmäßig erkannt, als man gegen die Sophisten, die doch hauptsächlich Jugenderzieher waren, ankämpfte und Sokrates den Prozeß machte. Natürlich war die Leitung des Unterrichtes von jeher als die wichtigste Handhabe zur Verbreitung von Gedanken und Meinungen in Verwendung, daß sie aber auch zur Agitation politischer Ideen zu gebrauchen sei, dürfte erst die französische Revolution klar gemacht haben. Man denke nur an die Propaganda durch Wanderlehrer, die Lakanal unter der Bauernschaft der Dordogne für die neuen Gedanken unternommen hat. Seither haben diese Strebungen keine Unterbrechung erfahren. Der Kampf der einzelnen politischen Parteien, der einzelnen Glaubensbekenntnisse und Nationen um den Besitz der Schule, der Kampf um das freie Wort in den Hörsälen der Hochschule sind schließlich nichts anderes als der Kampf um den Einfluß auf die Meinungsrichtungen der Individuen und der Masse.

* * *

Es hieße aber vielleicht das Allerwichtigste vergessen, beschränkte man sich in diesen Betrachtungen auf die rhythmisch, beziehungsweise

[1]) Vgl. M. Garr, Parlament und Presse, S. 46 ff.

musikalisch betonte Art des Liedes und die mehr oder weniger monumentale Rhetorik, die doch nicht selten einen bloß repräsentativen Charakter an sich trägt. Der Redner faßt in wohldurchdachter Form zusammen, was einzelne Versammlungsteilnehmer, was der und jener gelegentlich geäußert, was er selber zum Gegenstande zu sagen hat. So stellt es sich wenigstens in jenen Reden dar, die uns überliefert sind, wurden sie ja doch vor der Veröffentlichung zumeist festgegliedert, in straffere Formen gebracht, die Sprache ausgefeilt und geglättet. Rechtgläubige Demosthenesphilologen schauderten davor zurück, gleichzeitig überlieferte Worte als die des großen Redners anzuerkennen, weil diese Worte nicht zu dem hergebrachten Rhythmus seiner Reden passen. Als ob nicht auch er im Streit der Volksversammlung die Bahnen wohldurchdachter Architektonik hätte verlassen müssen[1]). Da, wo die Meinungen aneinanderplatzen, löst sich der Monolog des Redners leicht in Dialoge auf. Zwischenrufe werden beantwortet. Unter den Zuhörern bilden sich Gruppen, Gesprächsgruppen, die sich zunächst durch Mienen, durch Zeichen, dann halblaut miteinander verständigen.

Zu solchen Gesprächsgruppen vereinigen sich auch die Bürger auf dem Markte, die Schüler um den Lehrer. Der gegenseitige Austausch geistreicher Gedanken wächst zum Bedürfnis, wo die Geselligkeit nach höheren Formen ringt. Daß im Mittelpunkte solcher Kreise geistiger Feinschmecker die Frau steht, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aspasia inspirierte Sokrates, Ninon Lenclos Molière[2]). Was das Haus der Hetäre den alten Griechen war, bot der „Salon" den Männern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Wer in Paris als Dichter oder Maler, als Philosoph oder Staatsmann aufkommen wollte, bedurfte der Unterstützung eines einflußreichen Salons. Nur mit Hilfe eines dieser Sammelpunkte der Meinungen und Urteile gescheiter oder doch mächtiger Persönlichkeiten, konnte man bekannt, ja berühmt werden. Wenn die beiden Goncourt in ihrem Tagebuch vermerken: Le journal a tué le salon, le public a succédé à la société[3]), so kann man umgekehrt behaupten, der Salon war im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts das, was heute die Zeitung ist[4]). Selbst noch im neunzehnten spielte er eine nicht unwichtige Rolle.

---

[1]) Vgl. die treffenden Beobachtungen von P. Wendland in Nachrichten d. kgl. Ges. der Wissensch. zu Göttingen phil.-hist. Kl. 1910 S. 293.

[2]) Rud. Hirzel, Der Dialog, Leipzig 1895 S. 79 ff.

[3]) Journal 3, S. 14.

[4]) M. Roustan, Les Philosophes et la Société française au XVIIIe siècle. Lyon 1906 (Annales de l'Université de Lyon. Nouvelle Serie 2, 16) S. 241 ff.

Es gab je nach den Parteien des Landes liberale und konservative, bonapartistische und orléanistische Salons. Für die Bildung und Ausbreitung bestimmter ästhetischer und politischer Ansichten waren sie zuweilen die wichtigsten und wertvollsten Agitationsstellen. Dies erkannte auch Napoleon, als Madame de Staël knapp nach dem 9. Thermidor in ihrem Salon die Vertreter eines gemäßigt liberalen Systems um sich vereinigte. Bekanntlich schickte er die Tochter Neckers deshalb ins Exil, von dem sie erst 1814 wieder zurückkehrte.

Die Meinung des einzelnen bildet sich meist im Verkehr mit anderen. Nicht immer die großen Reden der Führenden ziehen neue Anhänger heran, die Gespräche im kleineren Zirkel sind es vielmehr, die ihre werbende Kraft ausüben. Als es überhaupt keine Möglichkeiten öffentlicher Betätigung gab, waren es naturgemäß die Paläste geistig interessierter Aristokraten und Aristokratinnen, die mindestens einen Ersatz für die größere Oeffentlichkeit boten. Der junge heranreifende Künstler, der künftige Staatsmann wurde hier durch das Feuer der Kritik eines Kreises fein empfindender Menschen gezogen, gewann hier seine Beziehungen, Freunde und vor allem den Glauben an sich selbst. Und andererseits horcht das Publikum freudig auf die Stichworte, die von diesem und jenem Salon ausgegeben wurden. Der eigenen Urteilskraft nicht sicher, bedarf die Menge stets der Kritiken, die ein anderer über Werke und Ereignisse fällt, sei es nun, daß diese von einem Salon, sei es, daß sie von einer Zeitung verbreitet werden.

Die Auseinandersetzungen über Angelegenheiten der Politik, der sozialen und nationalen Fragen finden zu Zeiten demokratischer Regierungsform in den Vereinen ihre Freistatt. Was dort in mehr oder weniger formlosen Wortgefechten beraten und besprochen wird, gewinnt für die Durchbildung bestimmter Meinungen größere Wichtigkeit als die mehr dekorative Redekunst, wie sie in den Parlamenten noch bisweilen gepflegt wird. Hier tritt die geistige Berührung von Mann zu Mann unmittelbar in Erscheinung und vollzieht sich in ungezwungener und dadurch in umso eindringlicherer Weise.

Wenn hier schließlich auch noch der dramatischen Ausdrucksform Erwähnung geschieht, so sei zugleich angemerkt, daß in ihr das lebendige Wort nur *ein* Bestandteil der Wirkung ist, die sie auf uns ausübt. Die Plastik der Körper und die Gebärden der Darsteller vereinigen sich mit der Sprache beziehungsweise der Stimme der Schauspieler zu einer Einheit, aus der die einzelnen Elemente schwer zu lösen sind. Umgekehrt kann ein bloß mimisches Spiel, kann ein einfacher Vortrag dieselben Wirkungen ausüben wie die Zusammenfassung beider

im dramatischen Kunstwerk. In ihm tritt der Mensch als handelndes Wesen auf, dessen Tun in Widerstreit gerät zu seiner inneren Ueberzeugung oder zu den Ueberzeugungen seiner Umgebung, der Welt.

Der Kampf des einzelnen, der Kampf seines vernunftgemäßen Urteils mit den Urteilen kollektiver Herkunft, wie es Sitte und Sittengesetz, wie es die Stimme des Herzens verkörpert, dieser Kampf bildet zumeist den Inhalt tragischer wie komischer Konflikte. Auf dieser Wahlstatt gegensätzlicher Meinungen wird der Zuschauer gleichsam zum Eideshelfer aufgerufen, er muß den Streit, der auf der Bühne mit Gebärden und Worten ausgefochten wird, in seinem Inneren mitkämpfen. Mehr als irgend ein anderes Kunstwerk greift das Drama an die Leidenschaften derer, die es genießen. Niemals haben deshalb auch gerade hier die Dichter darauf verzichtet, offen Partei zu ergreifen, ja man könnte behaupten, es gibt gar kein richtiges Drama, das nicht auf irgendwelche öffentliche Meinung wirke, sei es, daß sie diese bekämpft, sei es, daß sie diese stützt und verteidigt.

Im Chor des antiken Dramas trat sozusagen die öffentliche Meinung mitratend auf. Es war dies natürlich dem Gepräge des Ganzen gemäß nicht die naturalistische Darstellung jener irrenden, schwankenden, leidenschaftlichen Gassenmeinung, die sich in Versammlungen und in den Gerichtssälen kundtat. Die Männer und Frauen, die an den Geschicken der Helden sorgend und warnend, tröstend und anspornend teilnahmen, brachten eine stilisierte, ins Ideale übersetzte Volksmeinung zur Darstellung.

Aber auch das tätige Eingreifen in staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse ist dem Drama schon in frühester Zeit eigen. Hat man schon bei Aischylos Anspielungen auf Ereignisse des Tages finden wollen, so soll Euripides besonders durch seine eingestreuten Aktualitäten auf die jüngere attische Generation Einfluß gewonnen haben. Nicht nur das. Seine Hiketiden werden geradezu als ein politisches Tendenzstück angesprochen, er habe darin den Frieden mit Sparta und den Anschluß an Argos gepredigt[1]).

Die große Tragödie taugte jedoch kaum dazu, sich in den Streit der laufenden Politik einzumischen. Anspielungen aber und Andeutungen, die aus dem Munde der auftretenden Heroen in den Zuschauerraum klangen, wurden doch wohl nur von verhältnismäßig wenigen sofort aufgefangen und erfaßt. Alle diese alten Könige und Königssöhne, diese Halbgötter und Helden kamen aus einer Welt, die ganz

[1]) Wilh. Nestle, Euripides, der Dichter der griechischen Aufklärung, Stuttgart 1901 S. 15.

andere staatliche Verhältnisse zur Voraussetzung hatte, als sie im Athen des fünften Jahrhunderts gegeben waren. Und mochte Euripides diese Gestalten der Sage noch so vermenschlichen und in den Alltag herabziehen, sie zwangen dem Publikum durch den Zauber religiöser Herkunft eine gewisse Verehrung ab. Wie aber sollte die zur Politik einer übermütigen Demokratie passen? Ein regierendes Volk will über seine Helden und Führer lachen dürfen. Nicht eine ewige Moira soll über das Tun der Großen richten, der Demos selber will Zensuren erteilen, nicht in sagenfernen Zeiten und auf olympischen Höhen darf sich das Spiel vollziehen, es muß zum Volke hinabsteigen und die mythische Umgebung darf bloß Staffage für allgemein verständliche Konflikte und allgemein bekannte Personen sein. In den Komödien des Aristophanes sah sich das herrschende Volk selber auf der Bühne, der Klatsch, den es durch die Gassen trug, mit dem es einen Perikles verfolgte, einen Sokrates verhöhnte, eine Aspasia tadelte, er fand hier seine Auferstehung [1]). In anderem Sinne als im tragischen Chor trat hier in der Komödie die öffentliche Meinung auf, naturalistischer als dort, mit allen Ungezogenheiten, die ihre Herkunft deutlich verrieten. Die Vorzüge dieser Stücke, die geniale Schlagkraft des Witzes, die Gedankenfülle, hatten sie dem Dichter zu verdanken.

Aber späterhin hatte sich das Drama nicht mehr zu jener bevorzugten Stellung gegenüber der Oeffentlichkeit emporgerungen, die es in der Zeit des peleponnesischen Krieges in Athen innehatte. Den Hellenen ging allmählich die dafür notwendige Freiheit verloren, den Römern aber fehlte das Verständnis und die dichterische Gabe. Sie holten sich ihre Vorbilder aus Griechenland und blieben in solcher Abhängigkeit von diesen, daß sie für Politik kaum einen Platz darin hatten. Höchstens in jener eigenartigen, witz- und zotenreichen Burleske, die man Mimus nannte, tauchten Anspielungen auf, die an Ereignisse des Tages anknüpften [2]). Aus dem Munde der Mimen werden versteckte Wahrheiten laut und finden den Weg zur Oeffentlichkeit, auch zu Zeiten, da sonst der Meinungsfreiheit wenig Türen offen stehen. Der bekannte Mimendichter Laberius, der einen Sklaven darstellte, als er eben geprügelt wurde, rief in Gegenwart Cäsars aus:

„Auf, Quiriten, wir verlieren die Freiheit."

Und setzte gleich darauf hinzu: „Viele muß fürchten, wen viele fürch-

[1]) Maurice Croiset, Aristophane et les Partis à Athènes, Paris 1906 (Coll. Minerva) S. 23 f. sagt von der Komödie: Vivant de satire, elle répétait simplement sur la scène ce qui disait couramment par la ville.

[2]) Hermann Reich, Der Mimus 1, 1 (1903) S. 62, besonders aber S. 182 ff.

ten". Aller Augen wandten sich bei diesen Worten zu dem Imperator hinauf.

Und selbst in den Zeiten des stärksten staatlichen Druckes waren es die Schauspieler, die, freilich nicht immer ungestraft, noch ein freies Wort wagen durften. Im Angesichte Neros wagte ein Mime öffentlich auf die Ermordung von Claudius und Agrippina anzuspielen und selbst aus Byzanz sind uns Nachrichten erhalten, daß Zirkusspieler bisweilen einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Oeffentlichkeit nahmen. Im Jahre 34 wurde Mamercus Aemilius Scaurus wegen seines ‚Atreus' verklagt, weil man darin Verse wie den, daß man die Torheiten der Herrscher ertragen müsse, als gegen den Kaiser gerichtet zu erkennen glaubte. Als oppositioneller Tendenzdramatiker jener Zeit ist aber besonders Curiatius Maternus anzusehen. Seine fälschlich Seneca zugeschriebene Tragödie ‚Octavia', stellte bald nach Neros Tod, diesen als blutgierigen Tyrannen dar [1]).

Das Drama des deutschen Mittelalters ist nicht ohne Tendenz, nur ist diese nicht politisch sondern zunächst religiös-moralisch. Sie ist insofern ein treues Abbild der Meinungsrichtung des Volkes. Erst im fünfzehnten Jahrhundert fügen sich auch soziale Momente ein, indem die Vorführung von Christi Leiden willkommenen Anlaß gibt, den Juden eins aufs Zeug zu flicken. Noch mehr kommt die Gegenwart in den Farcen, den eigentlichen Possen und Fastnachtsspielen auf ihre Rechnung: Seitenhiebe auf gesellschaftliche und staatliche Uebel, Verspottung gewisser Stände wie namentlich des geistlichen.

Immer und überall sind es die mehr volkstümlichen und burlesken Stücke, in denen sich zunächst die Satire bewegt. Wir wissen, daß zu Zeiten Franz I. in Frankreich die Narrenspiele (Sotien) mancherlei politische Anzüglichkeiten sich erlaubt und den König selbst und seine Mutter nicht geschont haben [2]). In der ungleich freieren Schweiz konnte ein Pamphilus Gengenbach seine Fastnachtsspiele offen dazu benützen, an den Zeitverhältnissen, besonders aber an den Mißständen in der Eidgenossenschaft Kritik zu üben.

Daß die Reformation, die fast alles geistige Schaffen vor ein Entweder-Oder gestellt hat, auch die dramatische Kunst gezwungen hat,

---

[1]) H. Peter, Die geschichtliche Literatur über die römische Kaiserzeit 1 (1897) S. 181 ff.

[2]) 1521 wird für die Dreikönigsspiele der Studenten die ausdrückliche Bestimmung getroffen „ut nullus auderet in sanguinem regium dicere". Wilh. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 3² S. 60. Auch für das Folgende sei auf dieses Werk verwiesen.

Farbe zu bekennen und Farbe zu vertreten, wird niemand verwunderlich finden. Und ebenso wiederholt es sich hier, daß sich vorerst beinahe nur die Neuerer der Propagandamittel bedienten. Bis in die dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts ist das deutsche Fastnachtsspiel erfüllt von heftigsten Angriffen auf Papst und römische Kirche und bisweilen, wie im „Tiroler Reformationsspiel" scheint es, als ob es sich um nichts anderes als um dramatisierte Dialoge handelte. Doch der konfessionelle Gegensatz nährt nicht nur den Inhalt jener karnevalistischen Ausgelassenheiten, er bricht sich bald Bahn auch in anderen und anspruchsvolleren Arten dramatischer Dichtung. Henri de Barran, am Hofe der protestantisch gesinnten Königin Jeanne d'Albret, dichtete seine Moralität ‚L'homme justifié par la foi' (1550) in ausgesprochen kalvinistischem Geiste voll Polemiken gegen die alte Kirche. Johann Agricola von Eisleben verfaßte die Tragödie „Johannes Hus" (1537), in der der tschechische Glaubensheld als heiliger Märtyrer gefeiert wird. Aber auch in die vorwiegend biblischen Stoffe wird die neugläubige Tendenz mit mehr oder weniger Geschick hineingetragen. Bald melden sich aber auch auf katholischer Seite Verteidiger der Kirche. Der Schweizer Hans Salat stichelt gegen die neue Lehre und Jaspar von Gennep aus Köln verficht in seinem „Homulus" (1539) unverhüllt die Glaubenssätze der Papstkirche. Den protestantischen Schuldramen setzten die Katholiken jene der Jesuiten entgegen.

Fast allenthalben geht diese Kunst in ihren geistigen und gesellschaftlichen Strömungen die gleichen Wege wie die zeitgenössische Publizistik. So spiegelt sich in den englischen Stücken des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts der Kampf zwischen den Puritanern und der Hofkirche beziehungsweise dem Katholizismus deutlich wider. Daß sich Shakespeare und die anderen Dichter von vornherein auf jene Seite stellten, die dem Puritanismus feind war, erklärt sich aus der ablehnenden Haltung, die die Presbyterianer grundsätzlich gegen alles Theaterwesen einnahmen.

Man hat sich darüber verwundert, daß Shakespaere hauptsächlich Könige auf die Bühne gebracht, niemals aber dem Parlament eine führende Rolle zugewiesen hat. Abgesehen aber von dem aufrichtig loyalen Empfinden, war es das Herrscherhaus und die Aristokratie, die das Schauspiel pflegte und hielt. — Die Wichtigkeit dramatischer Aufführungen zur Verbreitung bestimmter Ideen war schon den Alten bekannt. Auch damals ließen sich Fürsten in Festspielen feiern und verherrlichen. Im Zeitalter der Renaissance verpflanzte sich diese Uebung nach Italien und wurde namentlich am Medizeerhofe noch im siebzehnten Jahrhun-

dert aufs eifrigste gepflegt. Es gab keinen Karneval, keinen Einzug, keine Hochzeit für die großherzogliche Familie, die nicht von dramatischen und musikalischen Darbietungen, von Bällen und feierlichen Aufzügen wären begleitet worden[1]). Kurz, es blühte parallel mit der höfischen Poesie eine höfische Dramatik, die es sich wie jene zur Aufgabe machte, die öffentliche Meinung im Sinne der Untertanentreue zu begeistern und zu bestärken.

Im klassischen Lande des Absolutismus fand die unbeschränkte Herrschermacht auch ihren größten dramatischen Verkünder. Die Franzosen haben in Corneille den Herold ihres staatlichen Ideals hervorgebracht. Er verehrt in den Königen Ebenbilder Gottes und überläßt die Wahl des Souverains dem Himmel[2]).

Mais le trône soutient la majesté des rois
Au-dessus du mépris, comme au-dessus des lois.

Sprach aus solchen Worten die Ueberzeugung weiter Kreise des Volkes, so unterdrückte Corneille freilich nicht auch seine persönliche Meinung, wenn er an die Majestät dieser wandelnden Götter die höchsten sittlichen Forderungen stellte, ab und zu sogar eine Aeußerung des Tadels nicht unterdrückte.

Das Theater war zu jener Zeit nicht bloß der Ort ästhetischer Genüsse, es war fast der einzige Sammelpunkt, wo Menschen verschiedenen Standes und verschiedener Herkunft sich ungezwungen treffen konnten. „Wollte man einem Gedicht, einem Epigramm oder einer anonymen Satire sofortige Publizität sichern, genügte es von den höchsten Logen aus einige Blätter ins Parterre fallen zu lassen. Sie wurden sofort gesammelt, laut vorgelesen und bildeten am nächsten Tag die Neuigkeit von Paris. War es nicht schließlich in der Oper, im offenen Foyer, daß Beaumarchais selber die Exemplare seiner berühmten ‚Memoires' verteilte" [3]).

Ludwig XIV. war noch kaum zu Grabe getragen, so wurden auch auf der Bühne alle bisher niedergehaltenen Geister des Widerspruchs gegen die Ueberspannungen des Gottesgnadentums lebendig. Crébillon, der Aeltere, durfte in seiner Sémiramis (1717) behaupten, ein mutiger Krieger, den seine Tugend krönt, vaut bien un roi formé par le se-

[1]) Vgl. Angelo Solerti, Musica, Ballo e Drammatica alla Corte Medicea dal 1600 al 1627. Firenze 1905.

[2]) Nachweise bei Karl Zeiß, Die Staatsidee Pierre Corneille's. Leipziger Diss. Meiningen 1896.

[3]) Léon Fontaine, Le Théatre et la Philosophie au XVIIIe siècle. Versailles 1879 S. 8 f.

cours des lois; le premier qui le fut n'eut pour lui que sa voix. Seit Voltaire werden dann alle jene geiſtigen Kämpfe, die damals die ganze Welt bewegten, der Kampf zwiſchen dem Glauben an die Autorität und dem Streben nach einem feſſelloſen Selbſtbeſtimmungsrecht des Individuums auch im Theater ausgekämpft. Lemierre ſchickt einen Wilhelm Tell auf die Bühne, dem er Phraſen aus Montesquieus ‚Geiſt der Geſetze' in den Mund legt. Das Altorfer Zwinguri bietet Gelegenheit zu Anſpielungen auf die verhaßte Baſtille.

Bald nimmt die Philoſophie Rouſſeaus Beſitz von der Bühne. Wilde treten auf, werden über das Weſen der Geſellſchaft, der Kulturmenſchheit belehrt und aus Frage und Gegenrede ergibt ſich die rührende Weisheit, daß Glück, daß Reinheit des Herzens, daß Freiheit und Wunſchloſigkeit nicht in dem verderbten Europa, ſondern in den Urwäldern und Prärien Amerikas ihre Heimat haben. Unter dieſen Naturmenſchen gibt es auch keine Standesvorurteile, keine Mesalliancen und Frivolitäten. Den Grabgeſang des Adels im alten Frankreich dichtete aber Beaumarchais in ſeiner ‚Hochzeit des Figaro'. Wenn der Held des Stückes in ſeinem Monolog ausruft: „Was taten Sie denn, mein Herr Graf, um ſo viele Vorzüge zu verdienen? Sie gaben ſich die Mühe, auf die Welt zu kommen; das war die einzige Arbeit ihres Lebens . . .", ſo war das im Grunde ein wohlfeiler Witz, aber er zündete. Am bezeichnendſten war, daß Mitglieder des Adels ſelber Beifall klatſchten und den Dichter begönnerten[1]).

Der Beifall war zu einem Ausdrucksmittel politiſcher Meinungen geworden. Als in Elisabeth de France von Le Fèvre, das 1783 aufgeführt wurde, Philipp II. der Königin den Rat gab, ſich den Vergnügungen hinzugeben und ihm die Sorge des Regierens zu überlaſſen, erblickte das Publikum darin eine Anſpielung auf Marie Antoinette und konnte ſich des Applauſes nicht genug tun. Bald war die Zeit ſolcher kleinen biſſigen Tändeleien vorbei. Die Revolution ſpannte auch das Theater vor ihre Leidenſchaften. Und das iſt umſo weniger erſtaunlich, als ja die Führer dieſer Bewegungen auch im Leben ſelbſt es liebten, theatraliſch zu erſcheinen. Die großen Volksredner Mirabeau und Danton pflegten in der Menge von einem Gefolge umgeben zu erſcheinen. La Fayette paradierte auf den öffentlichen Plätzen hoch zu Roß, Robespierre erſchien vor dem Volke himmelblau gekleidet, in der Hand einen Strauß Aehren, Marat hingegen liebte es, ſein Haupt

[1]) Guſtave Desnoireſterres, La Comédie satirique au XVIIIe siècle. Paris 1885 S. 241.

mit einem schmutzigen Taschentuch zu bedecken [1]). Feierliche Aufzüge, Feste, Theatervorstellungen und musikalische Darbietungen wechselten miteinander ab. Das souveräne Volk will sich belustigen. Aber um gerecht zu sein, muß man auch erwähnen, daß in den Tagen, da der Nationalkonvent über Ludwig XVI. zu Gericht saß, ein junger Schriftsteller, Laya, es wagte, in dem Nationaltheater ein Stück aufzuführen, L'Ami des lois, das gegen die liberté sanguinaire predigte und in leicht erkennbaren Masken Marat als Duricrane, Robespierre als Nomophage vorführte. Die republikanische Behörde machte dem Spiel nach etlichen Aufführungen ein baldiges Ende.

Napoleon hat wie in anderen Dingen auch in den Angelegenheiten des Theaters die Propagandatechnik, wie sie die Revolution ausgebildet hat, seiner absolutistischen Regierungsart dienstbar gemacht. Wenn er von Corneille, dem Dichter des unbeschränkten Herrschertums wirklich behauptet hat, daß er ihn zum Fürsten erhoben hätte, lebte er in seinen Tagen [2]), so gibt dies schon einen Fingerzeig, in welchem Sinne er die dramatische Kunst gepflegt wissen wollte. Am 18. April 1806 bemerkte er im Staatsrat von der Pariser großen Oper: il faut soutenir un établissement qui flatte la vanité nationale und ähnliches behauptet er vom Théatre de la République, es müßte unterhalten werden, parce qu'il fait parti aussi de la gloire nationale [3]). Aber man muß eingestehen, daß er der Schauspielkunst großes Interesse entgegengebracht hat und ihr selbst außerhalb Frankreichs zu Fortschritten verholfen hat.

Nicht überall wurde das Theater so sehr in den Kreis der Agitationspoesie einbezogen wie bei den Franzosen. Aus dem Sturm und Drang Deutschlands gärte ebenfalls politische Dramatik empor. „Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen." Der junge Schiller, der solche Worte Karl Moor in den Mund legt, hat seine Erfahrungen aus demselben Württemberg geholt, wo Johann Jakob Moser in Festungshaft büßen mußte, daß er den Ständen als Anwalt beigestanden, wo Schubart auf dem Asperg schmachtete. Aber wie Schiller entwand sich die deutsche Literatur überhaupt den Banden der Tendenz. Wenn 1784 der Verfasser der „Räuber" die Schaubühne

[1]) Julien Tierſot, Les Fêtes et les Chants de la Révolution française. Paris 1908 S. XIV.

[2]) K. Zeiß a. a. O. S. 43.

[3]) L. Henry Lecomte, Napoléon et le monde dramatique. Paris 1912 S. 106.

als moralische Anstalt betrachtete und zu dem Schluß kam, sie sei „die Stiftung, wo sich Vergnügen und Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachteil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird", so hatte die von außen in die Dichtung getragene Absichtlichkeit keinen rechten Platz darin.

Natürlich gibt es in der Folge keine geistige Bewegung, keine an Boden gewinnende Meinung, die nicht auf der Bühne verkündet und verbreitet würde. Man braucht nur die Geschichte des Theaters der letzten hundert Jahre, man braucht nur das Theater der Gegenwart daraufhin zu prüfen. Alles was sich an religiösen, an politischen und nationalen, an gesellschaftlichen, ja sogar wissenschaftlichen, was sich an sittlichen Idealen in den Köpfen einer Zeit regt, spiegelt sich in der dramatischen Literatur wider.

Wie verhält sich nun das Theater zur öffentlichen Meinung? Man kann es dem Drama nicht abstreiten, daß es, so wie es vor das Publikum tritt, das Werk eines einzelnen ist. Selbstverständlich ist der Dichter abhängig von den Anschauungen seines Volkes, seiner Umgebung, und ist es noch mehr, da er sein Stück für eine größere Menge schreibt, sich also den Meinungen dieser Menge in der Regel mehr oder minder anpassen wird. Findet er die Menschen und Worte, die das ausdrücken oder verkörpern, was in den Gehirnen der Masse, die als Zuschauer das Theater füllt, bisher deutlich oder nur dumpf als Ueberzeugung, Erfahrung, Meinung gelebt hat, so lohnt ihn der Beifall. Und dieser Beifall kann, wie wir gesehen haben, ebenso Ausdruck einer öffentlichen Meinung sein, wie dies das Zischen und die Ablehnung eines Stückes bisweilen bedeutet. Ja, wir haben auch bemerkt, daß die Masse unter Umständen in das Werk des Dichters einen Sinn hineindichtet, der dem Autor ferngelegen hat. Dann nimmt eben die vox populi bestimmte Ausdrücke und Wendungen, bestimmte Persönlichkeiten oder auch Situationen für sich in Beschlag, deutet sie nach ihrer Absicht um und benützt sie zu Kundgebungen, die vielleicht dem individuellen Willen des Verfassers schnurstracks zuwider sind. Für den Geschichtsschreiber bietet sich aber gerade da die seltene Gelegenheit, das kollektive Element einer öffentlichen Meinung in seiner ursprünglichsten Form zu fassen.

Sechstes Kapitel.

Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung in Schrift und Druck.

„Ich kann mein ungesprochenes Wort in Schrift verkörpern und es übt tonlos auf tausend Meilen dieselbe Gewalt, — unendlich viel weiter als Schießpulver wirkt. Es übt seine Macht ohne alle Beziehung auf den Vorteil, die Verbesserung der Lage des Angeredeten: Was ist ihm Hekuba? Was ist er ihr, daß er um sie soll weinen? Aber welch ein Hebel auch zu Taten, wenn Ort und Zeit und Interesse mit dem entflammenden Worte zusammentreffen. Haben Worte so große Macht zum Guten und zum Bösen, so folgt daraus, daß man durch ihren Gebrauch ein Wohltäter der Menschheit werden, mithin durch ihren Mißbrauch schwer freveln könne“ [1]).

Das gesprochene Wort erstirbt im Augenblick, da es gesprochen ist, und kann nur in den Gehirnen derer weiterleben, die es selber mit angehört haben. Erst die Schrift fängt das Wort auf — ob es nun jemals laut geworden war oder bloß gedacht wurde — und konserviert es. Sie projiziert den lautlichen Ausdruck in den Bereich des Gesichtssinnes, leiht ihm Körperlichkeit und eine größere oder geringere Dauer [2]).

Daraus folgt nun fürs erste, daß die Kenntnis der Schrift das Gedächtnis entlastet, dem es bis dahin einzig obgelegen hatte, die Ueberlieferung festzuhalten. Die Schrift macht andererseits die Tradition dauerhafter, gibt ihr bestimmtere und festere Formen. Litera scripta manet, volat irrevocabile verbum. Ferner wird eine, nicht nur zeitlich, sondern auch örtlich weitere Verbreitung der menschlichen Rede und des menschlichen Gedankens durch sie ermöglicht. Die Kunst des Schreibens hat aber auch sozial aussondernde Wirkungen, indem sie diejenigen,

[1]) F. C. Dahlmann, Die Politik. 2. Aufl., Leipzig 1847 S. 330 f.

[2]) H. Steinthal, Die Entwicklung der Schrift, Berlin 1852; R. Stuebe, Grundlinien zu einer Entwickelungsgeschichte der Schrift (S.A. aus Grapholog. Monatshefte), München 1907.

die dieser Kunst mächtig sind, zusammenschließt, sie in geistigen Wechselverkehr bringt und von den Ungebildeten absperrt. Daß diese Umstände auf die Meinungsbildung im Volke und in der Masse von Wichtigkeit sind, braucht wohl kaum gesagt zu werden, reicht doch damit der Wirkungskreis eines Gedankens, eines Urteils, einer Meinung weit über den Augenblick der Aeußerung in spätere Zeiten hinüber, reicht auch unter Umständen weit über den Willen, die Absicht, ja das Wissen des Urhebers hinaus. Konnte etwa Aristoteles ahnen, daß seine Ansichten einst das philosophische Denkgebäude einer fernen Zukunftsreligion stützen sollten? — So wirken durch die Schrift auch öffentliche Meinungen über ihre Gegenwart hinaus auf die öffentliche Meinung anderer Zeiten.

Schon frühzeitig bediente man sich dieses Vorteils. Die ältesten Propheten Israels beschränkten sich auf symbolische Vorgänge und auf die Predigt. Seit dem Ende des neunten Jahrhunderts werden ihre Worte schriftlich aufgezeichnet, ja einzelne ihrer Weissagungen scheinen von vornherein niemals mündlich verkündigt worden zu sein. Und trotzdem dürfte es noch lange gedauert haben, ehe die schriftliche Ueberlieferungsart sich völlig eingelebt hat. Dem Schreiben entspricht die Aufnahme des Geschriebenen auf dem Wege durch das Auge, also das Lesen, die griechischen Historiker jedoch von Thukydides bis auf Polybios schrieben für Hörer, nicht für Leser, man setzte Preise für gutes Vorlesen aus. Selbst wenn man für sich allein las, tat man dies laut [1]).

Wir können heute kaum mehr ermessen, welche Wirkung Geschriebenes in der Urzeit der Schriftkenntnis auf die des Lesens Kundigen und Unkundigen ausgeübt hat. Die hohe Schätzung einer Kunst, deren Erfindung man vielfach göttlichem Ursprunge zuschrieb, muß auch auf die Erzeugnisse und den Inhalt der Erzeugnisse dieser Kunst zurückgewirkt haben. Und gäbe es hiefür wirklich kein Zeugnis, so wäre hier wenigstens der Analogieschluß erlaubt, der sich uns bei Betrachtung der suggestiven Kraft aufdrängt, die alles Gedruckte, nur weil es gedruckt ist, jetzt nach vierthalbhundert Jahren seit Gutenbergs Erfindung selbst auf Gebildete noch ausübt.

Was ihr Verhältnis zur öffentlichen Meinung betrifft, so darf gleich hier von der Buchdruckerkunst behauptet werden, daß sie gegenüber der Schrift keinen wesentlichen sondern bloß einen graduellen Unterschied bedeutet. Die Schrift bietet die Möglichkeit dauernder Fixierung des gesprochenen oder ungesprochenen Worts, der Druck besorgt dies ungleich rascher, als die Buchstaben malende Hand es kann. Sie

[1]) H. Peter, Neue Jahrbücher f. klass. Alt. 1898 1, S. 641.

tut es zugleich deutlicher und meist auch genauer. Der Schreiber kann den einmal fixierten Gedanken beliebig oft in der gleichen Form wiedergeben, aber was der Schreiber vor dem Redner an Vorsprung hat, vertausendfacht sich durch die Presse. Es war ein eigentümliches Schicksal, daß der erste große technische Fortschritt, den die Menschen der neueren Jahrhunderte aufzuweisen haben, mit dem geistigen Gebiete so eng verschwistert ist, wie es schließlich die Erfindung der beweglichen Lettern ist und bleibt.

Während also der Druck die Vorteile der Schreibkunst wohl potenziert, aber doch nur in der Fläche, nicht ebenso in der Tiefe wirkt, mehr durch äußerlich technische Effekte, so ist trotzdem der Einfluß, den ein Druckerzeugnis auf die Mehrzahl der Leser macht, unverhältnismäßig stärker, als es bei der Schrift der Fall ist. Offenbar löst die Lektüre einer durch die Druckerpresse vervielfältigten Schrift im Unterbewußtsein des Lesenden etwa diese Gedankenfolge aus: Bevor dies so, wie es hier vorliegt, fertiggestellt worden ist, hat es sicher durch viele Hände gehen müssen und ist auf seinen Wert geprüft worden. An etwas Nichtiges setzt man auch nicht leicht die Kosten und Mühen des Druckverfahrens.

Hinwieder drängt gerade das Druckverfahren zu ungleich größerer Verbreitung und Agitationsausnützung als die Handschrift, weil es seiner kapitalistischen Herkunft nach möglichst gute Verwertung des Kapitals verlangt. Dieses Streben wird nur erfüllt, wenn der Abnehmerkreis ein immer weiterer wird. Wenn in einem Berner Fastnachtspiel 1522 einem Vertreter der Altgläubigen die Worte in den Mund gelegt werden: „Der tüfel nem die truckergesellen Die alle ding in tütsch stellen“, so mag hier vielleicht eine wirklich volkstümliche Vorstellung festgehalten worden sein, die die Verwendung der deutschen Sprache mit dem Buchdruck in ursächlichen Zusammenhang bringt[1]). Daß ein solcher bestanden hat, ist ja auch wahrscheinlich.

So wurden beide Arten optischer Wiedergabe des gesprochenen oder nur gedachten Wortes zur Quelle der Meinungsbildung. Wie wir schon angedeutet haben, hat auch die Publizistik von jeher diese Arten der Gedankenübertragung und -Vermittlung für sich verwendet und ausgenützt. Die selbstverständliche Voraussetzung ist hiefür, daß das Publikum, an das sie gerichtet ist, oder doch eine größere Zahl davon des Lesens kundig ist. Natürlich wird es schwer sein, eine allgemeine Auskunft darüber zu geben, welche Form älter ist, die geschrie-

[1]) Wilhelm Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 2² (1903) S. 254.

bene Rede oder der Brief, das handschriftlich verbreitete Gedicht oder die formlose Mitteilung. An verschiedenen Orten und bei verschiedenen Anlässen mag ja bald an die eine, bald an die andere Form angeknüpft worden sein.

In der mündlichen Rede drückte sich die Agitation mit Vorliebe aus. Wer aber über den Kreis der zufällig anwesenden Zuhörer hinaus Einfluß nehmen wollte oder aus irgend welchen Gründen eine Rede nicht halten konnte, schrieb sie nieder und ließ sie auf diese Weise verbreiten. Nicht immer muß es sich hiebei um rhetorische Prunkstücke handeln. Gerade der traute, der anregende Verkehr zweier oder mehrerer Menschen miteinander über Gegenstände, die alle berühren, über die jeder etwas zu sagen weiß, dient dieser Literatur vielfach zum Vorbild. Im „Dialog" wird das Leitthema zunächst angeschlagen, man läßt alle gegnerischen Gründe langsam aufmarschieren, tötet einen nach dem anderen ab und zeigt in wirkungsvoller Weise, wie die eigene Meinung über alle anderen triumphiert[1]).

Neben dieser rein sachlich bequemen Form des Dialogs für Erörterungen von strittigen Fragen und Anschauungen gesellt sich noch ein psychologisches Moment hinzu. „Ein Pamphletenschreiber ohne Leidenschaft ist gar nicht denkbar und jede Leidenschaft neigt zu dramatischer Darstellung; er bekämpft außerdem nicht wie etwa ein Gelehrter im Dienste der Wissenschaft nur mögliche Einwürfe, sondern Ansichten, die in der Wirklichkeit ihre Vertreter haben, mit welchen letzteren er in der Regel schon mündlich gestritten hat; und endlich will er auf die öffentliche Meinung wirken, d. h. einer Anzahl von Gesprächen, in denen diese sich zu bilden pflegt, eine gewisse Richtung geben"[2]). Diese freie, künstlerische Form der Darstellung hatte in Griechenland ihre vollendetste Entwickelung gefunden. Namentlich war es Sokrates und seine Schüler, die den Dialog begünstigten und zur Blüte brachten. Aber eben durch die sokratische Ueberlieferung blieb er mehr und mehr der Erörterung wissenschaftlicher Fragen vorbehalten. Erst der nüchterne Sinn der Römer bediente sich seiner in ausgiebigerem Maße, um politische Ueberzeugungen zu vertreten und zu verbreiten. Gleich einer der ältesten dieser Dialoge, nämlich der des C. Scribonius Curio, der sich gegen Cäsar richtete, scheint mit allen Mitteln aufreizender Publizistik gearbeitet zu haben. Er führte noch lebende, im politischen Leben stehende Männer redend ein, stellte sogar seinen eigenen Sohn unter die Sprechenden. Man würde dies heute sensationslüstern nennen.

[1]) R. Hirzel, Der Dialog, Leipzig 1895.
[2]) Ebda S. 51 f.

Dem Streben, tätig in das staatliche Leben einzugreifen, sind auch Ciceros Dialoge entsprungen. Die allerdings, die am aktuellsten gewesen wären, hat er, wie es scheint, ungeschrieben gelassen.

Die Kämpfe des jungen Christentums im eigenen Lager, wider die Sekten, wie gegen die Heiden, wurden vielfach in dialogischer Form ausgekämpft. So übertrug sich denn die Ueberlieferung auch auf das Mittelalter. In seiner Streitschrift zugunsten Alexanders II., in der Disceptatio synodalis stellt Peter Damiani den Regius advocatus und den Defensor Romanae aecclesiae als Disputanten vor[1]). Ein anderer Schriftsteller jener Zeit läßt Urban II. und Clemens III. sich über die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl miteinander aussprechen[2]). Gerhoh von Reichersberg verquickt in seiner Epistola ad Innocentem papam — gemeint ist Innocenz II. — die Briefform mit der des Dialogs, in dem ein Weltgeistlicher mit einem Regulären streitet[3]). Geistlicher und Ritter vertreten im Somnium viridarium (Songe de vergier) 1376/77 ihre Anschauungen über kaiserliche Weltherrschaft, beziehungsweise über die Interessen der Laien, des Volkes, der Nationalität[4]).

Konrad von Megenberg führt in seinem Planctus ecclesie in Germanum (1338) den Papst, die trauernde Alemannia mit einem Gefolge von Rittern, Frauen und Jungfrauen und schließlich auch sich selber als redende Personen ein[5]). Vermutlich steht dieses Werk unter dem Einfluß der Streitgedichtliteratur, die im Mittelalter eifrig gepflegt worden ist. In solchen Streitgedichten treten meist allegorische Personen auf, die über ihre eigenen Vorzüge wetteifernd Gespräche führen.

Die Renaissance holte sich auch in der Dialogliteratur ihre Vorbilder aus dem Altertum. Die antike Ueberlieferung wies aber mehr auf Behandlung wissenschaftlicher Fragen, als auf die Einbeziehung der Ereignisse des Tages. Gerade das letztere war es aber, was die Reformation brauchte[6]). Sie bedurfte eine literarische Form, die einleuchtend und volkstümlich die neuen Lehren verkünden half. Der beißende Spott eines Hutten fand zunächst freilich in Lukian Vorbild und Stütze, aber Hutten ist der ersten einer, die mit ihren Dialogen

[1]) Mon. Germ. Libelli de lite 1. S. 76 ff.

[2]) Altercatio inter Urbanum et Clementem. Ebda 2 S. 170 ff.

[3]) Ebda 3 S. 208 ff.

[4]) Heinr. Werner, Kirchen- und sozialpolitische Publizistik im Mittelalter in Deutsche Geschichtsblätter 6 (1904) S. 75.

[5]) R. Scholz, Unbekannte kirchenpolitische Streitschriften in Bibl. des kgl. preuß hist. Inst. 9 (1911) S. 84.

[6]) Gottfried Niemann, Die Dialogliteratur der Reformationszeit. Leipzig 1905 (in Probefahrten herausg. v. A. Köster, 5).

auf Personen und Tatsachen ihrer Gegenwart anspielen und nicht nur anspielen, sondern unmittelbar das sie umgebende Leben selber anpacken. Der Augsburger Reichstag von 1518, die Person des Kardinallegaten Cajetan, die Habsucht der Kaufleute, das Konkubinat der Geistlichen, das Kurtisanenwesen, das alles berührt er in seinen „Inspicientes", in den beiden „Febris". Es waren dies durchwegs Fragen, die die Geister in hohem Maße bewegten. Zu dramatischer Gestaltung gelangt er bereits in seinem Eckius dedolatus und „Philalethis", wo das einfach thematische Gespräch des früheren Dialogs sich zu einer fortschreitenden Handlung weiterbildet. Stand einst nur Lukian diesen Satiren Pate, so drängte die Not des Augenblicks zu neuen Anregungen. Die Reformation war ja nicht wie der Humanismus eine Gelehrtenrichtung, die sich gegen das Volk sperren konnte.

Das wirkliche Leben, das Treiben, wie es sich zu Fastnacht in tollem Mummenschanz offenbarte, wie es auf den großen Disputationen, an Gerichtstagen, im Gasthaus, in der Badstube und beim Kegelspiel jeder selbst mitansehen konnte, das trat jetzt in den Kreis der Dialogmotive. Nicht Sol und Phaëton streiten mehr miteinander, sondern Personen und Gestalten aus dem Alltag: der Schuster, Löffelmacher, der Bischof und der Hurenwirt, Bauer, Landsknecht, Pfaffe und Edelmann.

Von Lukian kommend, hatten diese „Gesprächsbüchlein" den Weg zum Volk gefunden. Es war ein letztes großes Aufleuchten. Der Dialog hat vielleicht seit den Tagen Cäsars keine so große Rolle in der Publizistik gespielt. In der Folgezeit ward er dann durch stärkere Reizmittel verdrängt.

Geht man schließlich den psychologischen Wurzeln des Briefes nach, so entdeckt man auch in ihm in letzter Linie einen Ersatz für die mündliche Rede[1]). Seine formelle Entwickelung hat freilich bisweilen andere Wege eingeschlagen und war durch allgemein kulturelle und besondere literarische Strömungen und Verhältnisse bedingt. Immer aber spricht in ihm der Verfasser oder Absender zu dem, beziehungsweise den Adressaten.

Die Aufgabe, eine Geschichte der publizistischen Literatur zu schreiben, harrt noch des Mutigen, der sich ihrer unterfinge. Im folgenden kann daran nur insoweit gerührt werden, als zu zeigen ist, in welchen Formen zu verschiedenen Zeiten sich die Agitationsschriftstellerei am liebsten und eigensten ausgedrückt hat. Und selbst das läßt sich nicht

[1]) Vgl. Norden, S. 88.

immer ganz deutlich erweisen. Nur einige Grundformen und Beispiele sollen gegeben werden.

Von der Dichtung als Form der Publizistik wurde bereits dort gesprochen, wo von den mündlichen Ausdrucksmitteln der öffentlichen Meinung die Rede war. „Wenn der Dichter die öffentliche Meinung beeinflussen will, so führt er ein Lied auf“ [1]). Die Verbreitung durch die Schrift oder den Druck hat darin nichts Wesentliches geändert. Eine Wandlung im Laufe der Jahrhunderte ist nur insofern zu bemerken, als verschiedene Zeiten und Völker in ein verschiedenes Verhältnis zur Dichtkunst überhaupt treten. Indien hatte seine tiefste Weltweisheit in Versen niedergelegt, die Meinungskämpfe des Orients überhaupt, philosophische wie politische, wurden vielfach in poetischen Formen ausgekämpft. Althellas und Mittelalter reichen sich in der Art, wie der Dichter zum Verkünder moralischer Wahrheiten wurde, die Hände [2]).

Schon in früher Zeit haben Verfasser wie Leser darauf Wert gelegt, diese poetischen Erzeugnisse zu fixieren und zu verbreiten. Jedenfalls hat man zumindestens *neben* dem mündlichen Vortrag auch die schriftliche Vervielfältigung geübt. Wäre dies nicht der Fall gewesen, wie sollte uns davon heute noch etwas erhalten sein? Ein schwungvoller Handschriftenhandel brachte schon im Altertum die Werke der zeitgenössischen Dichter unter die Leute.

Der Charakter der namentlich in der städtischen Bevölkerung heimischen öffentlichen Meinung offenbart sich auch in der Poesie, die aus diesen Kreisen hervorgegangen ist und auf sie zurückwirken will. Sie ist viel seltener begeisternd als kritisierend, weniger erhebend als nörgelnd, oft sogar zersetzend. Es wurde schon erwähnt, daß auch in den frühesten Zeiten der Dichtung das Spottlied seinen Platz hatte, aber darin wiegt doch die Freude an Neckereien vor, an einem Sich-Lustigmachen über allgemein menschlichen Schwächen. Bisweilen handelt es sich wohl auch um Kundgebungen moralischer Entrüstung, doch da greift wohl meist das Typische über den Einzelfall hinaus. Mit der Entwickelung eines vielgestaltigeren, reicheren öffentlichen Lebens erstehen auch der Dichtkunst neue Aufgaben. Eine scharf umrissene Persönlichkeit,

---

[1]) Wilamowitz-Moellendorff, S.-B. der preuß. Ak. 1901 S. 1288.

[2]) „So fremdartig uns jetzt wäre, daß ein Denker zur Laute griffe und seine moralischen Distinktionen vorsänge, so natürlich war es damals; übrigens bietet ja die Spruchdichtung des deutschen Mittelalters zu der des hellenischen eine vollkommene Parallele.“ Wilamowitz-Moellendorff, Sappho und Simonides S. 181.

wie Lucilius verteidigt die scipionischen Ueberlieferungen und, da er sich nicht berufen fühlt, durch eigenes Handeln in die Politik einzugreifen, sendet er seine saturae ins Publikum. Er schont nicht die Ersten des Volkes, er schont das Volk selber nicht. Was ihn falsch, verkehrt oder schlecht dünkt, wird in seinen Hexametern unbarmherzig an den Pranger gestellt. Die Geschichte Roms war in der Folge nicht danach angetan, einer freieren, an den politischen Kämpfen teilnehmenden Agitationspoesie die Grundlagen zu gewähren. Deshalb flüchteten sich die Satiren eines Horaz auf das Gebiet rein gesellschaftlicher Beobachtungen, deshalb meiden Persius und Juvenal politische Themen [1]).

Den späteren Jahrhunderten blieb die beißende Anklage, die spottende Herabsetzung des Herrschenden und Gewaltigen in Staat, Gesellschaft und Sitte keineswegs fremd. Das frühe Mittelalter bewegte sich freilich zunächst mit Vorliebe auf den Pfaden moralischer Betrachtung [2]). Das gilt wenigstens von den literarischen Formen der Satire. Die volkstümliche ist wohl kaum je aufgezeichnet worden, sie dringt nur ab und zu auch in schriftstellerische Erzeugnisse.

Die großen und kleinen öffentlichen Meinungen, die sich gegen die Allgewalt der Kirche und den Zwang des Feudalstaates regen, werden in der satirischen Dichtung lebendig [3]). Das ewig spottlustige Frankreich wählte im dreizehnten Jahrhundert den Fuchs der Tierfabel, im vierzehnten den Teufel, im fünfzehnten den Tod der Danse macabre zum Helden seiner Einfälle. Das rege städtische Leben Italiens, die Kämpfe im Inneren der einzelnen Munizipien, ihre Kämpfe inmitten des Streites zwischen Papsttum und Kaisertum, entfachten Parteileidenschaften, Zornausbrüche und politischen Eifer. Damit war für die Agitationspoesie der Boden bereitet. Die Literaturgeschichte nennt mancherlei Namen und mancherlei Werke, die hier anzuführen wären, aber sie alle weichen scheu zurück, verlieren sich im Dunkel vor dem einen Namen: Dante. Man hat seine Divina Commedia als eine „große satirische Weissagung in Form einer Vision" bezeichnet [4]) und hat damit vielleicht übers Ziel geschossen, aber der gewaltige Ueberschuß an vergährendem Spott, der seine große Lebensdichtung und auch einzelne seiner kleineren Werke durchdringt, war von wirklich agitatorischer

[1]) Vgl. Gaston Boissier, L'opposition sous les Césars 2e éd. Paris 1885.

[2]) Vittorio Cian, La Satira (Storia dei Generi Letterarii Italiani) S. 8.

[3]) La satire est la plus complète manifestation de la pensée libre au moyen âge. C. Lenient, La Satire en France au Moyen Age, Nouv. éd. Paris 1877 S. 6.

[4]) Cian S. 163. Nach Burckhardt 1 S. 181 ist Dante der „höchste Meister kolossaler Komik".

Kraft. Seine politischen Gegner hatte er in die letzten Höllenkreise verdammt und die historische Kritik hat sie nicht immer daraus erlösen können, auch dann nicht, wenn sie den einen oder anderen als schuldlos zu erweisen vermochte. Das Wort des Dichters ist eben stärker, wirkt mächtiger auf die Meinungsbildung als die kühle Urkundenweisheit [1]).

Finke hat neuerdings Dantes „scharfe Beobachtungsgabe des Zeitgenössischen", hat seinen „Gegenwartssinn" gerühmt und nachgewiesen, daß seine Kritik „nicht historisch, sondern persönlich-politisch" sei. „Freilich ist das nicht zunftmäßig studiert; es ist mehr journalistische Kenntnis der Zeitgeschichte . . ." Wenn sich der Begriff „Journalismus" in der Behandlung des Aktuellen und der Agitation ausschöpfte, dann allerdings wäre Dante Journalist gewesen — einer der größten aller Zeiten. Was ihn aber davon trennte, war die Tatsache, daß ihm das Werben und Wirken nie zum Gewerbe geworden ist. Er stand in keines anderen Sold als in dem seiner eigenen Ueberzeugung.

Dem modernen Spott wurde durch Dante die Zunge gelöst. Die agitatorische, meist satirisch gefärbte Dichtung hat seit den Tagen des ausgehenden Mittelalters nicht mehr völlig geschwiegen. Sie sang auf den großen Kirchenkonzilien hinter den versammelten Kirchenfürsten freche Spottlieder und begoß mit Hohn, was früheren Jahrhunderten ehrwürdig und unantastbar galt. Nach Art einer echten und rechten stadtgeborenen öffentlichen Meinung hatte sie keine Scheu vor Großem und Heiligen, vor Traditionen und Gesetzen. Nur in ganz wenigen Geleisen bewegt sich der Gedankengang dieser Poesie und gefällt sich stets in Uebertreibungen. Die Unsittlichkeit und Habsucht der Geistlichen namentlich der Mönche ist das stets bis zum Ueberdruß abgewandelte Thema, das sich von ehrlicher Entrüstung bis zu anarchistischen Kundgebungen steigert [2]).

Diese antiklerikale Strömung, die von den humanistischen Kreisen, Hutten und seinen Freunden begünstigt, durch Luthers schriftstellerisches Wirken ins Ungeheuere verstärkt worden ist, sie fand ihren klassischen Ausdruck in Rabelais. Nur einer, der selber einmal Mönch gewesen, konnte mit so zielsicherer Komik alle Seiten des Mönchlebens beleuchten und belachen, ohne in seinem Interesse hiefür zu erlahmen.

Nirgends aber lebte die Spottsucht ungezwungener als im italie-

---

[1]) „Dante besitzt die Kunst, was er mit der Phantasie erschaffen, mit dem Verstande ernst zu nehmen und uns zum Glauben zu zwingen." Heinrich Finke, Dante als Historiker. Hist. Zeitschr. 104 (1910) S. 475.

[2]) Théremin a. a. O.; O. Kopelke, Beitrr. zur Gesch. der öff. Meinung. Halle 1910.

nischen Volke[1]). Hier blühte die schon, wie es scheint, von den Römern geübte Sitte, Spottverse oder Spottbilder auf die Mauer zu kritzeln (Spottkruzifix!) an öffentliche Gebäude und Statuen zu heften. Im fünfzehnten Jahrhundert tauchen zu Rom auf Gräbern, ad pontem Hadrianae molis usw. Stachelverse auf, die meist ein scharfes Urteil über Personen und Zustände fällen.

Gaude, prisce Nero: superat te crimine Sixtus;
Hic scelus omne simul clauditur et vitium

heißt es auf einem solchen Anschlagszettel von Sixtus IV. (1471 bis 1484). Und nicht nur in Rom, auch in Florenz, Venedig, Bologna, Verona und in anderen Städten bürgert sich diese Gewohnheit ein. Am meisten gelesen waren aber doch die in Rom. Hier knüpfte dieser Brauch an eine verstümmelte antike Bildsäule an, die Kardinal Oliviero Caraffa (1501) vor seinem Palaste aufstellte und alljährlich am 25. April als irgendeine mythologische Figur (Jupiter, Minerva, Phoebus usw.) verkleiden ließ. Der Volksmund nannte diesen Marmorstumpf Pasquino und bald auch schon — offenbar als Verkleinerung — Pasquillo. Dichter und Dichterlinge wanderten nun zu Pasquino und brachten dort an seinem Festtage ihre Verse an, die als Pasquinate veröffentlicht wurden.

Bei der Stichelfreudigkeit der Römer scheint diese Einrichtung ein willkommener Anlaß geworden zu sein, die in der städtischen Bevölkerung umlaufenden Meinungen als beißende Spottgedichte wiederzugeben und auf diese Weise zu veröffentlichen. Da sie weder Papst noch Kirche schonten, haben sie im sechzehnten Jahrhundert den Protestanten erwünschte Waffen in die Hand gespielt.

Pasquino schwieg auch in der Folgezeit nicht. Er begleitete jedes römische Stadtereignis, jeden Kardinalschub und jede Papstwahl mit seinen zügellosen Versen. Und so wichtig schienen seine Aeußerungen, daß in den Gesandtschaftsberichten aus Rom sehr oft auf seine Spottverse Bezug genommen wurde. Gregorovius konnte mit Recht von ihm sagen, er sei „der mit Pietät geführte Liebling der Stadt Rom, ihr Vertreter und letzter unsterblicher Volkstribun".

Aber Italien ist nicht das einzige Land, wo in Zeiten strenger Gedankenüberwachung die freie Meinung solche Wege sucht. Mit Vor-

[1]) Ich folge hier im wesentlichen den inhaltsreichen Ausführungen von Otto Waser, Pasquino. Neue Jahrbücher für das klass. Altertum. N. F. 7 (1901) S. 598 ff. Vgl. noch Joh. Voigt, Ueber Pasquille .. aus der 1. Hälfte des 16. Jahrh. in Raumers Hist. Taschenbuch 9 (1838) S. 321 ff., ferner F. Flamini, Il Cinquecento in Storia letteraria d'Italia 6 S. 550 ff.

liebe sind es die Denkmäler eines volkstümlichen Herrschers — in Paris war es das Heinrichs IV. — an deren Sockel man Satiren heftete, worin die Regierung und die Vorzüge des Abgebildeten mit den Eigenschaften des eben herrschenden Mannes verglichen werden. Beispiele hiefür lassen sich unschwer erbringen.

In die Nähe dieser Erscheinungen rücken jene formlosen Kundgebungen, die als Maueranschläge sich an die Oeffentlichkeit wenden und bemüht sind, sich als Ausdruck des allgemeinen Willens zu geben. In Paris[1]) am Vorabend der Revolution, in Berlin, Wien und in anderen Städten im Jahre 1848 wurden die Mauern und Anschlagsäulen gesprächig. Noch heute lebt diese Sitte weiter.

Die Erzeugnisse agitatorischer Dichtkunst der Folgezeit sollen nicht im einzelnen weiter behandelt werden, wie denn überhaupt die verschiedenen Ausdrucksformen, Poesie, Brief, Dialog usw. nur bis zum Ausgang des Mittelalters noch einigermaßen auseinanderzuhalten sind. Später fließen alle diese Arten bewußt und unbewußt in eins zusammen. Wenn sich aber etwas auch über diese Zeitgrenzen hinaus Gültiges von der publizistischen Poesie sagen läßt, so ist es die Erfahrung, daß sie von berufsmäßigem Betriebe am wenigsten berührt worden ist. In Gefängnis und Auswandererelend, mit Feuer und Schwert, am Pranger büßte so mancher kecke Dichter die Kühnheit seiner Schriften. Das gab ihm oft erst den wirksamen Hintergrund. In unseren Tagen wird auch dieses Schaffen bisweilen industrialisiert und es ließe sich so manches Blatt aufzählen, das seinen ständigen Satiriker hat, der fürs liebe Brot Woche für Woche Stachelverse zu liefern hat. Das Thema stellt ihm die Redaktion.

Wie das handschriftlich verbreitete Gedicht, so schlägt auch die geschriebene Rede eine Brücke von der mündlichen Ausdrucksform zur schriftlichen. In ihr widerstreitet aber der Inhalt ungleich mehr gegen den äußeren Rahmen als im Liede. Dieses kann als künstlerische Schöpfung schließlich für sich bestehen, der Leser ergänzt in sich selber gleichsam den Sänger und Zuhörer zugleich. Eine Rede aber ohne Auditorium, ohne das lebendige Wort des Sprechenden, ohne seine Gebärden

[1]) So fand man, wie S. P. Hardy in seinem Tagebuch „Mes Loisirs“ (herausg. von M. Tourneux und M. Vitrac, Paris 1912) S. 260 f. verzeichnet, am 24. April 1771 in verschiedenen Quartieren von Paris Plakate mit der Aufschrift: „Pain à deux sols, chancelier pendu ou révolte à Paris.“ Hardy fügt hinzu: „ce qui, loin de rémedier au mal dont on avait à se plaindre, ne pouvait que l'augmenter. Les plaintes anonymes formées de cette manière ne produisant d'ordinaire d'autre effet que celui de révolter et d'aigrir les esprits.

hat für unser Empfinden stets etwas Starres, Totes. Vielleicht freilich mehr für uns als für die Alten, denen die Agora täglich so viele und starke Eindrücke rhetorischer Kunst vermittelte, daß es ihnen leichter wurde, aus der eigenen Einbildungskraft hinzuzufügen, dessen der stumme Buchstabe entbehrte. Allerdings hat auch Isokrates, dessen Publizistik sich der Redeform am besten bediente, den Nachteil des schriftlichen Ausdrucks gegenüber dem mündlichen mehr als ein anderer lebhaft empfunden [1]). Und doch mußte ihm gerade diese Art schriftstellerischer Einkleidung für die Verteidigung seiner politischen Gedanken als besonders günstig und wirksam erscheinen. Der vornehme Rhetor, der in den schicksalschweren Zeiten des vierten Jahrhunderts mazedonische Herrschaftspläne und griechisches Freiheitsbedürfnis miteinander auszusöhnen versuchte, begründet die Form seines Auftretens damit, „daß ihm die Natur die für den Volksredner unentbehrliche Kraft der Stimme und Dreistigkeit des Auftretens versagt habe [2]).

Man schrieb oder ließ die Reden, die man wirklich gehalten hat, niederschreiben oder aber man veröffentlichte gleich Isokrates Reden, die man in Wirklichkeit nie vorgetragen hatte. So hatte nach der Freisprechung des Clodius Cicero eine fingierte Anklagerede ‚In Clodium et Curionem' in seinem engeren Freundeskreis die Runde machen lassen [3]). Man weiß, in welcher Art und Weise man Leichenreden zu agitatorischen Zwecken verwendete und ebenfalls schriftlich verbreitete. Cäsar tat dies beim Ableben der Schwester seines Vaters, Julia, um die göttliche Abkunft seiner väterlichen Linie öffentlich darzutun, Cicero ließ sich herbei, eine Laudatio auf den jüngeren Cato zu verfassen, ebenfalls aus einer bestimmten politischen Tendenz heraus [4]). Es war, wie wir sehen, ein beliebtes Agitationsmittel, die Kunst der Rede in literarischer Gestalt auf weitere Kreise wirken zu lassen.

Mit dem Wiederaufleben der klassischen Kunstformen in Europa flammt auch die Freude an der Rhetorik wieder auf. Freilich nur für kurze Zeit. Alle möglichen feierlichen Gelegenheiten, Gesandtschaftsempfänge, Konzile, Kongresse u. ä. bieten Anlaß zur Redekunst. Zugleich entwickelt sich analog dem Hofpoetentum eine höfische Rhetorik, die bei

[1]) P. Wendland, Beiträge zur athenischen Politik und Publizistik des 4. Jahrh., Nachrichten von der kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen phil.-hist. Kl. 1910 S. 346.

[2]) R. v. Pöhlmann, Isokrates S. 8.

[3]) O. E. Schmidt, Flugschriften aus der Zeit des ersten Triumvirats. Neue Jahrbb. für klass. Alt. N. F. 7 (1901) S. 620 ff.

[4]) Herm. Peter, Die geschichtliche Litteratur über die Römische Kaiserzeit bis Theodosius I. 1 (1897) S. 165.

Geburten, Hochzeiten und Todesfällen, bei Jahrestagen und Siegesfesten zur Geltung kommt. Enea Silvio, Filelfo und andere galten als Meister ihrer Kunst, doch lebt sich diese vorzüglich auf dem Papiere aus. Wurde der Festredner unterbrochen oder konnte er aus irgend einem Grunde seine Aufgabe nicht zu Ende führen, überreichte er den Panegyricus allenfalls schriftlich [1]).

Die Verknüpfung rednerischer Leistungen mit planmäßig betriebener Propaganda durch Wiedergabe dieser Reden in Schrift und Druck leitet sich aber in der neueren Zeit erst seit Luther her. Viele seiner Predigten wanderten, kaum daß sie gehalten wurden, in die Presse, von anderen wissen wir gar nicht, ob er sie in der Tat gehalten hat. Jedenfalls spielt seitdem in der Publizistik der religiösen Streitigkeiten die Predigt, der ‚Sermon' eine nicht geringe Rolle, erstirbt aber mit dem Augenblicke, da sich das allgemeine Interesse anderen Fragen zuwendet.

Der politischen Beredsamkeit war nur ein ganz geringer Raum ausgespart worden. Immerhin waren die antiken Erinnerungen lebhaft genug, daß Johannes Sleidan die Ansprüche der Reformation als göttliches Werk und Wundertat in die Form von Staatsreden kleiden konnte. Die eine war an den Kaiser gerichtet, die andere an die Fürsten und Stände des Reiches. — Sucht man in der Folge nach ähnlichen Beispielen, so tritt einem zumeist bloß öder Formalismus und verschnörkelte Prunkoratorik entgegen. Die staatlichen Verhältnisse waren nicht danach angetan, dem freien Worte größere Aufgaben zuzuweisen.

Wie sich dann später mit dem Aufkommen parlamentarischer Verfassungszustände Rhetorik und Veröffentlichung im Druck in dem Zeitungswesen miteinander verbinden, gehört nicht hierher. Dies ist eine Sache für sich, die schon berührt worden ist und noch erörtert werden soll. Aber auch neben diesen öffentlichen und privaten Organisationen hat die freie Rede und ihre schriftliche Verbreitung vereinzelt großartige Wirkungen ausgeübt. So hat Fichte 1807 der deutschen Nation ins Gewissen geredet und die hohen sittlichen Forderungen, die er an sie richtete, haben geholfen, den Mut eines halb zertretenen Volkes aufzurichten. Wie einst zur Zeit der Renaissance ein Federigo von Urbino und andere durch die Macht ihres Wortes den Mut der ins Feld ziehenden Soldaten zu entflammen versuchten, so bot sich 1806 Fichte bekanntlich seinem Könige an, indem er seine Beredsamkeit in den

[1]) Jak. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl. 1. S. 281.

Dienst des Krieges stellen wollte. Er wünschte „Schwerter und Blitze zu reden". Aber die Verbreitung seiner Reden durch den Druck ließ er sich ebenfalls angelegen sein und hätte die Zensur nicht Schwierigkeiten gemacht, so wären seine Worte, gleich nachdem er sie gesprochen, in die Presse gewandert [1]).

Neben der geschriebenen Rede spielt in der publizistischen Literatur der Brief eine nicht geringe Rolle.

Die Nachrichtenverbreitung war durch das ganze Altertum hindurch fast einzig und allein auf die briefliche Mitteilung gestellt. Für die staatlichen und militärischen Zwecke gab es schon in Persien und dann in Aegypten und in den hellenistischen Reichen, seit Augustus auch im römischen Reiche Postanstalten, die dem amtlichen Verkehr gewidmet waren. Der Privatmann war auf seine Sklaven oder sonst sich ergebende Gelegenheiten angewiesen. Nichtsdestoweniger war der Briefwechsel, namentlich zwischen den politisch interessierten Persönlichkeiten, ein überaus reger. Alexander der Große, Cicero, Cäsar, besonders aber Cäsar hat den größten Teil seiner Arbeitszeit Briefe lesend, diktierend und schreibend zugebracht, aber auch Leute, die nicht so im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens standen wie ein Cicero, brachten Tag und Nacht damit zu, ihre Korrespondenzen zu erledigen [2]).

Aus der bloßen Nachrichtenverbreitung wird aber jederzeit und überall ein Mittel der Meinungsbeeinflussung. Indem sich die Führer der Parteien von ihren Freunden und Angehörigen alle umlaufenden Neuigkeiten zutragen lassen, knüpfen sie das Band gemeinsamer Anschauungen und politischer oder gesellschaftlicher Werturteile fester und enger. Umgekehrt empfangen sie von dem anerkannten Oberhaupte bestimmte Weisungen, werden in ihren Meinungen bestärkt und in gewisse Richtungen gelenkt. Der uns überkommene Briefwechsel Ciceros gibt uns gerade hierin Anhaltspunkte genug.

So wurde der Brief schon sehr früh von Bedeutung für die Bildung von Meinungen und zwar nicht nur für die Meinungen dessen, an den das Schreiben unmittelbar gerichtet wurde, sondern auch für die Umgebung und Freunde des Empfängers, war es doch Sitte die ein-

[1]) Franz Fröhlich, Fichtes Reden an die deutsche Nation. Wissenschaftl. Beil. zum Jahresb. des kgl. Kaiserin Augusta-Gymn. Charlottenburg 1907 S. 99.

[2]) Wolfg. Riepl, Das Nachrichtenwesen des Altertums, Leipzig 1913 S. 241 ff., 376 ff. Ob der Verfasser dieser dankenswerten Arbeit sich nicht allzusehr von seiner journalistisch gerichteten Denkweise hat leiten lassen und nicht zuviel moderne Begriffe in die antiken Verhältnisse hineingetragen hat, mögen die Fachleute beurteilen.

gelaufenen Briefe weiterzugeben, abzuschreiben und die Neuigkeiten gegenseitig auszutauschen.

Es kam im alten Rom vor, daß Privatbriefe politischen Inhalts öffentlich verlesen oder angeschlagen wurden. Die Verbreiter von Gerüchten und Neuigkeiten sind die Briefboten und, da diese die großen Heeresstraßen durchziehen müssen, auf denen auch die Waren befördert werden, gehen auch hier bereits Handel und Nachricht selbander dieselben Wege. Die römischen Staatsmänner hatten ihre Berichterstatter und übten deren Aufgabe auch selbst für ihre Freunde und Gesinnungsverwandten. Es scheint auch schon Männer gegeben zu haben, die gegen entsprechendes Entgelt Neuigkeiten zusammenlasen und ihren Auftraggebern zukommen ließen. Cicero spricht von ihnen in ziemlich wegwerfendem Tone: isti operarii.

Man schied also auch damals das Gewerbe, das man gering schätzte, von der freiwilligen Beteiligung an der Korrespondenz, der Männer wie Cicero, Cäsar, der jüngere Cato, der die besten Namen nicht ganz ferne standen. Tatsächlich scheint es schon Ansätze zu den sogenannten Briefzeitungen gegeben zu haben, wie solche späterhin im fünfzehnten, besonders aber im sechzehnten Jahrhundert unter den Anhängern der Reformation gang und gäbe waren. Das Mittelalter ist hierin arm, aber der politische Briefwechsel verstummte selbst da nicht. Das Papsttum erwies sich wie in so vielem anderen auch da als Fortsetzer und Nachfolger antiker Ueberlieferungen. Rom blieb der Mittelpunkt eines ausgedehnten Korrespondenzverkehrs, der soweit reichte, als die katholische Kirche reichte. Freilich stand diese räumliche Ausdehnung mit der sozialen nicht im Einklang. Für die überwiegende Mehrzahl der Menschen war die Schrift ein unenträtselbares Geheimnis. War ein Herrscher dieser Kunst mächtig, so verwundern sich dessen die Chronisten voll Rühmens [1]).

„Auch in den Zeiten der ärgsten Barbarei, welche auf den Untergang des römischen Reiches folgte, bedurfte man doch der Kunst des Briefschreibens, wozu die große diplomatische und geschäftliche Korrespondenz und auch die Abfassung von Urkunden gehörte“ [2]). Diese

[1]) Hinweise bei Georg Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Berlin (1889) S. 3.

[2]) W. Wattenbach, Ueber erfundene Briefe in Handschriften des Mittelalters, besonders Teufelsbriefe. Sitz.-Ber. der kgl. preuß. Akad. der Wissensch. 1892 S. 92; Derselbe im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 14 (1855) S. 29 ff. Vgl. ferner die lehrreichen Bemerkungen in der Einleitung von Eine Wiener Briefsammlung herausg. von Oswald Redlich (Mitteilungen aus dem Vatikan. Arch. 2), Wien 1894.

Kunst zu lehren war eine der wichtigsten Aufgaben der Schulen, sie auszuüben eine der bedeutsamsten für die Geistlichkeit des Mittelalters, besonders in Deutschland, wo sich der Laienstand zu Zeiten so sehr von aller literarischen Bildung fernhielt, daß im elften Jahrhundert der Vorschlag auftauchte, eine Art Schulzwang gesetzlich einzuführen[1]).

Die einzelnen Völker und Länder geistig einander nähergerückt zu haben, war das Verdienst der Kreuzzüge. Jetzt tritt erst wieder der Brief allmählich in seine Rechte. Die Neugier und das Interesse an Nachrichten aus fernen Ländern mußte durch die Ausfahrt sovieler geweckt werden, aber auch die Gewinnung für den Kreuzzugsgedanken, die Werbung von Teilnehmern drängte zur Abfassung entsprechender Propagandaschreiben. Es läßt sich nachweisen, daß der hl. Bernhard in seinem Kloster zu Clairvaux eine wahre Agitationskanzlei errichtet hat, von der die verschiedenen Ermahnungs- und Aufmunterungsbriefe in alle Welt ausgingen[2]).

Nimmt man die Verbreitung der auf uns überkommenen Briefsteller zum Maßstabe für die Verbreitung der Kunst des Briefschreibens, so wird man annehmen dürfen, daß die Kenntnis und wohl auch das Bedürfnis geistiger Verbindung mittels der Briefe in den folgenden Jahrhunderten weitere Fortschritte gemacht hat. Daß nun auch das Laienelement, namentlich der Kaufmannsstand dahin und dorthin Fäden spinnt, sich geschäftliche und auch zeitgeschichtliche Mitteilungen austauscht, in brieflichem Korrespondenzverkehr sich umschlingt, das wurde an anderer Stelle bereits hervorgehoben.

Der Humanismus hat dann dem Brief zu einer nie geahnten Blütezeit verholfen. Doch davon soll hier nicht weiter die Rede sein. Die briefselige Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts machte sich auch außerhalb der Gelehrtenstuben geltend. In verschiedenen Quellen jener Tage finden wir Spuren einer Berichterstattung, die vermutlich aus brieflichen Mitteilungen herrührend, für eine allgemeine Verbreitung bearbeitet und hiezu ihrer persönlichen Formen entkleidet wurde. Es sind dies, wie es scheint, die Vorläufer der späteren „Briefzeitungen“[3]). In manchen von ihnen ist das Persönliche des Mitteilenden noch nicht ganz verwischt[4]). Sie stammen fast alle aus dem Wetterwinkel des

[1]) W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 2^6 S. 5.

[2]) Peter Rassow, Die Kanzlei Bernhards von Clairvaux, Berliner Diss. 1913.

[3]) O. Lorenz, Deutsche Geschichtsquellen 1^3 S. 207, 284 spricht kurzwegs von „Zeitungen“.

[4]) So in einzelnen der von Birk in den Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte (1849) S. 211—258 veröffentlichten Stücke.

damaligen Europa, aus Ungarn (z. B. die Hofmär aus Ungarn), und scheinen über Wien nach Deutschland gelangt zu sein.

Daß schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die westdeutschen Städte sich gegen die plündernden Armagnaken zu gegenseitigem Nachrichtenaustausch verbanden, hat, wie bemerkt wurde, K. Bücher nachgewiesen. Nicht weniger wichtig ist es, daß es damals zur regelmäßigen Berichterstattung durch die in der Fremde weilenden Gesandten kam[1]). In der Folgezeit hielten sich einzelne Fürsten eigene Agenten in fremden Landen, um über alle dort vorfallenden Ereignisse oder dort einlangenden Nachrichten auf dem Laufenden erhalten zu bleiben. Das Briefschreiben und Berichterstatten wird zum Gewerbe.

Die moderne Entwickelung bringt merkwürdige Vermischungen von Diplomaten, Beamten und Journalisten zustande. Männer aus der kaiserlichen Kanzlei wie Seld, Zasius u. a. sandten fortlaufend Berichte an die katholischen Fürsten, besonders an die Wittelsbacher[2]). Granvella, der sich als Minister Philipps II. bei den Niederländern zu Tode verhaßt gemacht hatte, lieferte dem protestantischen Landgrafen Wilhelm von Hessen Nachrichten wie späterhin Gentz, der Handlanger Metternichs, nicht bloß Korrespondent der walachischen Hospodaren wurde, sondern auch den damals herrschenden Geldmächten, namentlich den Rothschilds heimliche Winke gab.

Doch es kommen noch andere Kombinationen vor. Die Wittelsbacher hatten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts einen Prospero und Gasparo Visconti, die für sie in Venedig Ankäufe von Kunstsachen vermittelten, Reisen machten, aber auch politische Stimmungsberichte lieferten[3]). Aehnliches leistete auch der aus gutem bürgerlichen Augsburger Geschlechte stammende Philipp Hainhofer zur Zeit des dreißigjährigen Krieges verschiedenen Fürsten.

Der politische Wert eines guten Nachrichtendienstes ward bereits früh erkannt und mit ein Beweggrund für die diplomatische Vertretung der einzelnen Staaten in anderen Ländern. Immer aber legte man darauf Wert, neben den amtlichen Berichterstattern auch private Neuigkeitsquellen zu unterhalten[4]). Aber nicht nur regierende Fürsten

[1]) A. Schaube, Zur Entstehungsgeschichte der ständigen Gesandtschaften. Mitt. des Instituts für österr. Gesch. 10 (1889) S. 539.

[2]) F. v. Bezold, Wolfgang Zündelm als protestantischer Zeitungsschreiber und Diplomat in Italien. Sitz.-Ber. der bayer. Akademie 1882.

[3]) H. Simonsfeld, Mailänder Briefe zur bayer. und allgem. Geschichte. Abhandl. der hist. Klasse der bayer. Akademie 22 (1902) S. 502.

[4]) Felix Rachfahl, Wilhelm von Oranien und der niederländische Aufstand 2 (1907) S. 360 sagt von dem Oranier: „Er unterhielt einen ausge-

und Staatskanzleien versorgten sich mit Berichtsmaterial, in Kreisen, die sich für die Ereignisse des öffentlichen Lebens interessierten, schrieb man sich gegenseitig alles, was man erlebte oder von anderen erfuhr. Im alten Frankreich waren es Männer und Frauen der privilegierten Stände, die sich auf diese Weise mit Neuigkeiten versahen. In diesen Briefen, für die man den Kunstausdruck nouvelles à la main geprägt hat, darf man die Träger und Vermittler all der tausend Gerüchte und Verleumdungen sehen, die ein ränkesüchtiges Parteileben jedesmal gegen die augenblicklichen Gegner ausstreute [1]).

Hiermit kommen wir schon nahe an eine der Wurzeln des Zeitungswesens. Wenn man unserer Gegenwart mit Recht vorwirft, sie habe die Kunst des Briefschreibens, die noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in voller Blüte gestanden hat, fast ganz verlernt, so hängt dies wohl auch mit der Bedeutung zusammen, die inzwischen die Presse erlangt hat. Die Nachrichtenvermittlung geht jetzt andere, besonders aber raschere Wege.

Schon früh nach der Erfindung des Buchdruckes kommt es vor, daß solche Briefe gedruckt und als „Neue Zeitungen" verbreitet wurden. Gelehrte, Pfarrer, Kanzlisten, Feldschreiber werden zu Berichterstattern. Dasselbe, was von den Briefzeitungen des sechzehnten Jahrhunderts gesagt wurde, gilt im allgemeinen auch von den durch den Druck vervielfältigten „Neuen Zeitungen"; sehr oft unterscheiden sie sich eben nur durch die Art der graphischen Wiedergabe. Offiziöse und offizielle Herkunft und Beeinflussung dieser gedruckten Neuigkeitsmitteilungen läßt sich in einzelnen Fällen nachweisen, daneben aber auch die Verwendung der „Neuen Zeitung" als äußere Form für Flugblätter, Satiren und ähnliche agitatorische Tendenzerzeugnisse [2]).

---

breiteten Nachrichtendienst, an den verschiedensten Orten hatte er Freunde, Agenten und Korrespondenten, die ihm die neuesten Ereignisse meldeten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, die Vorgänge an der Kurie und beim Konzil, an den Höfen des Kaisers, Philipps II. und Elisabeths, die Bürgerkriege in Frankreich, der nordische Krieg an den Gestaden des baltischen Meeres und die Seekämpfe im Mittelmeer. Er empfing „Zeitungen" aus Wien, Innsbruck, Madrid, Venedig, Rom, Paris, aus dem Hugenottenlager, aus Köln, Polen, Schweden und Dänemark. Gern sandte er Abschriften davon an seine neuen Schwäger in Sachsen und Hessen, Kurfürst August und der alte Landgraf lasen sie mit Eifer und Vergnügen und baten immer wieder um neue Nachrichten."

[1]) Darüber gibt namentlich F. Funck-Brentano, Figaro et ses devanciers, Paris 1909 Aufschlüsse.

[2]) Recht dankenswert ist, was Paul Roth, Die Neuen Zeitungen in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert, Leipzig 1914 (Preisschriften der E. Jablonowskischen Gesellschaft) über diesen Gegenstand mitzuteilen hat, wenn

Daß die Uebersendung von Neuigkeiten auf die Bildung der öffentlichen Meinung von entscheidendem Belang sein kann, braucht nicht erst bewiesen zu werden. In Zeiten geringerer Bildung und primitiverer Verkehrs- und Vervielfältigungsmöglichkeiten verbreiteten sich die durch den Brief an den Empfänger gesandten Nachrichten vielfach von Mund zu Mund weiter. Der Brief wanderte in kleineren Orten wohl auch von Hand zu Hand. Jeder, der der Lesekenntnis mächtig war, durfte ihn selber lesen, kurz, der Adressat fühlte eine Art moralischer Verpflichtung, das Neuigkeitengut, das er erhielt, mit seinen engeren Mitbürgern zu teilen. Das nächste Mal durfte man den Brief, der an den Nachbar gerichtet war, mitlesen.

War der Nachrichtenbrief zu einer bequemen Art der Neuigkeitenverbreitung geworden, so lag es nahe, diese nun einmal bestehende Form zu publizistischen und agitatorischen Zwecken zu benützen. Uebrigens waren z. B. viele der an die gemeine Oeffentlichkeit gerichteten Flugschriften unmittelbar aus dem Privatbrief entstanden[1]). Philosophen wie Epikur hatten im Brief eine angenehme Möglichkeit gefunden, strittige Punkte ihrer Lehrmeinungen und sonstige Einzelfragen ohne große wissenschaftliche Zurüstung auf knappem Raume zu erörtern. Namentlich aber die Römer hatten sich mit Geschick dieser Literaturgattung bemächtigt[2]).

C. Sempronius Gracchus benützte sie zur Verherrlichung seines Vaters und seines Bruders. Wie Quintus Cicero seine Schrift de petitione consulatus in die Form eines Briefes an seinen Bruder Marcus gegossen hat, so waren auch die brieflichen Ratschläge, die dieser an Quintus über die Verwaltung der Provinz Asien richtete, für die Veröffentlichung bestimmt. Cicero und Cäsar tauschten für die Veröffentlichung bestimmte Schreiben aus, die den gegenseitigen Standpunkt bekräftigen. Die folgenden Bürgerkriege brachten eine reiche Broschürenliteratur an die Oberfläche und mit einer gewissen Vorliebe kleidete man jene Flugschriften in das Gewand des Briefes. Später scheint diese Uebung eingeschlafen zu sein, bis Julian sie zu neuem Leben erweckte. In seinem Kampfe gegen Constantius schrieb er Briefe

er auch in der begreiflichen Freude des Monographen der Neuen Zeitung einen zu hohen Rang zuweist. — Ich konnte diese Schrift erst knapp vor der Drucklegung dieses Buches benützen.

[1]) Ein Beispiel hiefür bei H. Peter, Die geschichtliche Litteratur 1. S. 163 Anm.

[2]) H. Peter, Der Brief in der römischen Litteratur in Abhdlgn der phil.-hist. Kl. der kgl. sächs. Ges. der W. 20 (1901).

an den römischen Senat und an Rat und Volk von Athen. In Wirklichkeit waren dies agitatorische Kundgebungen.

Oft mögen ja Briefe, die nicht für das Publikum bestimmt waren, von anderen publizistisch verwertet worden sein. Dies scheint z. B. von den meisten paulinischen Briefen zu gelten[1]).

Der Kunstgriff, einen fingierten Brief oder Briefwechsel zu schreiben, zu vervielfältigen und damit dem Gegner Gedanken und Absichten zu unterstellen, die ihn bei der Mitwelt verächtlich oder lächerlich erscheinen lassen, dieser Kunstgriff ist ein beliebtes publizistisches Hilfsmittel. Man hatte sich dessen ebenso in der Merowingerzeit zu bedienen gewußt[2]), wie auch späterhin in den Epistolae obscurorum virorum. Schon recht alten Ursprungs ist der Brief Satans und der höllischen Heerscharen an die Geistlichkeit auf Erden, in dem ihr bisheriges Betragen gebilligt wird. Aus Mönchskreisen stammend und als Satire wider die Weltgeistlichkeit gedacht, wurde dieses Motiv schon im vierzehnten Jahrhundert zu einer Waffe gegen die Geistlichkeit überhaupt und fand in der Reformationszeit eine fröhliche Auferstehung[3]).

Die publizistische Literatur aller Zeiten ist reich an Beispielen dafür, daß man sich der Briefform bediente, um nach der Oeffentlichkeit hinzuwirken. Die psychologische Wurzel hiefür ruht in der Vorstellung, daß der Brief nur immer an einen oder mehrere bestimmte Adressaten gerichtet ist. Er hat etwas Heimliches, Vertrauliches an sich und diese Vertraulichkeit soll Bürge für die Aufrichtigkeit und Wahrheit der vorgetragenen Ansichten sein. Man hat zunächst nicht das Gefühl der Absichtlichkeit, man merkt nicht gleich, der Verfasser will auf einen Eindruck machen, er erweckt vielmehr den Anschein, als ob er uns in sein Innerstes blicken ließe. In dieser indirekten Wirkungsweise liegt die eigentliche Kraft des Ueberzeugens, die dem privaten Schreiben eignet.

Einen anderen Charakter tragen schon etwa die Briefe Paulus' an die Galater, Römer und Korinther an sich. Der Apostel wendet sich an eine ganze christliche Gemeinde. Während der Privatbrief einer intimen mündlichen Aussprache gleich kommt, ersetzt der Brief des

[1]) P. Wendland, Die urchristlichen Literaturformen im Handbuch zum Neuen Testament 1, 3 (1912) S. 279 ff.

[2]) W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquelle 1[7] S. 122. Es handelt sich um eine Korrespondenz zwischen Bischof Frodebert, vermutlich Chrodebert II. von Tours und Importunus von Paris (um 666), die voll Schmähungen als „ein boshaftes Pasquill" betrachtet werden muß.

[3]) Vgl. W. Wattenbach, Ueber erfundene Briefe S. 95; A. E. Schönbach, Studien zur Erzählungsliteratur. Sitz.-Ber. Wiener Ak. 139 (1898) S. 20.

Apostels die große öffentliche Anrede. Das bringt aber auch noch einen weiteren Unterschied mit sich. Unter den Streitschriften aus der Zeit des Investiturstreites finden sich z. B. Briefe wie der eines Mönches — Wido von Arezzo — an den Erzbischof von Mailand, oder Gerhoh von Reichersberg schreibt an den Papst wohl mit der Absicht, dieses Schreiben publizistisch zu verbreiten. Männer bescheidenen Standes können sich dieser Form bedienen.

In dem Kampf zwischen Kaisertum und Papstgewalt spielen aber die mit allen Zeichen der Feierlichkeit ausgestatteten großen Rundschreiben eine hervorragende Rolle. Schon unter Alexander II., Gregor VIII. und Heinrich IV. finden wir Briefe, die halb Berichterstattung, halb publizistische Agitationswerke sind[1]). Besonders aber der Streit Friedrichs II. mit Gregor IX. und Innocenz IV., an dem weniger die breiten Massen als die wenigen politisch gebildeten und politisch interessierten Kreise Teil hatten, bewegte sich in den etwas exklusiven Formen von Denkschriften und Manifesten. Zwar rufen sie alle Mittel zu Hilfe, die die Meinung der Menge in Unruhe versetzen. Man bringt leicht faßbare Schlagwörter wider den Gegner in Umlauf. So heißt es in einem Briefe des Kaisers vom Papste: Petrus fit petra scandali. Man übertreibt und hetzt, indem dem andern die verruchtesten Schmähungen in den Mund gelegt werden. Gregor IX. behauptet von Friedrich, er habe gesagt, die ganze Welt sei von drei Schwindlern, von Jesus Christus, Moses und Mohammed betrogen worden, von denen zwei in Ehren, Christus aber am Kreuze gestorben sei. Aber wenn es auch in einem dieser Manifeste in Anlehnung an alttestamentliche Worte heißt: „Hebet Eure Augen auf rings umher, horchet auf, Ihr Söhne der Menschen mit Euren Ohren", so war die Zahl derer, auf die diese Worte wirkten, ungemein gering[2]).

Diese Rundschreiben, die jetzt nur mehr in den Staatskanzleien zirkulieren, haben heute kaum noch publizistischen Charakter, um so mehr aber die Manifeste. Die Regierungen bieten nicht ohne Grund die besten Federn des Landes auf, um bei Wendepunkten ihrer Politik, namentlich bei Kriegsausbruch, Verfassungsänderungen u. dgl. die Gründe ihres

[1]) Im Sommer 1162 schreibt Erzbischof Eberhard I. von Salzburg an Bischof Roman von Gurk, seine Hoffnungen auf baldige Besserung der Zustände habe sich leider nicht erfüllt, „literae circumferuntur in omnibus provinciis terrae nostrae, quae quasi praeconis voce sublevationem Octaviani et confirmationem et Alexandri papae deiectionem magnis vocibus intonant et terrifico resonant beatu". Tengnagel, Vet. Mon. S. 436.

[2]) Friedr. Graefe, Die Publizistik in der letzten Epoche Kaiser Friedrichs II. Heidelberger Abhandlungen 24 (1909).

Handelns der Oeffentlichkeit mitzuteilen. So hat Friedrich von Gentz 1809 und 1813 für Oesterreich die Kriegsmanifeste geschrieben[1]). In ähnlicher Weise stellen bisweilen einzelne politische Parteien eigene Schriftsteller in ihren Dienst, damit sie bei der Gründung, bei Wahlen, bei wichtigen Abstimmungen und einschneidenden Beschlüssen entsprechende Kundgebungen für das Publikum verfassen.

Neben dieser von Anbeginn als offenes Agitationsmittel verwendeten Briefform hat sich das gewöhnliche Privatschreiben zu publizistischen Aufgaben entwickelt, die zunächst nicht in seinem Entstehungsgrunde gelegen haben.

Die aus der Fixierung der mündlichen Rede hervorgegangenen Ausdrucksformen, die auch noch im Dialog und im Briefe weiterleben, möchte ich als die ursprünglichen bezeichnen, während die nun zu erwähnenden mehr oder weniger abgeleitet sind. Die Aufgabe des Redners ist zu überzeugen, zu begeistern und wenn der Dichter für seine Ideale — seien es künstlerische oder politische — die Gemüter zu entflammen sucht, so verläßt er nicht die Grenzen seiner Wirksamkeit. Anders der Gelehrte, der vorgibt, nach der Wahrheit zu forschen und die Ergebnisse seiner Tätigkeit dazu mißbraucht, die öffentliche Meinung für diesen oder jenen Gedanken zu gewinnen.

Natürlich ist auch hier — und das sei besonders hervorgehoben — wie bei allen Geistesprodukten zwischen der passiven Befangenheit und der Tendenz zu unterscheiden. Passiv befangen ist jeder; befangen in den Gedankenrichtungen unserer Zeit, unserer Umgebung, unseres Volkes sind wir alle. Tendenz hingegen ist das Bestreben, einer bestimmten Denkrichtung zum Siege zu verhelfen, sie zu verteidigen oder doch zu kräftigen. Es liegt auf der Hand, daß, wenigstens nach unseren jetzigen Begriffen, eine gelehrte Tätigkeit sich den sittlichen Anforderungen, die man an sie stellt, um so mehr entfremdet, je stärker sie tendenziösen Zielen verfallen ist. Und doch dürfte es kaum eine Wissenschaft geben, die sich berühmen könnte, in dieser Hinsicht vollständig unberührt geblieben zu sein. Selbst die reine Mathematik mußte sich den Pythagoräern zur Verbreitung einer geheimnisvollen Zahlensymbolik hergeben, Chemie und Physik bot die Mittel zur Propaganda alchemistischer Verirrungen und die Art und Weise, wie noch heute über gewisse zoologische und anatomische Einzelheiten gekämpft und gestritten wird, zeigt deutlich, daß diese Fragen nicht allein um ihrer selbst willen behandelt werden, sondern um die Meinungen der Menge, der die wissenschaftliche Bedeutung des Ganzen ziemlich gleichgültig ist, in die eine oder andere Parteirichtung zu drängen.

[1]) E. Guglia, Friedrich v. Gentz. Wien 1910 S. 223, 245.

Am schlimmsten erging es von jeher der Geschichtswissenschaft. Daß man ihr lehrhafte Ziele unterstellte und sie zur magistra vitae machen wollte, war noch harmlos gegenüber der antiken Vorstellung, daß die Geschichte einerseits der sophistischen Prunkrede, andererseits der Poesie nahe verwandt wäre [1]). Und da man sie einmal mit der Rhetorik in denselben Topf geworfen hat, lag es nicht ferne, sie ebenso zum Ausdrucksmittel gewisser Meinungsrichtungen zu gestalten, wie es mit der Redekunst der Fall war. Ist es schon bezeichnend genug, daß man das Geschichtswerk des Thukydides für eine Parteischrift halten konnte, so kennzeichnet das Wesen der historischen Auffassung im Altertum nichts treffender, als die Kritik und Antikritik, die Polybios an gewissen Historikern zu üben für nötig findet. Die Geschichte sollte ein Lobspruch auf die Freunde, eine Verkleinerung der Feinde sein. Das war die herrschende Anschauung, von der nur wenige abwichen und die natürlich in der Kaiserzeit den Schriftstellern den Weg zur panegyrischen Betrachtung aller Herrschertaten ungemein erleichterte. Daß Livius — nicht eben sehr geschickt — eine Episode aus dem Kampfe gegen Veii dazu benützte, der geschichtlichen Wahrheit Gewalt anzutun, um die Politik des Augustus zu beschönigen, ist nur eines jener Beispiele, die hier angeführt werden könnten [2]).

Die Anweisungen, die Kaiser L. Verus dem Fronto gibt, worin er ihm genau vorschreibt, wie er seinen Feldzug gegen die Parther zu behandeln habe, ist ein Schulbeispiel für die Bestellung offiziöser Darstellung. Er will ihm militärische Rapporte, die eigenen Befehle, sogar Illustrationen, die Kommentare der eigentlichen Feldherren, seine eigenen Kommentare, seine Berichte an den Senat und seine Ansprachen und Reden zur Verfügung stellen. Soweit ließe sich nicht viel einwenden. Dann aber rät er Fronto, er solle eingehend die unglücklichen Ereignisse vor seiner, des Kaisers, Ankunft beim Heere und die überlegene Macht der Parther schildern, offenbar um die folgenden Siege desto gewaltiger erscheinen zu lassen. Braucht ein Herrscher dem höfisch gesinnten Mann gegenüber deutlicher zu werden, als es Verus in den Schlußworten dieses Briefes wurde, wo er schreibt: Tantae (meae res gestae) videbuntur, quantas tu eas videri voles? [3]).

Mein Ruhm liegt in deiner Hand, was du aus meinen Taten machst, das sind sie für die Nachwelt! Wenn ein Kaiser so zu dem Geschichtsforscher spricht, dann schreibt er ihm den Weg genau vor.

[1]) Norden S. 81 ff.

[2]) H. Dessau, Livius und Augustus, Hermes 41 (1906) S. 142 ff.

[3]) Peter, Die geschichtliche Literatur 1. 379.

Aber der Wunsch, der zeitgenössischen wie der zukünftigen Oeffentlichkeit das, was man geleistet hatte, recht deutlich vor Augen zu stellen, damit es auf die Bildung der allgemeinen Meinung von Einfluß ist, drückt sich bereits in den gewaltigen Bauten, Bildwerken, Inschriften und sonstigen Denkmälern aus, die orientalische Herrscher, ägyptische, assyrische, persische Könige zur Verkündigung ihres Ruhmes errichtet hatten. Alexander der Große war ihr gelehriger Schüler [1]). Er ließ Tagebücher über das, was am Hofe vorgefallen war, von dem Vorstande seiner Kanzlei anfertigen und die Sendschreiben an seine Feldherren sammeln und aufbewahren.

Daß Cäsar selbst dafür gesorgt hat, damit die Nachrichten über seine Kriegstaten in einer Weise bekannt würden, die seinen persönlichen und parteiischen Zielen förderlich waren, ist allzu bekannt, um näher darauf einzugehen [2]). Die Veröffentlichung von tendenziös gefärbten Berichten und einseitig gehaltenen autobiographischen Werken ist ein zu allen Zeiten geübter Brauch. Falsche Siegesnachrichten, Verheimlichung von Niederlagen, Aufbauschung der eigenen Verdienste und Vorteile — wer je zu seiner Zeit einen Krieg in eigenem oder fremdem Lande erlebt hat, wird zugeben, daß solche tendenziöse Berichterstattung seit den Tagen Alexanders des Großen und der römischen Kaiserzeit nicht ausgestorben ist. Man weiß auch, wie in den aufgeregten Tagen kriegerischer Ereignisse das Publikum nach jeder geringsten Mitteilung verlangt, zwischen kühnen Hoffnungen und schweren Sorgen hin- und herschwankt und eben dadurch für rasche Stimmungswandlungen besonders empfänglich ist, gleich schnell in Begeisterung erglüht, wie es der bittersten Verzweiflung anheimfällt.

Daraus erwächst für Staatsmänner und Feldherren die Versuchung, auch auf Kosten der Wahrheit die Stimmung des Volkes auf einer gewissen Höhe zu erhalten, indem man durch eine entsprechende Berichterstattung die Meinungsbildung der Massen in günstiger Weise anzuregen und damit die sittlichen Kräfte der daheimgebliebenen Bevölkerung zu sammeln und zu stärken sucht. Ebenfalls für die öffentliche Meinung sind jene autobiographischen Werke bestimmt, in denen sich der Verfasser von gewissen Vorwürfen reinzuwaschen sucht, darin er ein herrschendes System oder eine bestimmte Persönlichkeit zu verteidigen oder anzuklagen strebt.

---

[1]) Peter 1, 245 f.

[2]) Wenn M. L. Strack, Bonner Jahrbücher 118 (1909) S. 139 ff. Recht hat, nahm in der Nähe Cäsars Aulus Hirtius eine ähnliche Stelle ein wie Lothar Bucher in der Umgebung Bismarcks.

Neben diese absichtliche Trübung historischer Quellen tritt aber, wie wir schon an dem Beispiele des Kaisers L. Verus gesehen haben, die mittelbare oder unmittelbare Beeinflussung der Geschichtsschreiber durch Herrscher, Regierungen oder sonstige Gewalten. Die Göttlichkeit Alexanders des Großen fand in dem Geschichtswerke des Kallisthenes ihren Verkünder und dieses Werk kam gewiß nicht ohne Zutun des Königs selber zustande [1]).

Die Historie wurde stets gerne zur Rechtfertigung von Anklagen, zur Beschuldigung der Gegner benutzt. Als die Söhne Ludwigs des Frommen in kriegerischer Zwietracht entbrannten, war es einer von ihnen — Karl der Kahle —, der seinen getreuen Nithart beauftragte, „die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, um sein Recht aller Welt darzulegen" [2]). Doch wurde damit keineswegs etwas Neues geschaffen. Die Karolinger hatten sich schon in der Fortsetzung der Chronik Fredegars ein offiziöses Geschichtswerk schaffen lassen. Unter ihren Augen scheinen die sogenannten ‚Hofannalen' entstanden zu sein und die Reichsannalen tragen unverkennbar sowohl in dem, was sie bringen, wie in dem, was sie verschweigen, den Stempel amtlicher Beeinflussung.

Im übrigen wäre es verfehlt, wollte man im früheren Mittelalter der Geschichtsschreibung eine bedeutende Wirkung auf die öffentliche Meinung zuschreiben. Dazu taugte sie schon nicht, weil der Kreis der Interessenten ein sehr geringer war. Außerdem waren ihre Vertreter in der Mehrzahl geistlichen Standes, dadurch von den Gedankenkreisen der spezifisch kirchlichen Weltanschauung ganz besonders beeinflußt. Ihren Werken ist als Unterton eine gewisse moralisierend religiöse Tendenz gemeinsam, der sich freilich politische und andere Parteianschauungen sehr wohl einordnen ließen. Dazu kommt — und das ist für diese Betrachtung das wichtigste —, daß die Biographen, Chronisten und Annalisten meist nicht für die große, ihnen unbekannte Oeffentlichkeit schreiben, sondern für verhältnismäßig wenige, für einen hohen Auftraggeber, für die Mitbrüder eines Klosters oder einer sonstigen geistlichen Körperschaft und Verbindung [3]).

Wenn sich in der Zeit des Investiturstreites auch die Geschichtsschreibung nach den vorwaltenden Parteien und Parteilagern scheidet, so war sie doch kaum, ob kaiserlich oder päpstlich, zunächst auf eine

[1]) Jul. Kaerst, Forschungen zur Geschichte Alexanders des Großen. Stuttgart 1887 S. 79 f.

[2]) W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 1 [7] S. 234.

[3]) Bernh. Schmeidler, Italienische Geschichtsschreiber des XII. und XIII. Jahrhunderts. Leipziger Studien 11 (1909) S. 2 ff.

Wirkung nach außen hin berechnet. Da mußten die Traktate, Briefe, Manifeste, Gedichte und Dialoge in die Bresche treten. Aber auch diese hatten nach unseren heutigen Begriffen wohl nur einen geringen Leserkreis.

Seit dem ausgehenden zwölften Jahrhundert lösen sich neue Gedankenrichtungen ab. Ihre Herkunft weist auf die italienischen Kommunen, wo ein reges städtisches Leben dem Emporkeimen moderner Ideale ungleich mehr Nahrung bot als das überwiegend ländliche Dasein anderer Länder. Ein erhöhtes Bildungsbedürfnis macht sich geltend und hiemit auch das Verlangen nach reizvollerer geistiger Kost. Man schreibt nicht mehr bloß für einen einzelnen oder für einige wenige, denn selbst wenn ein Auftraggeber die Abfassung veranlaßte, so tat er dies in der Regel nicht für sich allein, sondern für das Publikum, von dem er gelobt und gerühmt werden wollte. Die Schriftsteller mußten deshalb — und dies gilt nicht nur für die Historie — unterhaltsam schreiben.

Die Sehnsucht nach Ruhm und Berühmtheit, die nun in allen bedeutenderen Köpfen gezündet hatte, regte die Freude an der Geschichtswissenschaft zu neuer Stärke an. Sie hatte zweierlei zur Folge. Die einzelnen Städte, Regierungen, Fürsten, Länder strebten danach, ihren Namen, ihre Taten, ihre Bedeutung, die in der Historie lebten, entsprechend zur Geltung zu bringen. Sie ahnten oder wußten auch, welche politische Kraft solchen Kundgebungen innewohne. Andererseits aber gierten die Verfasser dieser Werke nicht weniger nach persönlichen Ehren und persönlicher Berühmtheit, die ihnen durch die Verbindung mit hohen Herren und einflußreichen Behörden zuteil wurden. Vielfach wurde die Geschichtsschreibung als eine Beigabe zu gewissen Aemtern betrachtet, die mindestens patriotische Pflichten in sich schloß [1]).

Viel häufiger war es aber, daß man einen jener Literaten, die als Humanisten bekannt sind, in Sold nahm, um sich die Geschichte des eigenen Landes anfertigen zu lassen. Venedig unterhielt eine Reihe solcher offiziösen Historiographen, storici publici, die ihre Pflichtarbeiten mit größerem oder geringerem Geschick vollführten [2]). Die neapolitanische Regierung mußte sich aus ganz Italien ihre Lorenzo Valla, Bartolom-

[1]) Belege bei Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, wo es S. 29 heißt: „Keine Regierung empfand es stärker als die venezianische, daß die Florentiner durch ihre humanistischen Geschichtsschreiber dem übrigen Italien in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung den Rang abgelaufen hatte".

[2]) Aug. Prost, Les Chroniques Vénetiennes. Rev. des quest. hist. 31 (1882) S. 512 ff..

meo Fazio, Gioviano Pontano zusammensuchen, um eine entsprechende höfische Geschichtsschreibung in die Wege zu leiten.

Die gewerbsmäßig betriebene Publizistik auf historischem Gebiete hatte aber Paolo Giovio zu seinem Fach erwählt. Er konnte Heinrich II. eine ‚penna d'oro col finissimo inchiostro' versprechen und durfte ein andermal die Behauptung wagen: „Ich will nicht arbeiten, wenn ich nicht bezahlt werde". Daß er trotz der Entlohnung Wahrheiten sagte, selbst seinen Patronen kleine Hiebe versetzte, spricht nicht dawider, denn das war ja das Geheimnis seiner journalistischen Fähigkeiten, daß er pikant zu schreiben verstand [1]). Lob und nichts als Lob wirkt auf die Dauer langweilig. Auftraggeber wie Beauftragter dachten modern genug, um das zu verstehen.

Giovio war einer der geistreichsten und frechsten unter diesen Mietlingen der Feder, die sich nun an alle Großen der Erde herandrängten, um ihnen ihre Geschichtsschreibung anzubieten [2]). Ruhm, Ewigkeit, Unsterblichkeit waren die Schlagwörter und Lockungen, deren sie sich in geschäftstüchtiger Weise bedienten. Meist war ja die Historiographie nur eine Seite ihrer Betätigung, vielfach war sie sicher ohne inneren Drang, sondern nur wegen ihrer Einträglichkeit gewählt worden, oder weil man sich durch sie zur Geltung bringen konnte. Enea Silvio hatte sich als Dichter, als Politiker, als Geograph versucht, Cuspinian war Professor der Eloquenz und Arzneikunde, zugleich Diplomat und Dichter, Celtis und Stabius trieben Mathematik, Grünpeck war ebenfalls Mathematiker, Astronom, Arzt, Theolog. Aber sie alle waren mit demselben Eifer Publizisten. Und da man, namentlich bevor Luther aufgetreten war und in großem Stile sich der Buchdruckerpresse bedient hatte, die Geschichtsschreibung als sicherstes Mittel der Meinungsbeeinflussung angesehen hatte, wurden diese gewandten, vielbeschäftigten

---

[1]) Von Fueter gut hervorgehoben. Vgl. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber S. 70 ff.

[2]) So schreibt Joseph Grünpeck an den Kanzler des Herzogs Georg von Bayern-Landshut, den Grafen Wolfgang von Kolberg (1496): Fateor Germaniam nostram non minus quam Italiam liberalissimis studiis literatissimisque hominibus affluere; inprimis Bavariam a nostris clarissimis et illustrissimis ducibus apprime ornatam ac lumine quodam ornatissimo liberalium studiorum caeterarumque arcium dignissimarum proprie illustratam nemo ambigit ita profectam ut nulli provincie inferior sit. Sed hoc me maximo dolore in dies afficit, nullos esse qui hunc laborem subirent, quo nostrorum prefatorum principum splendidissima gesta quibus nemini cedunt suis scriptis illuminarent et eternitati conservarent, ne quasi tenebris obruta sordescerent. Arch. f. öst. Gesch. 73 (1888) S. 356 f.

Publizisten Historiker, wie sie unter Umständen Astrologen, Universitätsprofessoren, Aerzte und Propheten waren.

Das oft zitierte Wort, Maximilian I. sei der erste moderne Mensch oder doch der erste moderne Fürst in Deutschland gewesen, hat nur dann Berechtigung für sich, wenn man ihn in seinem Verhältnis zu den wirkenden meinungsbildenden Kräften seiner Zeit betrachtet. Der Abstand zwischen der herrschenden öffentlichen Meinung jener Tage und den tatsächlichen Zuständen, der Abstand zwischen den Bildern, die die führenden Schriftsteller von ihrer Gegenwart entwarfen, und der aktenmäßig belegbaren „Wirklichkeit", dieser Abstand wirkt bis auf unsere Zeit herauf, wirkt in der historischen Betrachtung noch bis heute nach[1]). Es gab keinen humanistischen Schriftsteller von Rang, den Maximilian nicht zu sich herangezogen, für den er nicht auch eine Aufgabe und eine Würde oder Pfründe übrig gehabt hätte. Man hat ihm freilich nach seinem Tode vorgeworfen, es seien an seinem Hofe wohl Sänger, Jäger und Musiker, nicht aber Gelehrte und Künstler zu finden gewesen; das ist allerdings falsch und wurde schon damals zurückgewiesen[2]), wenn man aber damit sagen wollte, der Kaiser habe vorzüglich Sänger seines Ruhmes begünstigt, die Künste besonders zur Erhöhung seines Namens gepflegt, so liegt darin ein Körnchen Wahrheit.

Es ist bekannt, wie viele gelehrte Federn er beschäftigte. Ein ganzer Stab von „Historiographen" umgab ihn, Ladislaus Suntheim, Johann Stabius, Jakob Mennel, Max Treitzsauerwein mußten in seinem Auftrage Reisen unternehmen und Nachschau halten nach Denkmälern, die der Geschichte seines Hauses und Geschlechtes neues Licht zuführen sollten. An der Historia Friderici III et Maximiliani I des Joseph Grünpeck, die in seinem Auftrage verfaßt worden ist, hatte er selber Verbesserungen und Streichungen vorgenommen. Daneben veröffentlichte er die bekannten selbstbiographischen und selbstverherrlichenden Werke, plante eine Reihe von nicht weniger denn hundertdreißig Bücher herauszugeben, die alle mehr oder weniger „zur Erinnerung an seinen Namen und den des österreichischen Hauses" beitragen sollten. Er überlegte, ob der Weißkunig nicht deutsch, lateinisch oder französisch oder überhaupt in allen Sprachen erscheinen sollte, gebrauchte mit einem

---

[1]) Vgl. A. Walther, Die neuere Beurteilung Kaiser Maximilians I. Mitt. des Inst. für öst. Gesch. 33 (1912) S. 320 ff. Vgl. hiezu die Bemerkungen Joh. Hallers in der Hist. Zeitschr. 111 (1913) S. 379.

[2]) Jos. Knepper, Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssen 1, 2 und 3), Freiburg 1898 S. 19.

Worte alle Mittel, um diesen publizistisch gerichteten Schriften eine möglichst große Verbreitung zu sichern [1]).

Sein Lob und seine Freigebigkeit hielt alle regsameren Geister in seinem Bann. Wenn seine Politik sich drohend gegen den Feind seines Hauses, gegen Frankreich, stellte, was Wunder wenn der Humanistenwinkel in dem national von jeher bedrängten Elsaß das Echo seiner staatsmännischen Kundgebungen wurde. Wimpheling, den der Kaiser später ebenfalls beschäftigte, warf das Wort von der „gallischen Perfidie" in den Streit, Beatus Rhenanus grub den Ruhm des deutschen Volkes aus dem Schutte seiner Geschichte aus. Es ist nicht undenkbar, daß diese in jenen Schriften ruhenden Stimmungselemente eine wichtige Vorbereitung für die öffentliche Meinung Deutschlands waren, als sich nach dem Tode des Kaisers der französische König um die deutsche Krone bewarb. Kaum je hat es ein Herrscher in der Folge ebenso verstanden, alle geistigen Kräfte in jener Weise zu mobilisieren, sich und seinem Hause zum Ruhm und der Verkündigung dieses Ruhmes dienstbar zu machen wie Maximilian I.

Die Geschichte wird aber hauptsächlich dann zu publizistischen Zwecken ausgebeutet und mißbraucht, wenn große politische oder geistige Bewegungen im Gange sind. Die ersten Jahre der Reformation, da die religiösen Fragen alle anderen in den Hintergrund stießen, mußten Theologie, Kirchenrecht, allenfalls Kirchengeschichte herhalten. Es entwickelte sich wie dann im neunzehnten Jahrhundert nach dem „Kulturkampf" eine Geschichtsschreibung, die sich einzig und allein von konfessionellen Gesichtspunkten leiten ließ, daneben bürgerte sich an Höfen und Regierungen ein Hof- und Landeshistoriographentum ein, staatsrechtliche und parteipolitische Ansprüche wurden in Geschichtswerken begründet, verteidigt, Kämpfe aller Art in ihnen ausgekämpft, aber niemals wieder trat das geistige Söldnertum im Rahmen der Historie so offen und ungescheut auf den Plan als in der Humanistenzeit.

Erst allmählich rang sich die Geschichte zur Höhe bewußt wissenschaftlicher Behandlung durch, erst nach und nach kam man zur Erkenntnis, daß sie keine Dienerin des augenblicklichen Staatsinteresses ist, daß sie kein bloßes Werkzeug dieser oder jener politischen Ziele sein darf. Man hat eben auch erfahren, daß ein Werk, darin ein Verfasser seine Ueberzeugung zugunsten irgend einer Macht oder Strömung zu deutlich beugt und verleugnet, vielfach den eigentlichen Absichten geradezu

[1]) Karl Giehlow, Dürers Entwürfe für das Triumphrelief Kaiser Maximilians I. im Louvre. Jahrb. der kunsthist. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses 29 (1910/11) S. 14 f.

entgegenwirkt. Ausgestorben ist die Art der tendenziösen Geschichtsschreibung freilich auch heute noch nicht, doch braucht es jetzt keines Beweises mehr, daß die Wissenschaftlichkeit der Historie vor allem darin liegt, daß sie sich aller publizistischen Elemente entledigt[1]).

Die „Objektivität" des Geschichtsforschers ruht in dem festen Willen nach Wahrheit und in der sittlichen Kraft, das als wahr erkannte Wissen zu verkünden. Der Historiker darf nicht wie der Publizist darnach fragen, welche Wirkung seine Ergebnisse auf das Publikum, auf die öffentliche Meinung ausüben werden und wie er es anstellen müsse, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, er ist eben nicht wie jener Herr seines Erkenntnisstoffes, den er nach seinem Gutdünken bilden und gestalten darf.

Doch auch jene Geschichtswerke, die sich jenseits aller Tendenz bewegen, ja sie vielleicht mehr als die anderen können von vorherrschenden Gedankenrichtungen und öffentlichen Meinungen Zeugnis ablegen. In ihrer passiven Befangenheit zeichnen sich die großen Denklinien einer Zeit. Oft ist es die bloße Wahl der behandelten Stoffe, die Vorliebe für die geschichtliche Betrachtung bestimmter Zeiten oder Persönlichkeiten, in denen sich dies kundgibt. Das ist nun allerdings der Historie mit der schönen Literatur und mit den meisten anderen Wissensgebieten gemein. Deshalb muß die Geschichte der Literatur und der Wissenschaften überhaupt, sobald sie ihre Stoffe nicht bloß in ihrer technischen Entwickelung, sondern auch in ihren geistigen Beziehungen darstellt, zu einer Geschichte der öffentlichen Meinungen werden[2]).

Tendenz ist zumeist eine auf ein bestimmtes Ziel gerichtete potenzierte geistige Tätigkeit. In ihr sind die individuellen Bestandteile ungleich stärker vertreten als in jener schon mehrfach erwähnten passiven Befangenheit, in der auch der klarste Kopf den Voreingenommenheiten

[1]) Wohl zu unterscheiden davon ist die Einflußnahme, die der Staat auf Werke ausübt, die der Zeitgeschichte oder doch der Geschichte erst kurz vergangener Zeiten gewidmet sind. Hier hat der Staat ein Recht, Zurückhaltung zu verlangen, der Geschichtsschreiber die Pflicht, Behutsamkeit zu üben. Daß freilich allzugroße Aengstlichkeit des Staates nur Wasser auf den Mühlen der Sensationspublizistik und deshalb gefährlicher ist als bedingte Liberalität gegenüber Historikern, zeigt Rich. Fester, Der Staat und die zeitgenöss. Geschichtsschreibung. Zeitschr. für Politik 3 (1910) S. 3.

[2]) Selbst Schulbücher können Träger bestimmter Tendenzen sein, spiegeln Volksanschauungen wider und sind deshalb Quellen für die Erkenntnis öffentlicher Meinungen. Es dürfte bekannt sein, daß die französische Revolution sich auch der Lehrbücher als Agitationsmittel bemächtigt hat und daß sie auch jetzt noch in verschiedenen Staaten zur Verfechtung politischer und nationaler Gedanken mißbraucht werden.

und „Schwächen" seiner Zeit, also den vorwiegend kollektiven Elementen des Denkens seinen Tribut leistet. Man erinnere sich, mit welcher Verachtung selbst die Aufgeklärtesten der Hellenen von den „Barbaren" sprachen. Die naive Verwunderung eines Reiseberichtes über fremde Sitten und Gebräuche kennzeichnet die Anschauungen, die der Reisende selber hat und die in seiner Heimat vorherrschen, mit größerer Deutlichkeit als irgendwelche publizistische Absichtlichkeit. In seiner Literatur und nicht bloß in seiner dichterischen, auch in seiner wissenschaftlichen, enthüllt uns ein Volk die Summe seiner öffentlichen Meinungen. Die sind hier natürlich im weitesten Rahmen gefaßt.

Der marktgängige Sprachgebrauch begreift unter „öffentlicher Meinung" stets bloß die auf das staatliche Leben gerichteten Anschauungen und Urteile. Spricht man deshalb von „Publizistik", so versteht man darunter die an die Oeffentlichkeit sich wendende Schriftstellerei, insofern sie Stellung zu staatsrechtlichen, politischen oder wirtschaftlichen Fragen nimmt. Von der wissenschaftlichen Behandlung dieser Probleme unterscheidet sich die publizistische nicht bloß durch die tendenziöse Farbengebung, sondern auch dadurch, daß sie stets nur Angelegenheiten ihrer Gegenwart aufgreift und zunächst nur auf diese zu wirken bestrebt ist.

An Wendepunkten des geschichtlichen Daseins, da die Anschauungen über die Aufgaben des Staates überhaupt oder der gegenwärtigen Regierungsweise neu orientiert werden, in Augenblicken großer staatlicher oder wirtschaftlicher Ereignisse aber auch dort, wo es sich um einen Kleinkampf der Parteien handelt, da gedeiht gerade diese Literatur am üppigsten. Diese Herkunft aus dem Streit des Tages hinterläßt natürlich ihre Spuren in diesen Schriften. Sie müssen den Zeitgenossen leicht verständlich sein, sie müssen sich dem Geschmack ihrer Zeit anpassen, sie dürfen nicht langweilen und dürfen nicht immer alles sagen, was sie sagen könnten. Sehr oft hat der Verfasser es nötig, seine Autorschaft zu verheimlichen und bringt deshalb über seine Person absichtlich falsche Mitteilungen, oft erscheint es ihm ratsam, an Dinge zu erinnern, die es gefährlich ist, offen beim Namen zu nennen, manchmal begnügt sich wohl auch der Pamphletist nur deshalb mit Anspielungen, weil es für den Leser reizvoller ist, den eigenen Scharfsinn zu üben, als stets bloß gegängelt zu werden.

Meist handelt es sich also um kürzere Darlegungen mit scharf zugespitztem, auf ein bestimmtes Ziel hindrängendem Inhalt. Es haben sich deshalb nicht selten die besten Stilisten, wie Cicero und Milton, wie Swift und Goerres versucht gefühlt, die Kunst und Kraft ihrer Sprache für ihre Ideale einzusetzen, für eine ihnen werte oder heilige

Sache in die Wagschale zu werfen. Freilich läuft daneben eine Reihe von Agitationsschriften, die aller höheren Stilistik entbehren, es sind dies die auf Enthüllungen beruhenden Pamphlete, die wirkliche, falsche oder gefälschte Aktenstücke, Briefe oder sonstige Geheimpapiere der Gegenpartei veröffentlichen, um diese in ihren Absichten bloßzustellen oder ihr sonst damit zu schaden.

Die Literatur der Flugschriften reicht bis hinauf ins Altertum[1]). Eines der ältesten Pamphlete, jene pseudoxenophontische Ἀθηναίων πολιτεία haben wir bereits an anderer Stelle kennen gelernt[2]). Selbstverständlich ist auch schon die ältere Literatur der Griechen durchwirkt von Betrachtungen politischer Natur. Weder Homer noch Hesiod sind der Versuchung entgangen, derlei Bemerkungen in ihre Werke einzustreuen[3]). Aber an eine theoretische Behandlung staatswissenschaftlicher Fragen konnte erst im Zeitalter der Sophistik und Sokratik gedacht werden, da sich erst hier die Wissenschaft der Erkenntnis menschlichen Lebens zuwandte[4]). Das würde nun freilich nicht hindern, daß sich auch schon vorher eine den praktisch-staatlichen Bedürfnissen gewidmete Schriftstellerei entwickelt hätte, aber für eine solche bot gerade das fünfte Jahrhundert, das einen Sokrates und Gorgias hervorgebracht hat, auch in politischer Hinsicht ungleich mehr Anreize als frühere Epochen. Die gewaltigen Verfassungskämpfe stellten alle selbständig Denkenden vor ein Entweder-Oder. Der geistreiche Protagoras von Abdera schuf der demokratischen Staatsverfassung die theoretischen Grundlagen[5]), Pythagoras organisierte einen Bund zur sittlichen wie politischen Erneuerung des Adels, Herakleitos verhöhnte die volksverführerische Gleichheitssucht seiner Mitbürger. Man hat sowohl bei Demokritos von Abdera wie bei Hippodamos, bei Xenophanes und Empedokles von Akragas wie bei Prodikos Gedankengänge staatswissenschaftlichen Inhalts nachzuweisen vermocht. Und noch eine ganze Reihe von Schriftstellern bis auf Platon und Aristoteles ließe sich anfügen, die diesem Gegenstande ihre Kraft geliehen haben[6]).

[1]) Die folgende Uebersicht kann natürlich nur eine ganz allgemeine Charakterisierung und auch in den Literaturnachweisen bloß da und dort Fingerzeige geben. Sie ist je nach den erreichbaren und bekannt gewordenen Vorarbeiten lückenhaft und ungleichmäßig.

[2]) Ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur bei E. Kalinka, Die pseudoxenophontische Ἀθηναίων πολιτεία S. 39 ff. [3]) S. o. S. 116 f.

[4]) Dies betont besonders Hans von Arnim, Die politischen Theorien des Altertums, Wien 1910, S. 17.

[5]) Adolf Menzel, Protagoras, der älteste Theoretiker der Demokratie. Zeitschr. f. Politik 3 (1909/10) S. 205 ff.

[6]) Eine Aufzählung dieser Literaturerzeugnisse bietet jetzt Jul. Schvarcz,

Daß in einem politisch so lebhaft empfindenden Volke neben der hohen Wissenschaft auch der literarische Kleinkampf nicht gefehlt hat, steht wohl außer Zweifel. Da und dort lassen sich in der Tat Flugblätter nachweisen und von Herakleitos wissen wir, daß sich seine Bemerkungen in das staatliche Leben seiner Vaterstadt Ephesos mengten. Wenn sich uns nur wenig davon erhalten hat, so teilt dies das Schicksal, das nun einmal diesen an die Ereignisse des Tages anknüpfenden Schriften eignet.

Waren die Römer in der theoretischen Erfassung staatlicher Fragen nicht sehr selbständig, so übertrafen sie die Griechen in der praktischen politischen Technik. Sobald sie sich literarischer Bildung bemächtigt hatten, wurde sie ihnen ein willkommenes Hilfsmittel zur Unterstützung staatsmännischer Ziele[1]). Wir sind auch schon an verschiedenen Orten solchen schriftstellerischen Erzeugnissen begegnet, wir wissen, welche Rolle darin die Form des Briefes und des Zwiegespräches gespielt hat. In Rom hat man für solche Schriften, die wir Flugblätter, Pamphlete oder Pasquille nennen, den Kunstausdruck libelli, auch libelli famosi.

C. Gracchus arbeitete mit solchen Mitteln, Cicero verschmähte diese Art schriftstellerischer Betätigung nicht, Pompejus beschäftigte etliche Federn, die in seinem Sinne schrieben, Cäsar war darin eifriger als einer vor ihm. Varro bekämpfte in einem eigenen Buche den Bund, den Pompejus, Crassus und Cäsar im ersten Triumvirat mit einander geschlossen haben, während andere zugunsten Cäsars geschrieben haben dürften. Ueberhaupt scheint sich Cäsar mit einem ganzen Stab von Publizisten umgeben zu haben, die jeweils seine Politik zu vertreten hatten, wenn er selber zur Feder nicht greifen konnte oder wollte[2]). Von A. Hirtius, der für ihn schriftstellerisch sich betätigte, war schon die Rede. Auch C. Oppius ist hieher zu rechnen.

Der Streit um die Erbschaft nach Cäsar brachte die Pamphletisten erst recht in Bewegung. Der tote Cicero wurde in der dem Sallust zugeschriebenen Invektiva aufs gemeinste geschmäht und den lebenden Octavianus zieh Antonius in einem Sendschreiben unedler Geburt, feigen Benehmens in der Schlacht bei Mutina, geschlechtlicher Ausschweifungen und gotteslästerlichen Uebermuts. Brutus wurde der Mittelpunkt einer eigenen Literatur dieser Art. Allenthalben lassen sich die Spuren solcher Schriften nachweisen. So hat Appian fünfunddreißig Kapitel seiner

Kritik der Staatsformen des Aristoteles, Eisenach 1890, wo er im Anhang S. 113ff. über „Die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen" handelt.

[1]) Ich folge hier im ganzen H. Peter, Die geschichtliche Literatur 1 S. 163ff.

[2]) O. E. Schmidt, Flugschriften S. 631.

Römischen Geschichte nur mit der Aufzählung der anläßlich des zweiten Triumvirats erschienenen Flugschriften ausgefüllt. Augustus selbst griff im Kampfe gegen Antonius und wider gewisse republikanische Störungen zur Feder. In der Zeit des Tiberius war der witzige Mamercus Scaurus wegen seiner Schmähschriften gefürchtet und verfolgt. Ganz besonders wurde aber Claudius die Zielscheibe höhnender Satiren, die ihn in Senecas „Verkürbissung" bis nach dem Tode verfolgten. A. Fabricius Vejento schrieb unter Nero gegen Senat und Priester seine ‚Codicilli', und deutete mit diesem Titel auf die Uebung jener hin, die das, was sie im Leben offen zu sagen nicht wagten, sich fürs Testament versparten, damit ihre Ergüsse nach ihrem Tode vorgelesen würden.

Selbstverständlich erstarben diese Arten schriftstellerischer Agitation auch in den folgenden Zeiten nicht, aber neue Antriebe gewann die Flugschriftenliteratur erst durch den Widerstreit der Geister, den das Christentum heraufbeschworen hat. Celsus (um 150) sandte seinen ἀληθὴς λόγος gegen die neue, aus dem Osten kommende Heilslehre aus. Man müßte schließlich das ganze patristische Schrifttum nach publizistischen Bestandteilen durchsuchen, denn die großen Zwistigkeiten im Innern der Kirche, die Kämpfe mit außenstehenden Gegnern, die Bemühungen neue Anhänger zu gewinnen, abgefallene Seelen zu bekehren, gegen Angriffe sich zur Wehr zu setzen, das alles erfolgte in Traktaten, Homilien und Briefen, die sich an die Oeffentlichkeit wandten. So war es doch Publizistik, wenn der Apostelschüler Quadratus und der Philosoph Aristides dem Kaiser Hadrian Schutzschriften zugunsten des Christentums überreichten, wenn Tatian eine Rede an die Griechen veröffentlichte, worin er die hellenische Religion, Sittenlehre, Philosophie und Kunst bekämpft, wenn sich Athenagoras an die Kaiser M. Aurel und L. Commodus mit einer christlichen Verteidigungsschrift wandte. Die bischöflichen Synodalschreiben und die vielen gegen die Ketzer gerichteten Gelegenheitsschriften z. B. Origenes' „Disputatio cum haeretico quodam" oder die leidenschaftlichen Mahnschreiben des Tertullian gehören ohne alle Zweifel ebenfalls hieher [1]).

Das war nun freilich keineswegs politische Publizistik, aber man muß sich mit dem Untergang selbständiger antiker Kultur daran gewöhnen, daß das Gesichtsfeld dieser Literaturart erheblich eingeengt wird. Das, was an gelehrter geistiger Denkarbeit das folgende Jahrtausend geleistet hat, ist, soweit es uns schriftlich überliefert wurde,

[1]) Die Belege und Nachweise finden sich in gedrängter Form bei Gustav Krüger, Geschichte der altchristlichen Literatur in den ersten 3 Jahrhunderten, Freiburg 1898.

fast in seiner Gänze theologisch orientiert. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß vieles, was sich uns heute unter dem Bilde reinen Buchstabenzwistes und sektirerischen Gezänkes kundgibt, in seinen Wirkungen und Absichten politischer Natur war [1]).

Wie sehr haben nicht die monophysitischen Kämpfe des fünften Jahrhunderts in das staatliche Dasein von Byzanz und in die Geltung des weltlichen Machtbereiches Leos I., ja des Papsttums überhaupt eingegriffen [2]). Und auf eben diesem Boden hat sich der Gegensatz zwischen kaiserlicher Allgewalt und Kirche in dem Streite um die Verehrung der Bilder entladen. Betrachtet man aber die Tätigkeit des vermutlich bedeutendsten Publizisten Deutschlands, Hinkmars von Reims, so verwebt sich in ihr vielfach theologisches und politisches Interesse zu einer untrennbaren Einheit. Inmitten der furchtbaren sittlichen, religiösen und staatlichen Wirren, die das fränkische Reich während des zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen ausgebrochenen Bruderzwistes zerfleischten, steht Hinkmar als feste Säule des Kirchenglaubens und der gesellschaftlichen wie politischen Moral aufrecht da. Sein Sendschreiben an Ludwig den Deutschen (857), worin er die Rechte Karls des Kahlen verteidigte, war rein weltlicher Natur und ebenso war seine Schrift De divortio Lotharii regis et Tetbergae reginae (860) trotz ihrem kirchenrechtlichen Inhalt durchsetzt von politischen Absichten [3]). Auch sein Kampf für die Metropolitanrechte gegenüber Nikolaus I., der mit ein Anlaß zur Anfertigung der pseudoisidorischen Fälschungen wurde, hatte nicht bloß kanonistisches Interesse.

In dieser unruhigen Zeit, die auch das Papsttum in ihren Wirbel mit hineingerissen hat, waren die Vorbedingungen für eine lebhaftere Betätigung schriftstellerischer Fehdelust gegeben. Die Vergebung der apostolischen Würde war der Ränkesucht und dem Machtdünkel der römischen Stadtaristokratie ausgeliefert worden, seitdem Papst Formosus 896 gestorben war. Seine kraftvolle Persönlichkeit wirkte über den Tod hinaus und teilte auch da noch den Klerus in eine Partei für und eine wider ihn. Besonders als Sergius III. die von Formosus erteilten kirchlichen Weihen für nichtig erklärte, erhob sich der davon betroffene Teil der Geistlichen in offener Gegnerschaft. Erhalten sind uns von

---

[1]) Eine lehrreiche Uebersicht von Heinrich Werner, Kirchen- und sozialpolitische Publizistik im Mittelalter. Deutsche Geschichtsblätter 6 (1905) S. 65 ff. und 105 ff.

[2]) G. Krüger, Monophysitische Streitigkeiten im Zusammenhang mit der Reichspolitik, Diss. Jena 1884.

[3]) Heinr. Schrörs, Hinkmar, Erzbischof von Reims. Freiburg i. Br. 1884.

den damals erschienenen Schriften vier von einem gewissen Auxilius, der, wie es scheint, geborener Franke war, vermutlich aber in Neapel lebte, und zwei von Eugenius Vulgarius. Sie alle wie die gegen Johann X. gerichtete Invectiva in Romam pro Formoso papa stammen von Anhängern und Verteidigern des Papstes Formosus. Sie sind aber auch ein beredtes Zeugnis dafür, wie sich gerade in Süditalien ein Stück antiker Kultur erhalten hat [1]).

Wenn die Deutschen zu jener Zeit beinahe nichts derartiges aufzuweisen haben, so hängt dies mit dem Bildungsstande weiterer Kreise dieses Landes zusammen. Publizistik wendet sich stets an einen größeren Teil der Gebildeten und legt deshalb gerade für den Umfang geistiger Interessen, den einzelne Gesellschaftsschichten aufweisen, ein deutliches Zeugnis ab. Freilich braucht das Geistige an diesen Interessen nur der Niederschlag, die Folge von Ereignissen oder Verhältnissen zu sein, die in greifbaren Wirklichkeiten des täglichen Lebens ruhen. Der Kampf gegen die Vorrechte des Kaisertums, der Kampf gegen die Laieninvestitur, die Aufwiegelung des niederen Volkes gegen zölibatfeindliche Priester, solche Vorgänge rissen selbst den gemeinen Mann mit in den Wirbel der Bewegung.

Die große Parteischrift des Kardinals Humbert, Libri tres adversus Simoniacos (1057 oder 1058), die die Laieninvestitur als Simonie verschrie, die sowohl Eigentum wie Nutzung des Kirchengutes von allen weltlichen Gewalten unabhängig zu machen suchte und zum Grundsatze erhob: regum est ecclesiasticos sequi, hat wie die meisten, ja sicher alle Abhandlungen jener Zeit in Deutschland kaum über den Kreis gelehrter Geistlicher hinaus Leser gefunden. Wenn der Verfasser einer solchen Fehdeschrift von einem gegnerischen Werke behauptet, es werde allenthalben herumgetragen, ja fast auf allen Plätzen und Gassen zum Spott der Kirche veröffentlicht, so mag dies publizistische Uebertreibung sein, jedenfalls war aber damals die allgemeine Anteilnahme an den in solchen schriftstellerischen Erzeugnissen ruhenden Gedankenrichtungen ungewohnt groß [2]). In Italien mochten wohl auch Laien die Bewegung genau verfolgen können [3]).

Eine Aufzählung dieser Literatur, die jetzt in der Reihe Libelli de

[1]) Ernst Dümmler, Auxilius und Vulgarius, Leipzig 1866; vgl. L. M. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter 3^2 (1911) S. 214 f.

[2]) In Manegoldi ad Gebehardum liber heißt es von der Schrift Wenrichs: „Qui denique libellus quia ab illis pro autentico et jam canonizato undique circumfertur, immo pene per omnes plateas et andronarum recessus ad ecclesie ludibrium propalatur, . . .“ Mon. Germ. Libelli de lite 1, S. 311.

[3]) Mirbt S. 129.

lite in den Monumenta Germaniae handlich und kritisch abgedruckt, die von Mirbt in den Rahmen ihrer kirchenrechtlichen und zeitgeschichtlichen Beziehungen gestellt wurde, erübrigt sich um so mehr, als einzelnes davon schon Gegenstand der Erörterung gewesen ist. Nur Fragen allgemeiner Art mögen gestreift werden.

Das Verhältnis der Verfasser zu ihren Werken ist durchwegs auf dem der inneren Ueberzeugung aufgebaut. Wenn Wenrich im Auftrage einer in Trier abgehaltenen Versammlung von Parteigängern des Kaisers geschrieben hat [1]), wenn das Scriptum quoddam de controversia inter Hildebrandum et imperatorem Henricum habita auf Aufforderung zweier Kirchenfürsten verfaßt worden ist [2]), wenn Wido von Ferrara auf Geheiß Clemens' III. die Politik dieses Gegenpapstes verteidigte [3]), so waren es jedesmal überzeugte Parteifreunde, die man heranzog und es verwahrt sich der Autor des Liber de unitate ecclesie conservanda aufs heftigste gegen den Anwurf einer Hirsauer Streitschrift, als ob die Anhänger Wiberts und Heinrichs IV. um zeitlicher Vorteile willen bei diesen ausharrten. Und dieser Eindruck wird durch die individuelle Art, in der jene Schriftsteller ihre Werke gestalten, nur noch verstärkt. Natürlich sind es immer wieder gewisse Gedankengänge, die beschritten werden, gewisse Einseitigkeiten, deren sich beide Parteien schuldig machen, aber über dieses Gemeinsame erheben sich doch die Besonderheiten der einzelnen Persönlichkeiten. Da begegnet uns ein Petrus Damiani, der wohl den Lüsten der Welt zu entsagen strebt, in seinen Schriften aber seine begehrliche Rechthaberei so weit treibt, daß er sich an frivole, ja beinahe gotteslästerliche Behauptungen heranwagt. Neben dem blindwütigen Gregorianer Manegold von Lautenbach, dem der Mund von Schmähungen der Gegner förmlich überläuft, steht der ungleich ruhiger gesinnte Bernold. Er, der Sohn eines verheirateten Priesters, trat aufs eifrigste für den Priesterzölibat ein. — So karg unsere Nachrichten über die meisten dieser Literaten sind, aus ihren Werken spricht doch schon eine recht differenzierte Eigenart jedes einzelnen.

Zusammenfassend sei hier nochmals erwähnt, daß sich die politische Polemik der unmittelbar nachfolgenden Zeit weniger in solchen Broschüren weiterspinnt als in amtlichen, diplomatischen Schriftstücken. Die Kosten des publizistischen Kleinkriegs bestritten unter den Staufern nicht so sehr langatmige Traktate als die Gedichte der Troubadours und die

[1]) Ebenda S. 24.

[2]) G. Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. 3 S. 584.

[3]) Ebenda 4, S. 142.

Spruchpoesie der Fahrenden. Vermutlich darf man darin ein Zeugnis dafür erblicken, daß das Interesse an den Vorgängen des Staatslebens in Schichten der Gesellschaft gedrungen ist und hineingetragen worden ist, die früher diesen Dingen etwas ferner gestanden haben. Man sieht auch hier wieder, daß die Betrachtung der Broschürenliteratur in der Luft hängt, stellt man sie nicht in Zusammenhang mit den übrigen Ausdrucksformen der öffentlichen Meinung.

Das Verhältnis von Kirche zu Staat, der Widerstreit zwischen geistlichen und weltlichen Interessen gibt auch in der Folgezeit den Ton der Publizistik an. Je tiefer das deutsche Reich als universale Macht gesunken war, um so mehr gebetene und ungebetene Ratgeber stellten sich ein. Jene Denkschrift des Dominikaners Humbert de Romanis, die den Deutschen ein Erbreich schenken wollte, damit sie auf Italien verzichteten, enthüllt die kurialen Anschauungen Gregors X., und zum Teil wohl auch schon früherer Päpste[1]). Der Untergang des Imperiums bedeutete aber für viele den Untergang der Welt, bedeutete die Ankunft des Antichrists. Aus dieser Stimmung heraus hat Jordanus von Osnabrück zur Zeit der vor Rudolfs von Habsburg Erwählung herrschenden Wirrnisse eine Warnungsschrift ausgehen lassen.

Der zunehmenden Ohnmacht des Reiches stand die innere Festigung Frankreichs gegenüber. Ueberdies hatte es die kuriale Publizistik vermocht, den Deutschen es als geschichtliche Wahrheit vorzustellen, daß sie dem Papsttum die Uebertragung der Kaiserwürde verdankten. Konnte da die Kurie ihnen nicht auch das Imperium nehmen und den Franzosen verleihen? — Ein in Italien lebender Deutscher, Alexander von Roes, hat, wie es scheint, gegen diese drohende politische Möglichkeit 1281 einen Traktat veröffentlicht. Man kennt diese beiden von Jordanus und Alexander verfaßten und aneinandergereihten Schriften unter dem Titel Tractatus de prerogativa Romani imperii[2]). Die Frage, ob der erwählte römische Kaiser sofort nach seiner Wahl und vor der päpstlichen Bestätigung die Regierung des Reiches antreten könne oder nicht, war im 14. Jahrhundert der Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen. Tonangebend für die kuriale Betrachtungsweise wurde der im Jahre 1300 verfaßte Tractatus de jurisdictione imperatoris et imperii, auch Determinatio

[1]) C. Rodenberg, Zur Geschichte der Idee des deutschen Erbrechts im 13. Jahrh. Mitt. d. Inst. 16 (1895), S. 31. Franz Wilhelm, Die Schriften des Jordanus von Osnabrück. Mitt. d. Inst. 19 (1898) S. 617 f. Osw. Redlich, Rudolf von Habsburg, Innsbruck (1903) S. 419 ff.

[2]) Wilh. Schraub, Jordan von Osnabrück und Alexander von Roes. (Heidelberger Abhandlungen 26) Heidelberg 1910.

compendiosa de iurisdictione imperii genannt. Er gesteht dem Erwählten nur in regno Teutonie auf Grund langjähriger Gewohnheit das Regierungsrecht zu [1]). Dieser Traktat gewinnt noch an Bedeutung, da er zur Würdigung von Dantes De Monarchia Beiträge liefert.

Wenn sich Alexander von Roes gegen Frankreich und auch gegen das Papsttum gewandt hat, so wies er damit auf jene beiden Mächte, die damals in jeder Hinsicht den Ausschlag gaben. Gingen sie Hand in Hand, hatte sich Deutschland zu hüten. Um sich aber zu finden und dauernd in Eintracht zu gehen, waren sie beide noch zu eroberungslustig. Erst mußten sie ihre Kräfte gegeneinander messen. Der kühne, von einer großartigen Auffassung seiner Würde erfüllte Bonifaz VIII. kreuzte mit seiner Bulle Clericis laicos (1296), womit er das Besteuerungsrecht der Kirchen einzig und allein für den Papst in Anspruch nahm, die politischen Wege Philipps IV. von Frankreich. Der heftige Kampf, der zwischen diesen beiden Männern ausbrach, bedeutete einen Kampf zwischen geistlicher und staatlicher Gewalt. Er erreichte in der Bulle Unam sanctam (1302) seinen Höhepunkt.

Auf beiden Seiten fehlte es nicht an streitlustigen Federn [2]). Während sich die Vertreter der kurialen Partei ihre Beweisgründe vielfach aus der Rüstkammer der Scholastik holten, verschmähten es die Publizisten des Königs nicht, hie und da geistige Anleihen bei der Kampfliteratur des elften Jahrhunderts zu machen. Aber die Art des Streites hat sich inzwischen in mehr als einer Art geändert und das Bild des Kampfes in ein anderes Licht gerückt.

Der Thomismus bot ganz andere Stützen, als die Verteidiger Gregors VII. zur Verfügung hatten. Die Schriften des Wortführers der päpstlichen Partei, des Aegidius Romanus, zeugen von einer ungleich geschlosseneren Weltanschauung und gefestigteren wissenschaftlichen Betrachtungsweise als einem Petrus Damiani zueigen war. Sein im Mittelalter vielgelesener Traktat De regimine principum (1285) ist eine wichtige Ergänzung zu den späteren Schriften. In De renuntiatione papae bestreitet er die Zulässigkeit, daß ein Papst abdankt, in De ecclesiastica sive de summa pontificis potestate hat er in umfassendster Weise alle die Ansprüche niedergelegt, die das Papsttum seit

---

[1]) H. Grauert, Aus der kirchenpolit. Traktatenliteratur des 14. Jahrh. Histor. Jahrb. 29 (1908) S. 497 ff.

[2]) Eine erschöpfende Behandlung dieser literarisch-politischen Fehde bringt Rich. Scholz, Die Publizistik zur Zeit Philipps des Schönen (Kirchenrechtliche Abhandlungen 6—8), Stuttgart 1903. Auf dieses Buch sei denn auch für alle Einzelheiten verwiesen.

jenen Tagen erhoben hat. Die Kirche ist „die universale, vollendende, zum Endziel führende Gewalt, der jeder Christ sich und die Seinen unterwerfen muß. Alle Organe und Mittel der weltlichen Gewalt sind nach dem Willen der Kirche zu ordnen".

Aber auch die Stellung der Anwälte staatlichen Rechtes hat sich damals geändert. Nicht ein Konflikt zwischen papsttreuen und kaisertreuen Klerikern stellt sich uns hier dar. Ein neues, modernes Element tritt auf den Plan und ficht für die Sache des Königs, des Staates: rechtskundige Beamte. Weltliche kämpfen für weltliche Interessen. Die Denkschriften Philipps IV. stammen aus der Feder jener „Legisten", jener französischen Kronjuristen wie Floto und Nogaret. Daneben war es sicherlich erwünscht, wenn sich freiwillig Vertreter der königlichen Interessen anboten, wie Pierre Dubois einer war [1]). In der Art des französischen Geistes ging er mit der Forderung nach Säkularisation des Kirchenstaates und Gründung einer auf nationaler Grundlage ruhenden Universalmonarchie sogleich ans Extrem. In seinem Traktat De recuperatione Terre Sancte erweist sich Dubois so recht als geborner Publizist. Das rationale Element seines Denkens, das übrigens stark im Mittelalterlichen wurzelt, aber doch wieder auch entschieden individualistisches Gepräge zeigt, verführt ihn zu einer geistigen Unruhe, zu Plänesucht, zu Uebertreibungen, aber auch zu weitausblickenden Vorschlägen und Erkenntnissen.

Bonifaz hat den Kürzeren gezogen, das französische Königtum erwies sich als augenblicklich stärker, ja, als so mächtig, daß es die Kurie vollends für sich einfangen und in den goldenen Käfig von Avignon sperren konnte. In der Theorie gab das Papsttum seine Ansprüche deshalb nicht auf. Das zeigte sich namentlich in dem Vorgehen gegen Ludwig den Bayern, das Johann XXII. in seinem „Prozesse" vom 8. Oktober 1323 einschlug und in seiner reichsfeindlichen italienischen Politik [2]). Der literarische Krieg, der sich bei dieser Gelegenheit entspann, ist in manchem verschieden von der Polemik, die unter Bonifaz VIII. sich entwickelte. Nicht Beamte des Kaisers führten seine Sache, ja, wenn man von Engelbert von Admont und Lupold von Bebenberg [3]) absieht, waren es vorwiegend Ausländer, die wider die

[1]) Vgl. die kenntnisreiche Schrift von Ernst Zeck, Der Publizist Pierre Dubois, Berlin 1911.

[2]) Grundlegend für die Geschichte dieser Publizistik ist Sigm. Riezler, Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiern, Leipzig 1874.

[3]) Eine gute Uebersicht über seine Schriften und deren Inhalt findet man

päpstlichen Forderungen in die Schranken traten. Auch mengten sich in die politische Publizistik innerkirchliche Gegensätze. Der Streit innerhalb des Minoritenordens über das Wesen der evangelischen Armut, wobei Johann XXII. gegen die im Orden vorherrschende strengere Auffassung entschied, machte nun die Franziskanermönche zu natürlichen Bundesgenossen jeden Gegners des regierenden Papstes. Unter ihnen ragte aber ganz besonders der Engländer Wilhelm von Ockam hervor, der in seinem Dialogus (ca. 1342) den ganzen Komplex der damals aufgetauchten Fragen über Primat des Papstes, über das Generalkonzil, über die weltliche Macht usw. behandelte und mit seinem Tractatus de electione Caroli IV. unmittelbar in Tagesfragen eingriff.

Die nachhaltigste Wirkung für die Folgezeit hatte unzweifelhaft Marsiglio von Padua mit seinem Defensor pacis (1324) erreicht. Er deutete darin den Unterschied zwischen geistlich und weltlich ganz anders als es der herkömmliche Kirchenglaube tut. Die weltlichen Güter und Handlungen der Kleriker sind wie die der Laien weltlichem Gesetze unterworfen. Den Priestern steht auch keine Strafgewalt zu. Sie müssen in evangelischer Armut leben. Petrus hat keine Jurisdiktionsgewalt über die anderen Apostel gehabt, also kommt auch seinen Nachfolgern keine solche über andere Priester zu. Die Einsetzung von Geistlichen soll durch die Wahl und Präsentation der Gemeinden geschehen. In Glaubensfragen hat nicht der Papst, sondern nur das Generalkonzil zu entscheiden. Die Krönung der Kaiser durch den Papst gibt diesem nicht mehr Rechte über das Reich als dem Erzbischof von Rheims über den König von Frankreich. Die Königswahl bedarf keineswegs der päpstlichen Bestätigung. — Dies ungefähr die wichtigsten Punkte des Inhalts. Dieses mächtige Gedankenwerk, das dem Verhältnis von Kirche und Staat einen ganz neuen Sinn unterlegte, wandte sich zwar an seine Gegenwart, spricht aber in Wirklichkeit zur Zukunft. Sofort entfachte sein Erscheinen Gegnerschaften im Lager des Papsttums, aber was da hervorgebracht wurde, reicht nicht an die Kühnheit und Größe dieser Streitschrift [1]).

Gegen solche Gegner waren die Verteidiger des Papsttums wie Andreas de Perusio (Tractatus contra edictum Ludovici Bavari),

---

bei Hermann Meyer, Lupold von Bebenberg in Studien und Darstellungen aus dem Gebiet des Geschlechts 7, 1 u. 2, Freiburg 1909.

[1]) Weitere Ergänzungen zu unserer bisherigen Kenntnis jener Streitschriftenliteratur bei Rich. Scholz, Unbekannte kirchenpolit. Streitschriften aus der Zeit Ludwigs des Bayern (Bibl. des kgl. preuß. Histor. Instituts in Rom 9), Rom 1911.

Alvaro Pelayo (De planctu ecclesiae 1331), Petrus de Lautra, Konrad von Megenberg mit seinem Planctus ecclesie in Germaniam (1337) und Tractatus de translatione imperii (1354)[1] nicht gewachsen. Die reicheren und selbständigeren Geister standen auf Ludwigs Seite. Einen wirklichen praktischen Erfolg hatte der Kaiser dieser Bundesgenossenschaft trotzdem kaum zu verdanken und seine Politik wurde von diesen Beratern auch nicht wesentlich beeinflußt[2].

Die hohen politischen, namentlich finanziellen Forderungen der Kurie führten auch in England zu Gegenmaßregeln des Staates. Mit solchen beschäftigte sich vor allem das „gute Parlament" (1376) und dieser ganze Streit bietet den geschichtlichen Hintergrund für das kirchenpolitische Auftreten von Johann Wiclif. Hatte er schon in dem Buche De dominio civili auf Grund seiner Bibelstudien die Hierarchie abgelehnt, so wurden seine „Achtzehn Thesen", die er gegen den weltlichen Besitz der Kirche, gegen die absolute Befugnis des Papstes zu lösen und zu binden richtete und 1376 zu Oxford vor seinen Schülern vertrat, bald allgemein bekannt. Die kirchliche Verurteilung seiner Lehrsätze beantwortete er mit einer allerdings zum Teil abschwächenden Erklärung und absichtlicher Verbreitung dieses Kommentars. Nach seiner eigenen Behauptung sandte er diese kommentierten Thesen per magnam partem Anglie et cristianismi et sic ad curiam Romanam. Um auf weitere Kreise wirken zu können, verfaßte er seine „Dreiunddreißig Konklusionen" auch in englischer Sprache, schrieb ferner eine Reihe Sendschreiben und Traktate[3].

Der Ausbruch des großen Schismas 1378 gab zwei in Paris als Lehrer an der Sorbonne wirkenden Deutschen, die beide später als Leuchten deutscher Universitäten in der Heimat starben, Gelegenheit, auf die kirchenpolitischen Anschauungen ihrer Zeit Einfluß zu nehmen[4].

[1]) Darüber R. Scholz in Realenzyklop. für protest. Theologie 23 (1913) S. 798—802.

[2]) Dies hebt Jul. v. Pflugk-Harttung, Anhang, Gegner und Hilfsmittel Ludwigs des Bayern in seinem Kampfe mit der Kurie, Zeitschr. für Kirchengesch. 21 (1901) S. 195 gut hervor.

[3]) Das Verdienst, diese Fragen in kritische Beleuchtung gerückt zu haben, gebührt Joh. Loserth. Vgl. dessen Studien zur Kirchenpolitik Englands im 14. Jahrh. Sitz.-Ber. der Wiener Ak. 136 (1897), 156 (1907), Die ältesten Streitschriften Wiclifs. Ebenda 160 (1908) und Wiclifs Sendschreiben, Flugschriften usw. Ebenda 166 (1910). — Ebenso danken wir Loserth den Nachweis von der geistigen Abhängigkeit, in der Hus von den Schriften Wiclifs gestanden hat, die sich oft in wortwörtlichem Gleichlaute der entscheidensten Stellen kundgibt. H. Loserth, Hus und Wiclif, Prag 1884.

[4]) Aug. Kneer, Die Entstehung der konziliaren Theorie (Röm. Quartal-

Konrad von Gelnhausen (gest. 1390 zu Heidelberg) verfaßte im Auftrage Karls V. von Frankreich die Epistola brevis (1379) und die Epistola concordiae (1380), worin er den Gedanken der Volkssouveränität ins Kirchliche übersetzte. Nicht der Papst ist unfehlbar, sondern die Gesamtkirche, die durch das allgemeine Konzil vertreten wird. Die allerorten auftauchende Idee von der Notwendigkeit eines Generalkonzils hat er zu einer Theorie erweitert. Die Epistola concordiae richtete er namentlich gegen die Einwände, die verschiedene Kardinäle gegen sie erhoben hatten. Und Konrad sandte seine Abhandlungen an König Wenzel, an den König von Frankreich und an Ruprecht von der Pfalz, um für seine Ideen Propaganda zu machen. — Zum Teil auf Konrad von Gelnhausen fußend, hat Heinrich von Langenstein, später in Wien tätig, die konziliare Theorie selbständig ausgebaut. Seine Epistola pacis (ca. 1380) behandelt in Dialogform die Notwendigkeit der Berufung eines Konzils und fand sofort ihre Gegner. Den Ruf nach Reform der Kirche erhob er in der Epistola concilii pacis (ca. 1381) und stellte damit die Aufgaben des gewünschten Konzils auf eine breitere Grundlage.

Was nun an Traktaten, Broschüren, Vorschlägen und Betrachtungen veröffentlicht und verbreitet wurde, bedeutet eine solche Fülle, daß hier nicht einmal das Wichtigste angedeutet werden kann. Am Krankenbett der papstlosen Kirche saßen die verschiedensten Aerzte. Den Anschauungen ihrer Zeit folgend, hofften sie in der Abhaltung einer großen Kirchenversammlung das Allheilmittel. Peter von Ailli[1]) begann seine regere publizistische Tätigkeit mit einer Epistola diaboli Leviathan (ca. 1381), worin der Teufel die Prälaten als seine treuen Diener lobt und vor einem Generalkonzil warnt. Das Pisaner Konzil, dem er selber beigewohnt hat, verteidigte er in mehreren Schriften namentlich gegen mönchische Anwürfe. Als Vorarbeit für das Konstanzer Konzil sind die Capita agendorum anzusehen[2]). Von besonderer Wichtigkeit ist sein Traktat De reformatione ecclesiae (1416), der trotz Hervorkehrung der kirchlichen Schäden maßvoll und verständig bleibt.

An das pisanische und das Konstanzer Konzil knüpft auch die

schr. Suppl. 1), Rom 1893. Vgl. L. Pastor, Geschichte der Päpste 1^2 (1891) S. 152 f. Wichtige Beiträge und Vermehrung unserer Kenntnis der Streitschriftenliteratur jener Zeit bietet F. P. Bliemetzrieder, Literarische Polemik zu Beginn des großen abendländischen Schismas (Publ. des österr. hist. Instituts in Rom 1), Wien 1910.

[1]) Paul Tschackert, Peter von Ailli, Gotha 1877.

[2]) J. H. Finke, Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils, Paderborn 1889, S. 103 ff.

publizistische Tätigkeit von Aillis Schüler Johannes von Gerson an [1]). In seinem Trialogus in materia schismatis will er die Abschaffung des Schismas den Fürsten überlassen. Für Pisa waren die Schriften De unitate ecclesiastica und De auferibilitate papae ab ecclesia bestimmt. Anläßlich der Konstanzer Verhandlungen entstand der von Heinrich von Langenstein abhängige Traktat De potestate ecclesiastica (1417). — Ebenfalls von der Sorbonne kam Nikolaus Poilevillain, bekannt als Nikolaus von Clémanges, der an antiker Literatur seinen Stil geübt hatte, um ihn in den Dienst der Zeitereignisse zu stellen. Wiewohl er schon in De praesulibus simoniacis (ca. 1411) — trotzdem er Sekretär Benedikts XIII. war — scharfe Urteile über die Lebensführung des Klerus gefällt, so ist es doch fraglich, ob die leidenschaftliche Anklage der ganzen Geistlichkeit, wie sie in De corrupto ecclesiae statu enthalten, von ihm herrührt [2]).

Aehnlich wie Clémanges war auch Dietrich von Nieheim Beamter der Kurie, ohne sich dadurch von heftigen Ausfällen gegen Papst und Klerus abhalten zu lassen. Seine Autorschaft ist gerade für seine Flugschriften in vielen Fällen zweifelhaft. Nach Max Lenz [3]) darf man ihm z. B. die Avisamenta pulcherrima zuschreiben, nach Heinrich Finke [4]) ist er der Verfasser der Abhandlung De necessitate reformationis (1414). Unter seinen vielen Agitationsschriften zählt auch eine in der Form eines Briefes an Johann XXIII. De bono Romani pontificio regimine (ca. 1410), in der er Anleitungen für ein segensreiches Kirchenregiment gibt [5]).

Die Enttäuschungen aller, die von dem Konzil zu Konstanz eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erhofft hatten, setzten nun die Federn der Publizisten zu erneuter lebhafterer Tätigkeit in Bewegung. Wieder gibt es Vorwürfe, Anklagen, Vorschläge in Fülle. Die Kirchenversammlung zu Basel brachte die Geister in noch heftigere Erregung als jene zu Konstanz. Der Kampf zwischen Konzil und Papst, die Schrecken der Hussitenkriege, die Ohnmacht des deutschen Reiches boten die Grundlagen für eine üppig in die Halme schießende Traktatenliteratur und Spottlieder.

---

[1]) Literaturnachweis in der Realenzykl. für protest. Theol. 6 (1899) S. 612 ff.

[2]) P. Hemmerle, Nikolaus Poillevillain, genannt Nikolaus von Clemanges und die Schrift ‚De corrupto ecclesiae statu', Hist. Jahrb. 27 (1906) S. 803 ff.

[3]) Drei Traktate aus dem Schriftenzyklus des Konstanzer Konzils, Marburg 1876.

[4]) Hist. Jahrb. 8 (1887) S. 284 ff.

[5]) D. Rattinger im Hist. Jahrb. 5 (1884) S. 163 ff.

Die Beweisgründe des Marsilius von Padua leben in der Confutatio primatus papae (ca. 1443) weiter, um darzutun, daß dem Papste in weltlichen Dingen die potestas coactiva und die plenitudo potestatis fehle. Vielleicht ist der Minorite Matthias Döring der Verfasser dieser Schrift[1]). Der überragendste Kopf unter diesen Publizisten war ohne Zweifel Nikolaus von Cues, der in seiner De concordantia catholica (ca. 1433) nichts Geringeres unternahm, als Staat und Kirche in gleicher Weise reformieren zu wollen. Was die Konzilien in der Kirche sollen im Reiche entsprechende Reichsversammlungen bezwecken. Der Vergleich des Cusaners mit Goerres hat in der Tat manches für sich[2]).

Gregor von Heimburg[3]), der Jurist und Advokat, vertrat den vom Papst gebannten Sigmund von Tirol und den ebenfalls gebannten Erzbischof Diether von Mainz. In deren Diensten erwies sich Gregor als streitbarer Literat, der namentlich den Volkston traf und wie keiner vor ihm die Schwächen der Kurie ans Tageslicht zog (Admonitio de usurpationibus paparum Romanorum ad imperatorem).

Ueberblickt man die an die konziliare Theorie anknüpfende Schriftstellerei, die mit diesen wenigen Hinweisen nur gestreift werden konnte, so stellt sich einem das Bild einer Revolutionsliteratur vor Augen: maßlose, übers Ziel schießende Anschuldigungen aus dem Munde an sich sachkundiger, ernster Männer, Fehdelust und Vielgeschäftigkeit, die voll glänzender, wenn auch nicht immer eigenartiger Gedanken, doch selten das Tatsächliche trifft. Man strebt immer nur geistig zu wirken und baut Gedankenwerke auf, denen oft die Grundlage der Wirklichkeit mangelt. Vom Standpunkte des augenblicklich Erreichbaren sind viele von ihnen in die Irre gegangen, haben sich von ihrer Intelligenz zu Unmöglichkeiten verleiten lassen. Aber wenn auch ein Ailli, ein Gerson Rücksichten auf Gönner und Freunde genommen hat, im allgemeinen handelt es sich doch um Persönlichkeiten, die nur ihrer Ueberzeugung folgten. Schon in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts treffen wir freilich Berufsliteraten. Gregor von Heimburg bildet den Uebergang zu jenen Schriftstellern, die für ihren Auftraggeber arbeiten. Der Vorwurf „Wortverkäufer", den man ihm entgegenschleuderte[4]), trifft freilich nicht ganz zu, aber er war doch Anwalt in fremder Sache. Ungleich mehr folgte Enea Silvio in seiner publizistischen Tätigkeit rein äußer-

[1]) P. Albert, Hist. Jahrb. 11 (1890) S. 439 ff.

[2]) O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen 2 (1887) S. 381.

[3]) Paul Joachimsohn, Gregor Heimburg, Hist. Abhandlungen aus dem Münchener Seminar 1 (1891).

[4]) Ebenda S. 225.

lichen Beweggründen. Der augenblicklichen Richtung, seinem augenblicklichen Vorteil widmete er jeweils seine Feder. Als Sekretär des Gegenpapstes Felix verteidigte er in den Commentarii de gestis Basiliensis concilii (1440) die Vorgänge zu Basel und begründete die Absetzung Eugens IV.; als er in die Kanzlei Friedrichs III. eintrat, widmete er ihm den Pentalogus (1442), als er zur römischen Kurie überschwenkte und dazu die Hilfe des Kaisers brauchte, schrieb er die Epistola de ortu et autoritate imperii Romani (1445), worin er die Abhängigkeit der Kaiserwürde von Rom dadurch zu mildern suchte, daß er die Unumschränktheit kaiserlicher Gewalt predigte [1]).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses durch Sprache und Beweisführung von dem Verständnis der Masse sich absondernde Schrifttum, trotzdem auf weitere Kreise aufreizend, zum Teil verwirrend eingewirkt hat. Mancher von den einstigen Rebellen, wie Enea Silvio, wie Nikolaus von Cues, kehrte ja zur alten Kirchentreue zurück gleich so vielen, die erst der französischen Revolution zugejubelt hatten, hernach aber von ihr enttäuscht sich abwandten. Trotzdem gab diese gelehrte Publizistik den Ton an und dieser Ton war ein ziemlich scharfer, schneidender, der mehr niederriß als aufbaute. Die innere Unruhe, die die niederen Kreise des Volkes um jene Zeit erfaßt hatte, ward durch dieses Schrifttum nur genährt, und hatte wohl auch ihrerseits wieder auf die Literatur eingewirkt. Eine aufgeregte, übers Ziel schießende Projektenmacherei überall. Als Hintergrund für die meisten dieser Vorschläge muß aber geheimnisvolle Sterndeuterei und Weissagungskunst herhalten.

Dem Kreis der Kaiserprophetien gehört auch die sogenannte „Reformation Kaiser Sigmunds" an, die, ungefähr 1438 oder 1439 in Augsburg entstanden, eine gründliche Reichs- und Kirchenreform fordert. Ihr Verfasser wünscht die Aufstellung von vier Reichsvikaren, Neuordnung der Zölle, Vereinheitlichung der Münze, auch soll von nun an jeder Bürger dem Reiche schwören und nicht wie bisher bloß seiner Gemeinde. Noch einschneidender sind seine kirchlichen Pläne, verlangt

[1]) Neben G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini, Berlin 1856 ff. und A. Bachmann, Allg. deutsche Biogr. 26 S. 206 ff.; Alfred Meusel, Enea Silvio als Publizist (Untersuchungen zur deutschen Staats- u. Rechtsgesch. 77), Breslau 1905. Neuestens herausg. bei Rud. Wolkan, Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini (Fontes Rerum Austr. 2. 67), Wien 1912 S. 6 ff. — Auf derselben Grundlage wie Enea Silvio erstrebte später Peter von Andlau in seinem Libellus de cesarea monarchia (1460), der die erste systematische Darstellung des deutschen Reichsstaatsrechtes bietet, eine Versöhnung der kirchlichen und weltlichen Gewalt. Jos. Hürbin, Peter von Andlau, Straßburg 1897.

er doch Säkularisation der geistlichen Fürstentümer, Heiratserlaubnis für Priester und stellt den Ablaß der Simonie gleich[1]).

Hatte sich diese „Reformation" den Namen eines volkstümlichen Herrschers entlehnt, so sind die Schriften (darunter auch die vierzig sogenannten ‚Trierer Statuten'), die ein juristisch gebildeter Elsässer — sein Name ist nicht festgestellt — verfaßt hat, mit apokalyptisch-mystischen Anschauungen aufs innigste verwoben[2]). Dieser Zeitgenosse Friedrichs III. und Maximilians I. ist von sozialistisch-kommunistischen Absichten getragen, die er namentlich durch Einziehung aller kirchlichen Güter verwirklichen will. Zugleich scheint er cäsaropapistische Tendenzen zu verfolgen, eifert gegen die Ehelosigkeit der Priester, das Klosterleben, und gegen die Ablaß verkündenden „Pfennigprediger". Seine Hoffnungen, von denen er ursprünglich meinte, Maximilian I. würde sie erfüllen, wenden sich nach 1508 von diesem ab und richten sich auf den kommenden Kaiser Friedrich, dem der gemeine Mann, nicht die herrschenden Stände, zum Thron verhelfen werden. Mit dem ‚Traum' des Hans von Hermansgrün[3]) gehört diese Schrift zu den wenigen, die sich Kaiser Maximilian I. feindlich gegenüberstellen. Namentlich im Elsaß blühte damals eine Humanistenschule, die mit einer geradezu überströmenden nationalen Gesinnung Verehrung und Begeisterung für jenen Herrscher verband, dem keines Publizisten Feder zu gering war, wenn er sie für seinen persönlichen Ruhm und für seine politischen Ziele verwerten konnte. Der brave Jakob Wimpheling, der loyale Hieronymus Gebwiler, der begeisterte Sebastian Brant, der ehrliche und kritisch angelegte Beatus Rhenanus, der getreue Jakob Spiegel, sie alle kämpften in ihren Schriften den gleichen Kampf, den der Kaiser gegen Frankreich mit den Waffen ausfocht[4]). Daß übrigens die starke Betonung des deutschen Volksgedankens im Elsaß bodenständig war, zeigt die Tatsache, daß der Maximilian feind gesinnte „oberrheinische Revolutionär" in dieser Hinsicht gleiche Gesinnungen hegt und sogar Alexander den Großen einen deutschen Mann sein läßt.

[1]) Nach Karl Koehne ist der Verfasser ein Pfarrgeistlicher (Neues Archiv 27 (1903) S. 739 ff.), nach der weniger wahrscheinlichen Annahme von Heinrich Werner ist es der augsburgische Stadtschreiber Valentin Eber. (Deutsche Geschichtsblätter 4 (1903) S. 1 ff.)

[2]) Herm. Haupt, Ein oberrheinischer Revolutionär aus dem Zeitalter Kaiser Maximilians im 8. Ergänzungsheft der Westdeutschen Zeitschrift (1893) S. 79 ff.

[3]) Heinrich Ulmann, Der Traum des Hans von Hermansgrün. Eine polit. Denkschrift aus dem J. 1495. Forsch. zur deutsch. Gesch. 20 (1884) S. 69 ff.

[4]) Josef Knepper, Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsäßischen Humanisten, Freiburg i. Br. 1898.

In die Zeit der großen Kirchenumwälzung leitet die Schrift ‚Onus ecclesiae' (1519) über. Sie ist in prophetischem Ton gehalten und betrachtet im Sinne publizistischer Uebertreibung die Uebel des Staates und vor allem der Kirche, die in den düstersten Farben gemalt werden. Ihr Verfasser ist vermutlich Bischof Berthold von Chiemsee [1]).

Während in Deutschland alles zu dem großen Streite um die Erfüllung theologischer Ideale zurüstete, während man hier alle politischen und sozialen Fragen noch immer auf dem Boden des Kirchenglaubens und der Kirchenreform zu lösen glaubte, hatte man sich in Italien zu einer rein menschlichen Auffassung vom Wesen des Staates und der Gesellschaft durchgerungen. Dies tat vor allem Niccolò Machiavelli in seinen Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio (zwischen 1518 und 1522), in dem Discorso sopra il riformar lo stato di Firenze, besonders aber in Il Principe, wo der kühne Florentiner als echtes Kind der Renaissance die Relativität von Gut und Böse auf die Politik überträgt [2]).

Zunächst hat aber die italienische Staatswissenschaft die politischen Auffassungen deutscher Schriftsteller nicht besonders beeinflußt. Was die Deutschen aus Italien in die Heimat brachten, war in der überwiegenden Mehrzahl ein tiefer leidenschaftlicher Haß gegen alles welsche Wesen. Der allgemeinen Meinungsrichtung entsprach es aber vollständig, wenn ‚italienisch' mit ‚römisch' und ‚römisch' mit dem ‚Papsttum' auf die gleiche Linie gestellt wurden. Die schneidende Dialektik eines Ulrich von Hutten hat in diesem Vorstellungskreise ihre Wurzeln. Einzelne seiner Werke, die Dialoge, wurden bereits erwähnt. Aber dieser geborene Publizist übte sich in anderen Formen schriftstellerischer Künste ebenfalls. Er veröffentlichte fünf Reden gegen Herzog Ulrich von Württemberg, den Mörder seines Vetters, er verspottete in Gedichten (Triumphus Capnionis) die Gegner des Humanismus, er rief alte vergessene papstfeindliche Streitschriften, wie die des Laurentius Valla über die konstantinische Schenkung, zu neuem Leben, versuchte sich sogar in der deutschen Sprache, um größerer Wirkung sicher zu sein [3]).

---

[1]) Heinrich Werner, Die Flugschrift ‚onus ecclesiae', Gießen 1901.

[2]) Von den deutschen Werken über Machiavelli das beste R. Fester, Machiavelli, Stuttgart 1900. Vgl. Ad. Menzel, Machiavelli-Studien (S.-A. aus Zeitschr. für das Privat- und öff. Recht 29), Wien 1902. — Eine Zusammenstellung der wichtigsten politischen Theoretiker Italiens vom 13. Jahrhundert bis 1848 bietet Ferd. Cavalli, La scienza politica in Italia, Venezia 1865 bis 1881 (S.-A. aus den Mem. dell Istituto Veneto).

[3]) Dav. Strauß, Ulrich von Hutten 6. A., Bonn 1895. Siegfried Szamatólski, Ulrichs von Hutten deutsche Schriften (Quellen und For-

Die durch das Auftreten Luthers angeregte Streitschriftenliteratur schwillt ins Ungeheure. Sie ist zum größten Teile theologischer Natur, greift aber in ihren Folgen vielfach ins Politische über, so daß es oft schwer wird, die konfessionellen und staatlichen Bestandteile von einander zu trennen. So vermengen sich in den ‚Zwölf Artikeln' der aufständischen Bauern soziale Forderungen mit religiösen. Luther selbst berührte in seiner bedeutendsten und wirkungsvollsten Reformschrift, die er ‚An den christlichen Adel deutscher Nation' (1520) richtete, Gegenstände politischen Inhalts. Und wenn er 1524 in ‚Von Kauffshandlung und Wucher' gegen die Monopolien sich wendet, 1525 ‚Wider die mordischen und reubischen Rotten der Bawren' seine Empörung kundgibt oder 1529 ‚Vom Kriege widder die Türcken' schreibt, so mischt sich seine Publizistik ganz offen in Verhältnisse des Staatswesens.

Alle regsameren Geister, die der Generation des letzten und vorletzten Jahrzehnts des fünfzehnten Jahrhunderts entstammten, sahen sich jetzt genötigt, für oder gegen Luther Stellung zu nehmen und diese Parteinahme zu begründen. Aber diese persönlichen Auseinandersetzungen gehören ebensowenig hieher, wie die zahlreichen Propaganda-, Kampf- und Erbauungsschriften eines Philipp Melanchthon, Andreas Karlstadt, Heinrich Kettenbach, des geheimnisvollen „Karsthans", eines Johannes Oecolampadius, Andreas Osiander oder eines Matthias Flacius Illyricus u. v. a. Auch die Traktate, Predigten und Pamphlete, die von den Vertretern des katholischen Standpunktes ausgingen, die Johannes Eck, Hieronymus Emser, Johannes Cochlaeus, Johannes Fabri, der Dominikaner Johannes Mensing und der spottgewandte Franziskaner Thomas Murner in die Welt sandte, sie gehören zumeist nicht in die Reihe der politischen Literatur. Doch fehlt es keineswegs an einer solchen.

Der Bauernkrieg, die Packschen Händel, ganz besonders aber der Schmalkaldische Krieg haben eine Flut politischer Flugschriften, Lieder,

schungen zur Sprach- und Kulturgeschichte 67), Straßburg 1891. Um sich einen Begriff vom Umfange der damaligen Publizistik zu machen, muß man die Statistik zu Hilfe rufen. Sieht man daraufhin G. W. Panzer, Annalen der älteren deutschen Literatur, Nürnberg 1788 ff. und dessen Annales typographici 1793 ff., ferner Weller, Die ersten deutschen Zeitungen in Bibl. des Stuttg. Literar. Vereins 111 (1872) samt den Nachträgen in Germania 26 (1881) und im Zentralbl. für das Bibliothekwesen 5, 7 und Beiheft 3 nach, so ergibt sich, daß von 1513 bis 1517 sich 527 Titel deutscher Bücher feststellen lassen. In den Jahren 1518 bis 1523 übersteigt die Zahl bereits 3000. — Im übrigen sind die allgemeinen Werke von Bezold, Janssen usw. heranzuziehen, zu vergleichen ferner Aug. Baur, Deutschland in den Jahren 1517 bis 1525, Ulm 1872.

Neuer Zeitungen, Dialoge, Prognostiken und Pasquille heraufbeschworen. Bei der inneren Zerrissenheit der deutschen Protestanten hatten sowohl Karl V. als auch die Schmalkaldener mehr als je die Stimmungen der Massen zur Bundesgenossenschaft nötig. Um dieses unsichere politische Machtelement zu kirren, gaben die Verbündeten das Stichwort aus: „Kampf für die Religion und die deutsche Libertät", während die kaiserliche Publizistik, an Gedankengänge Luthers anknüpfend, den Untertanen das Recht streitig macht, Gegenwehr gegen die Obrigkeit zu leisten [1]).

Der Ausgang dieses Krieges hat zu Erörterungen über den Kräfteausgleich der großen europäischen Mächte, voran von Habsburg und Frankreich, geführt [2]). Neben dieser Frage, die in der Folge noch ausgiebiger behandelt wurde, beschäftigte die Türkengefahr alle Gemüter [3]). Schon Hutten schrieb ‚Ad principes Germanos ut bellum Turcis inferant exhortatoria' (1518), Cochlaeus verfaßte den ‚Dialogus de bello contra Turcas' (1529), Georg Agricola (‚Oration, Anrede und vormanunge zu . . . . herren Ferdinandum' 1531) und Johannes Eck (‚Homiliae quinque' 1532) weissagten große Siege über den Erbfeind der Christenheit, Neue Zeitungen, Volksbücher, Lieder und Briefe berichteten über Sitten und Gebräuche der Türken.

Weiteren Anlaß zu Veröffentlichungen aller Art geben die Händel mit Wilhelm von Grumbach und der Kölner Krieg. Die Aufmerksamkeit des protestantischen Deutschlands wurde aber noch mehr durch den Freiheitskampf in Anspruch genommen, den die Niederländer gegen Philipp II. ausfochten [4]). Immer und überall ist es das religiöse Interesse, das dem Denken jener Zeit sein eigentliches Gepräge verleiht. Und das nicht nur in Deutschland.

Die Kämpfe, die damals Frankreich in zwei Heerlager teilten, in denen Franzosen wider Franzosen stritten, waren durch den Gegensatz zwischen Hugenotten und Katholiken gekennzeichnet [5]). Die Schrift Franz

[1]) O. Waldeck, Die Publizistik des schmalkaldischen Krieges. Archiv für Reformationsgesch. 7 (1910) S. 1 ff.

[2]) Ernst Kaeber, Die Idee des europäischen Gleichgewichts in der publizistischen Literatur, Diss. Berlin 1906.

[3]) Richard Ebermann, Die Türkenfurcht, Diss. Halle 1904. Vgl Rud. Wolkan, Die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen, S.-A. aus ‚Deutsche Arbeit' 1 (1904) S. 15.

[4]) R. von Liliencron, Mitteilungen aus dem Gebiete der öffentlichen Meinung in Deutschland während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Abhandl. der 3. hist. Kl. der bayer. Akademie 12^3 u. 13.

[5]) Eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten französischen Flugschriften findet sich bei P. Larousse, Grand Dictionnaire universel du XIXe siècle 13 S. 91 ff.; für das 16. Jahrhundert C. Lenient, La satire en

Hotmans gegen den Kardinal von Lothringen ‚Épître envoyée au Tigre de la France' (1560) oder seine Utopie ‚Franco-Gallia' vertritt ebenso den hugenottischen Standpunkt wie etwa Philippe du Plessis-Mornay in den „Vindiciae contra tyrannos" (1579), worin die Rechte der Krone und die des Volkes gegenseitig abgewogen werden [1]).

Für die ganze Auffassung der politischen Betrachtungsweise dieser und der folgenden Zeit wurden die Lehren der Monarchomachen von dem Vertragsverhältnis zwischen Fürst und Volk in vieler Beziehung maßgebend. Andererseits blieben auch der Souveränitätsbegriff, wie ihn Jean Bodin entwickelte, und auch die Ausbildung der staatsrechtlichen Erkenntnisse eines Althusius, Grotius, Hobbes, Pufendorfs nicht ohne weittragende Folgen für die Publizistik.

Mit dem Ende dieses Jahrhunderts legt das allgemeine Interesse allmählich die Fesseln konfessioneller Beschränkung ab. Spottet man in der Description de l'île des Hermaphrodites über das Hofleben Heinrichs III., so wird seine Ermordung Gegenstand leidenschaftlichster Publizistik, die sich namentlich gegen die Herzogin von Montpensier richtet (Lettre d'un gentilhomme français à dame Jacquette Clément, princesse boiteuse de la Ligue 1590). Den stärksten politischen Einschlag hat aber die Satyre Menipée, die 1593 in Umlauf kam, worin nicht nur die Ständesitzungen aufs glücklichste parodiert wurden, sondern die ligistische Partei und ihre spanienfreundlichen Bestrebungen mit treffendem Hohne an den Pranger gestellt und die ganze politische Lage ins Licht grellster Parteibetrachtung gerückt wurde.

In England [2]) fochten Simon Fish (A Supplicacyon for the Beggars, 1528) und Thomas More (A supplicacyon of Soulys) gegen und für die römische Kirche. Die kühne Schrift von John Knox „From the first blast of the trumpet against the Monstruous Regiment of Women" (1558) blies zum Sturme gegen Katharina von Medici und die Königin-Regentin Maria von Schottland, die sich durch

---

France .. au XVIe siècle. Paris 1877; C. Leber, De l'état de la presse et des pamphlets depuis François Ier jusquà Louis XIV. Paris 1834.

[1]) Vgl. Albert Elkan, Die Publizistik der Bartholomäusnacht (Heidelberger Abhandlungen Heft 9), Heidelberg 1905. Beiträge zur Geschichte der niederländischen Publizistik jener Zeit findet man in dem Aufsatze desselben, Ueber die Entstehung des niederländischen Religionsfriedens von 1578 in Mitteil. des Instituts 27 (1906) S. 460 ff.

[2]) Eine rasche Uebersicht über die englischen Flugschriften bietet The Encyclopaedia Britannica 11. Ausg. 20 S. 659 ff. Eine Auswahl der wichtigsten Pamphlete mit Erläuterungen findet man bei Arthur Waugh, The Pamphlet library, London 1898.

die Verfolgungen der Protestanten verhaßt gemacht hatten. Für den Calvinismus trat Thomas Cartwright mit An Admonition to Parliament (1572) ein und ihm folgte eine ganze Flut puritanischer Pamphlete, die für die Abschaffung der Episkopalkirche und die Einführung einer vom Staate unabhängigen Presbyterialverfassung eintraten. Auf der einen Seite (John Bridges, Nash, Bischof Cooper, John Lilly) stritt man für die englische Hochkirche, auf der anderen waren es vor allen die Marprelate Libels, die für die als aufrührerisch gebrandmarkte Puritanersekte in die Bresche traten.

Man mag hinblicken, wohin man will, stets verquicken sich Staatsangelegenheiten mit religiösen Interessen und meist sind es eben diese, die den Ausschlag geben. Aber noch etwas lehrt uns die Betrachtung des sechzehnten Jahrhunderts. Eine geradezu nervöse geistige Regsamkeit, eine Federfertigkeit, die keine Grenzen kennt. Da geht auch nicht die geringste Veränderung im öffentlichen Leben vor, die nicht Beachtung fände, die nicht Gegenstand eines Pasquills würde. Niemand hält mit seinen Meinungen hinter dem Berge und, wo so strenge Gesetze wie in England die Geistesfreiheit bedrohen, treten geheime Pressen auf den Plan. Aber kaum irgendwo findet man Ansätze dazu, daß sich Leute gefunden hätten, die bloß gewerbsmäßig solche Flugschriften verfertigt hätten. Wilhelm von Oranien beschäftigte zwar die besten Köpfe der Niederlande, aber wer wollte dem Verfasser des „Bienenkorbs der heiligen römischen Kirche", dem geistreichen Philipp von Marnix, den ehrlichen Eifer absprechen, der nur inneren Antrieben folgte? Der religiöse Gedanke — und der herrschte ja vor — bedarf keines Söldnertums, ihm laufen freiwillige Kämpfer und Verteidiger in Haufen zu.

Daß die religiösen Meinungen und Parteiungen mit der Zeit nicht völlig ausgeglichen, in ihren Bereichen aber abgegrenzt und in feste Bahnen gelenkt worden sind, verdankt die Welt nicht den Scharmützeln, die eine fehdelustige Publizistik ausficht, sondern den blutigen Kämpfen, die die Geschichte des ausgehenden sechzehnten und die erste Hälfte des ihm folgenden Jahrhunderts ausfüllen. Die Buchstabenstreitigkeiten sektirischer Theologen hatten nur ein begrenztes Publikum. Nachgewirkt aber hat aus der Zeit der Glaubenskämpfe die lebhafte Anteilnahme an den Vorgängen der Oeffentlichkeit. Das ganze Volk in seinen tiefsten Tiefen aufzurütteln und zu gemeinsamer Gedankenarbeit zu zwingen, das hatte ehemals nur die Behandlung religiöser Fragen vermocht, war doch Religion sicher das stärkste geistige Band, das alle Glieder der Gesellschaft miteinander verknüpfte. Jetzt lebte dieses In-

tereſſe auch auf anderen Gebieten weiter und ſtachelte auch dort zur Neugier, wo ſich Bürger und Bauersmann vormals ſcheu zurückzogen.

Mit dem Beginne des ſiebzehnten Jahrhunderts ſetzt die eigentliche politiſche Publiziſtik ein[1]). Der Kampf um Anſchauungen und Meinungen war zu einem Kampf um ſtaatliche Realitäten geworden. Es iſt aber ſchwer zu ſagen, welches Land die Heimat dieſer Erſcheinung iſt und wo ſie am ſtärkſten gepflegt wurde. Iſt es die Niederlande, wo in den „Blauheften" (Blaeuboecxskens) — ſo nach ihrem blauen Umſchlag genannt — auf groben Quartblättern alle Ereigniſſe der Zeit beſprochen wurden? In der Tat flogen hier Fehdeſchriften hin und her. Die „Bedenckingen over het thienhoornigh en sevenhoofdigh Treves ofte Pays Munsters-Monster" (1643) wurden zum Dolmetſch jener Kriegspartei, die ſich gegen vorzeitige Friedensverhandlungen zu Münſter richteten. Das Bundesverhältnis zwiſchen den Niederlanden und Frankreich wurde durch das ungeſchickte Vorgehen eines franzöſiſchen Geſandten arg gefährdet. Sofort antworteten Pamphletiſten und wetterten aufs heftigſte wider die römiſche Kirche (‚Anatomie ofte Ontledinghe van't verderffelijck Deseyn der hedendaegsche Paepsghesinde' 1644). Die oft aufgelegten Munstersche Praetje (1646) wiederholten eine weitverbreitete Volksmeinung, man ſolle wohl Frieden machen, ſich aber von Frankreich losſagen. Im ſelben Sinne äußerte ſich die franzoſenfeindliche Hollandsche Sibille (1646). Im Mittelpunkte einer erregten Streitliteratur ſtand das 1648 erſchienene Pamphlet La confession de l'imprimeur, das ſich in Geſtalt einer Oſterbeichte gegen eine Verſtändigung mit Spanien kehrte[2]). Aber auch die folgenden inneren Ereigniſſe, die Abſchaffung der Statthalterwürde, die Regierung Johans de Witt, wie die Kriege mit England und Frankreich waren von Blauheften und Flugſchriften aller Art begleitet. Und nicht nur das. Hier fanden die ſchlimmſten der gegen Frankreich gerichteten Pasquille ihre Freiſtatt. Hier entſtanden Schriften wie Den Fransen Luypaert sijn bedrogh (1689), Vrankryck als een tweede Neroo (1689), hier fanden der Paravant de la France contre le vent du nord und manches andere bösartige Pamphlet Verbreitung und Leſer.

Frankreich ſtand aber an Fruchtbarkeit der Streitſchriftenliteratur

[1]) Eine gute allgemeine Charakteriſtik dieſes Schrifttums gibt Joh. Haller, Die deutſche Publiziſtik in den Jahren 1668—1674, Heidelberg 1892 S. 4 ff. Vgl. Paul Schmidt in Mitt. des Inſtitutes 28 (1907) S. 577 ff.

[2]) P. J. Blok, De Nederlandsche vlugschriften over de vredesonderhandelingen te Munster 1643—1648 in Verslagen en Mededeelingen der k. Ak. van Wetenschappen (Letterkonde) 4, 1 (1897) S. 292 ff.

keineswegs hinter den Niederlanden zurück. Ob es sich jetzt darum handelte, zur Vertreibung der Jesuiten Stellung zu nehmen oder die Herrschaft der einzelnen Minister zu bekritteln, stets taucht eine Flut leichtbeschwingter Flugblätter oder langatmiger Abhandlungen an die Oberfläche. Louis Richeome verteidigte als François des Montaignes in La vérité defendue pour la religion catholique (1595) die Gesellschaft Jesu, während Stefan Pasquier sie in Le catéchisme des Jésuites (1602) aufs heftigste bekämpfte. Am schärfsten wurde dieser Orden jedoch im L'Anti-Cotton (1610) angegriffen und der Schuld an der Ermordung des Königs bezichtigt.

Während unter Maria Medici die Pasquille mehr der Ausfluß höfischer Ränke sind (La conjuration de Concino Concini, 1618 oder La chronique des favoris 1622), rührt man unter Richelieu zumeist an Fragen hochpolitischen Inhalts. Schon Luynes fand heftige Gegnerschaften, die in Schriften wie Manifeste ou raisons de la Reine mère du Roi (1620), Advis à M. de Luynes sur les libelles diffamatoires qui courent (1620) und La Tête du boeuf couronné aux bons François (1620) zum Ausdruck kamen. Von größerem Gewicht sind die Pamphlete des Kapuziners François Leclerc de Tremblay, der als Père Joseph bekannt geworden ist. An seinem Progrès des conquêtes du Roi d'Espagne et maison d'Autriche en Allemagne (1623) oder Dessein perpétuel des Espagnoles à la monarchie universelle (1624) wird der Historiker nicht achtlos vorübergehen dürfen, wobei freilich die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Werke nicht ganz feststeht. Neben ernsten und ernstgemeinten Abhandlungen wie Lettre du Monsieur au roy (1631) finden sich heftige persönliche Angriffe gegen Richelieu, die schon in ihren Titeln den scharfen gallischen Witz verraten, wie z. B. Translation des reliques de saint Fiacre pour guérir le cul pourri de Son Eminence [1]). Wegen ihrer großen Zahl bibliographisch fast gar nicht zu fassen, sind die gegen Mazarin gerichteten Pamphlete. Von denen haben freilich nur wenige die Zeit überlebt, der sie ihre Geburt verdanken [2]).

Unter der Selbstherrschaft Ludwigs XIV. wird die innere Politik zurückgedrängt, die Hof- und Höflingsintrigue rückt in den Vordergrund. Doch bediente sich der König selbst, wo es ihm nützlich schien, einer ihm

[1]) G. Fagniez, L'Opinion publique . . au temps de Richelieu, Rev. des Quest. hist. 60 (1896) S. 442 ff. Vgl. G. F. Preuß, Wilhelm III. von England, 1 (1904) S. 121*.

[2]) C. Moreau, Bibliographie des Mazarinades, Paris 1850 f. Derselbe, Choix de Mazarinades, Paris 1853.

ergebenen Publizistik. Das geschah vorzüglich gegenüber dem Auslande. Es sind dies die Legisten, die Kronjuristen und Beamten, die wie einst gegen Benedikt VIII. auch jetzt zur Verteidigung französischer Ansprüche zur Feder greifen. Hatte schon Jacques de Cassan in seinem Buche La recherche des Droits du Roy, et de la Couronne de France, sur les Royaumes, Duchez, Comtez, Villes et païs occuper par les Princes estrangers (1632) die Ziele der späteren Raub- und Reunionspolitik vorgezeichnet, so wurden seine Anmaßungen noch durch den Pariser Parlamentsrat Antoine Aubery übertroffen, der 1649 De la prééminence de nos Roys et de leur préséance sur l'Empire et le Roy d'Espagne und 1667 die Schrift Des Justes Prétentions du Roy sur l'Empire ausgehen ließ [1]).

Von großer Lebhaftigkeit war ebenfalls die englische Publizistik, nur blickte sie viel weniger über die Grenzen des eigenen Landes als etwa die französische. Das hinderte freilich nicht, daß sie Werke hervorgebracht hat, die von dauernder Wirkung auch in die Ferne waren. Von dem kecken William Prynne wird erzählt, er habe an 160 Pamphlete geschrieben, von denen namentlich A Looking-Glasse for all Lordly Prelates berühmt geworden ist. John Bastwick verfaßte damals sein Flagellum Pontificis (1635) und The Letany (1637). Die Schrift des Bischofs Hall (An Humble Remonstrance 1641) wäre an sich hier kaum erwähnenswert, hätte sie nicht John Milton Anlaß gegeben, in den Kampf der Geister tätig einzugreifen. Bisher bewegte sich der Streit dieser Libellenschreiber in England fast einzig auf dem Plane religiös-politischer Erörterungen und auch Miltons erste Flugschriften (z. B. Reformation touching Church-discipline in England, 1641) verraten noch den verhältnismäßig engen Interessenkreis eines puritanisch gesinnten Mannes. Seine persönlichen Eheerfahrungen lösen ihn langsam von den Grundsätzen der Presbyterianer los. Durch seine vier Schriften, die er zugunsten der Ehescheidung ausgehen ließ (The Doctrine and Discipline of Divorce, 1643; The Judgment of Martin Bucer concerning Divorce, 1644; Tetrachordon, 1645; Colasterion, 1645) näherte er sich immer mehr dem Standpunkte der republikanisch gesinnten Independenten, an deren Spitze kein Geringerer als Oliver Cromwell stand.

Aus dieser Gesinnung heraus schuf Milton seine Areopagitica (1644), in der er wie kaum jemals einer vor ihm in den neueren Jahrhunderten für individuelle Geistesfreiheit und Abschaffung der Zensur

[1]) Karl Hölscher, Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Straßburgs, München 1896 S. 4 ff.

eintrat. Er hat als erster die Poesie und die absolute Hoheit geistigen Schaffens entdeckt. „Denn Bücher sind nicht völlig tote Dinge, sondern tragen eine Kraft des Lebens in sich, die ebenso wirksam ist, als die Seele war, deren Frucht sie sind; ja sie bewahren sogar wie in einer Phiole die reinste Kraft und den Extrakt des lebendigen Geistes auf, der sie gebar." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Mir gilt die Freiheit zu erkennen, zu sprechen und nach Ueberzeugung frei zu schließen, mehr als alle anderen Freiheiten"[1]). — Milton erhob die englische Publizistik jener Tage aus den Niederungen sektischen Kleinkampfes empor zu allgemein menschlicher Höhe. So konnte Cromwell niemand besseren zum Anwalt des Commonwealth finden als eben den Verfasser der Areopagitica. Als nämlich die Royalisten unter dem Titel Εἰκὼν βασιλική ein Büchlein verbreiteten, das sich als ein von Karl I. hinterlassenes Werk ausgab, worin der König als Märtyrer hingestellt wurde, antwortete Milton mit dem Εἰκονοκλάστης (1649), der nicht nur eine Entgegnung auf die genannte Schrift, sondern auch eine Kritik des Königtums im allgemeinen enthielt. Von noch größerer Bedeutung wurde seine Pro populo Anglicano defensio (1651), die sich zunächst gegen die Defensio regia des Claude Saumaise (Salmasius) richtete, dann aber zu einer Verteidigung der Volkssouveränität überhaupt wurde. Der im Haag erschienenen Schrift Regii sanguinis clamor (1652) des Peter du Moulin widmete Milton die Pro populo Anglicano defensio secunda (1654). Mit seiner Selbstverteidigung (Pro se defensio, 1655) und der Untersuchung über die Aufgaben der Staatsgewalt in Angelegenheiten der Kirche (A Treatise of Civil power, 1659) schließt die Reihe seiner wichtigsten politischen Werke.

Miltons Tätigkeit steht inmitten einer wild aufschießenden Pamphletliteratur, zählt doch das Britische Museum aus dem Jahre 1642 allein 1966 Flugschriften. Aus dem Zeitraum von 1640 bis 1661 sind nicht weniger als 14 942 Stücke erhalten[2]). — Unter den gegen Cromwell gerichteten Schmähschriften hat besonders Killing no Murder (1657) Aufsehen erregt, da darin unverhüllt die Aufforderung zur Ermordung des Lordprotektors ausgesprochen wurde. In der nun folgenden Zeit der Restauration unter Karl II. und Jakob II. verfiel diese Literatur wieder fast ganz dem konfessionellen Kleinkriege. Man rannte wider das Papsttum und die Jesuiten Sturm[3]). Aus der Fülle dieser Streit-

[1]) Zitiert nach der Uebersetzung von R. Roepell, Berlin 1851 S. 5 u. 42.

[2]) Catalogue of the Pamphlets, Books, Newspapers and Manuscripts.. coll. by George Thomason, London 1908.

[3]) Vgl. Bishop Edmund Gibsons Preservative against Popery 1738 (Neu-

schriften ragt A Letter to a Dissenter (1687) von George Savile, Marquis of Halifax, nicht nur durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Neuartigkeit ihrer Verbreitung hervor. Es wurden nämlich von ihr 2000 Exemplare durch die Post in ganz England versandt.

In Deutschland lassen sich im siebzehnten Jahrhundert drei Grundformen dieser politischen Agitationsliteratur unterscheiden[1]). Es sind dies die von Partei oder Amts wegen unmittelbar veröffentlichten Aktenstücke, Enthüllungen oder Kundgebungen, ferner Parteischriften von mehr oder weniger berufsmäßig arbeitenden Publizisten und schließlich fortlaufend erscheinende Hefte und Schriften. Die Zahl jener Literaten, die mit eigenen, von den herrschenden Parteiungen unabhängigen Vorschlägen und Meinungen auf den Plan treten, ist verhältnismäßig gering. Immerhin gibt es auch solche und zwar aufsteigend vom kannegießernden Prognostikonverkünder bis zum geistvollen Eigendenker, wie es Leibniz ist.

Gegenüber dem Reformationszeitalter fällt in der Streitliteratur jener Tage die größere Schlagfertigkeit auf, mit der die Katholiken ihren Standpunkt vertreten. Vor allem sind es die Jesuiten, die sich jetzt in die Bresche stellen, so zwar, daß es bisweilen scheint, als ob der Kampf zwischen den beiden Konfessionen ein Kampf für oder gegen die Gesellschaft Jesu sei[2]). Ihr gehörte auch Bellarmin an, der in seinen Disputationes de controversiis Christianae Fidei (1586) die Glaubensfreiheit als die Freiheit zu irren darstellte. Da diese neue Glaubensgenossenschaft die Seele aller zur Wiederherstellung des Katholizismus hinzielenden Bestrebungen war, richtete sich auch gegen sie der Haß der Protestanten. Eine Fundgrube für die Feinde des Ordens wurde die von dem Exjesuiten Elias Hasenmüller verfaßte, von Polykarp Leyser 1593 herausgegebene ‚Geschichte des Jesuitenordens' (1594 verdeutscht). Die staatsrechtlichen Anschauungen der Jesuiten, ihre Urteile über den Tyrannenmord, über die Gültigkeit von Verträgen mit Ketzern usw. bilden gerade im Hinblick auf die verschiedenen Auslegungen, die der Augsburger Religionsfriede erfuhr, den Gegenstand des Streites, ohne freilich hervorragende schriftstellerische Leistungen hervorzubringen. Aber auch die Vorgänge in Frankreich werden Gegenstand leidenschaftlicher

---

ausg. 1848/9) und T. Jones. Catalogue of collections of Tracts for and against Popery. Chetam Soc. 1856 ff.

[1]) Joh. Haller a. a. O. S. 4 ff. Vgl. G. Mentz, Die deutsche Publizistik im 17. Jahrh. (Samml. gemeinverständl. Vorträge 272), Hamburg 1897.

[2]) Rich. Krebs, Die politische Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner (Hallesche Abhandlungen 25), Halle 1890.

Erörterungen. Einen verhältnismäßig noch gemäßigt katholischen Standpunkt vertrat die vielverbreitete Flugschrift Turbatus imperii Romani status (1613), die alle Schuld an der Uneinigkeit Deutschlands den Protestanten, besonders aber den Calvinisten zuschrieb[1]). Der Ausbruch des großen Krieges überschwemmte den deutschen Büchermarkt — man zählt im Jahre 1618 etwa 1800 erschienene Schriften — mit einer Unzahl polemischer Literaturerzeugnisse[2]). In deren Mittelpunkt stehen zunächst verschiedene offizielle Veröffentlichungen, die in Flugschriftenform verbreitet wurden. Die evangelischen Stände Böhmens verteidigten ihr Vorgehen anläßlich des Prager Fenstersturzes in der ‚Apologia' (1618), die der kaiserliche Hof noch im selben Jahr mit der ‚Information' beantwortete. Als Erwiderung hierauf kam dann ‚Die andere Apologia der Stände des Königreichs Böheimb' (1618) heraus. Als die böhmischen Stände gegen die Zulassung Ferdinands zur Frankfurter Wahlhandlung protestierten, da er nicht als König von Böhmen anzusehen sei, wehrte sich der Wiener Hof 1619 in der Schrift „Kurtzer und warhafftiger Bericht".

Es wurde schon erwähnt, daß in der Schlacht am weißen Berge ein Kanzleiwagen Friedrichs von der Pfalz, der die Korrespondenz und Akten des Fürsten Christian von Anhalt verwahrte, in die Hände der Kaiserlichen fiel, und daß die hier aufgefangenen Schriftstücke in der Flugschrift „Fürstl: Anhaltische gehaimbe Cantzley" (1621) geschickt verwertet wurden[3]). Dieser Streich hätte die Evangelischen noch härter getroffen, wären ihnen nicht durch einen Zufall Papiere in die Hände gespielt worden, in denen verschiedene Geheimverhandlungen Ferdinands II. mit dem Papste und Spanien aufgedeckt wurden. In drei Broschüren (‚Literae interceptae', ‚Prodromus' und ‚Cancellaria Hispanica') gaben sie 1622 diese Enthüllungen der Oeffentlichkeit preis. Von diesen stammt der Prodromus und die Cancellaria Hispanica aus der Feder des Dr. Ludwig Camerarius (1573—1651), der erst in pfälzischen,

---

[1]) Karl Lorenz, Die kirchlich-polit. Parteibildung in Deutschland. München 1903. — Die publizistische Tätigkeit des einflußreichen, aber nicht ganz unbestechlichen kursächsischen Hofpredigers Matthias Hoe von Hoenegg (1580—1645) behandelt Hans Knapp, Matthias Hoe von Hoenegg (Hallesche Abh. 40), Halle 1902. Vgl. ferner L. Steinberger, Zur Publizistik der schwedisch-französ. Periode des 30j. Krieges. Hist. Jahrbuch 27 (1906) S. 333 ff.

[2]) Joh. Gebauer, Die Publizistik über den böhmischen Aufstand von 1618 (Hallesche Abhandlungen 29), Halle 1892. K. Mayr-Deisinger, Die Flugschriften der Jahre 1618—1620, München 1893.

[3]) Reinhold Koser, Der Kanzleienstreit (Hallesche Abhandlungen 1), Halle 1874. Vgl. oben S. 77.

später in schwedischen Diensten stand und hier wie auch noch hernach der schriftstellerische Anwalt der protestantischen Union war und blieb. Die katholische Sache fand in dem Münchener Jesuiten Jakob Keller einen Vertreter, dem beißender Spott zur Verfügung stand. Seine ‚Litura seu Castigatio Cancellariae Hispanicae' (1623) — er nennt sich Fabius Hercynianus auf dem Titel — ist voll der heftigsten und boshaftesten Angriffe auf die pfälzische Partei. Gleichzeitig warteten auch die Bayern mit Enthüllungen auf (‚Beharrlicher General Rath', ‚Holländische Bundtsverwandnuß') und zwar auf Grund der nach der Eroberung Heidelbergs dortselbst aufgefundenen Akten. Noch größeres Aufsehen erregten die ‚Consultationes', in denen auf die böhmischen Unruhen neues Licht fiel.

Von den anläßlich des niedersächsisch-dänischen Krieges verfaßten Broschüren ist die kaiserfeindliche ‚Magna Horologii Campana' (1629) noch die bemerkenswerteste; sie wendet ihre Aufmerksamkeit stark den niederländischen Verhältnissen zu und greift namentlich den Kaiser als Bundesgenossen Spaniens an. Von ihr wurde bei ihrem Erscheinen behauptet, sie sei angetan, „den gemeinen Pöbel völlig in Rebellion zu versetzen" [1]). — Im Norden Deutschlands agitierten bereits 1628 verschiedene Schriften für den Anschluß der Hansastädte an Schweden (‚Der Hansische Wecker', ‚Rostocker Spiegel'). Flugblätter aller Art brachten 1631 Kunde von der Zerstörung Magdeburgs.

Der Prager Frieden (1635), wo Sachsen sich mit dem Kaiser verständigte und aus den Reihen der verbündeten Evangelischen ausschied, gab zu leidenschaftlichen Erörterungen Anlaß, die in dem ‚Prodromus exequiarum funestae pacificationis Pragensis' (1639), namentlich aber in den Streitschriften des Bogislav Philipp Chemnitz (1605—1678) ihren Ausdruck fanden. In seinen ‚Vindiciae secundum libertatem Germaniae' (1636), übte er vernichtende Kritik an dem Prager Frieden, fast noch mehr aber in seiner ‚Dissertatio de ratione status imperii', die er 1640 unter dem Decknamen Hippolithus a Lapide veröffentlichte und die nichts geringeres forderte als die extirpatio domus Austriacae. Er wurde darin zum Vorkämpfer der reichsständischen Libertät gegenüber den imperialistischen Forderungen eines Dietrich Reinking [2]). Der

[1]) Max Grünbaum, Ueber die Publizistik des dreißigjährigen Krieges von 1626—1629 (Hallesche Abhandlungen 10), Halle 1880.

[2]) Heinrich Hitzigrath, Die Publizistik des Prager Friedens (Hallesche Abhandlungen 9), Halle 1880. O. Kende, Vorarbeiten zu einer Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland im J. 1638. Programm Prag 1909. Vgl. ferner Reinhold Koser, Brandenburg-Preußen in dem Kampf zwi-

Westfälische Friede gab einem Libelliſten Gelegenheit, unter dem Namen Ludovicus Monteſperatus (vielleicht iſt es der Leipziger Kriminaliſt Benedikt Carpzow), in den ‚Vindiciae pacificationis Osnabrügensis‘ (1653) heftige Angriffe gegen Innocenz X. zu richten, der die Beſtimmungen dieſes Friedens für nichtig erklärt hat.

Eben damals ſtellte der geſchickte, aber nicht ebenſo charaktervolle Hermann Conring (1606—1681) ſeine Feder in den Dienſt der ſchwediſchen Sache, deren Partei er auch beim Tode Ferdinands III. ergriff, als es galt, alle habsburgfeindlichen Mächte zu ſammeln, um die Wahl Leopolds zum Kaiſer zu verhindern[1]). Frankreich erwarb ſich als publiziſtiſchen Vertreter ſeiner Sache ebenfalls einen Deutſchen, Johann Friſchmann[2]). Er iſt eine jener damals nicht ſeltenen Geſtalten, die ihre Feder an den Meiſtbietenden verdangen. Erſt in württembergiſchen Dienſten, ſuchte er ſich Schweden zu nähern, indem er ſeine Schrift Animorum in Europa et vicina Asia motus de Suecici belli motu in Polonia (1656) zum Sprachrohr der kleineren proteſtantiſchen Reichsſtände machte und die bei ihnen noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges überlebenden Sympathien für Schweden geſchickt ausnützte. Die lapidare Art ſeiner Ausdrucksweiſe machte großen Eindruck, und die kecke Art, mit der er das Haus Habsburg verfolgte, ſicherte ſeiner Schrift reichen Abſatz. Die Wahlangelegenheit von 1657 brachte ihn ſchon deutlich ins franzöſiſche Lager. Dem ‚Collegium electorale‘ und ‚Collegium reliquorum imperii deputatorum‘ (beide 1657), die in Form von Sitzungsberichten die große Wahlfrage behandeln, folgt eine lange Reihe mehr oder weniger umfangreicher Abhandlungen, Flugblätter und Streitſchriften. Friſchmann wird jetzt zum bezahlten Verteidiger franzöſiſcher Politik, die er ſelbſt gegen franzöſiſche Angriffe in Schutz nahm.

Als ſtreitbarer Parteigänger Oeſterreichs bewährte ſich der Heinsberger Kanonikus Peter von Streithagen. Seine Electio Leopoldi zeigt ihn als volkstümlichen Schriftſteller von nationaler Kraft. Ueberhaupt bewegt ſich die deutſche Publiziſtik der folgenden Jahre vornehm-

---

ſchen Imperialismus und reichsſtändiſcher Libertät. Hiſt. Zeitſchr. 96 (1906) S. 193 ff., wo eine inhaltsreiche Ueberſicht geboten wird über die Publiziſtik eines Chemnitz, Heinrich Cocceji, Ludewig, Friedrich des Großen bis auf Carrach, eines J. J. Moſer und Stefan Pütter, ſoweit ſich dieſe mit der Vertretung des Libertätsgedankens befaſſen.

[1]) Karl Goerler, Ueber die Publiziſtik der Kaiſerwahl des Jahres 1658, Diſſ. Halle 1893; Nathan Goldſchlag, Beiträge zur politiſchen und publiziſtiſchen Tätigkeit Hermann Conrings, Göttinger Diſſ. Berlin 1884.

[2]) Paul Wentzke, Johann Friſchmann, Straßburg 1904.

lich in der Richtung, die Anmaßungen der französischen Politik Ludwigs XIV. zurückzuweisen. Natürlich fehlte es in Deutschland auch damals nicht an eifrigen Freunden der Franzosen, immerhin ist einer der glänzendsten Publizisten jener Tage Franz Paul von Lisola (1613 bis 1674) zugleich einer der entschiedensten Wortführer eines selbstbewußteren Vorgehens gegen Frankreich. Die anfangs zögernden und zweifelnden deutschen Gemüter lernten allmählich die drohende Gefahr kennen, die ihnen von dem vielgepriesenen Sonnenkönig drohte, der alle Friedenshoffnungen und -beteuerungen alsbald Lügen strafte[1]).

Da sich gerade damals das Deutsche Reich und seine schwerfällige Verfassung als ein Ungetüm erwies, das den frechen Angriffen der Franzosen nur schwachen Widerpart bieten konnte, so erregte die herbe Kritik, die Samuel von Pufendorf (1632—1694) unter dem Pseudonym Severinus von Monzambano in seinem ‚De statu imperii germanici' (1667) an der Reichsverfassung übte, ungeheures Aufsehen. Der Ausdruck monstro simile für das Reich, der schon im vierzehnten Jahrhundert geprägt worden war, wurde nun zum politischen Schlagwort[2]).

Die Wandlung in der Anschauung über die Sendung Schwedens als Hort der Religionsfreiheit in Deutschland ging namentlich von Brandenburg und der Regierung des Großen Kurfürsten aus. Eine Verherrlichung dieses Fürsten war das Gedicht ‚Schwedischer, ganz abgenutzter Religionsmantel' (1676), den größten Eindruck machte aber das ‚Project der eröffneten schwedischen Rathsstuben' (1676), das sich der beliebten Einkleidung eines Sitzungsberichtes bediente[3]). Darin wird der Eigennutz der schwedischen Politik schonungslos enthüllt. Andererseits erregte das Geheimbündnis Brandenburgs mit Ludwig XIV. von St. Germain 1679 und der Fall Straßburgs 1681 die Gemüter in nationalem Sinne. Vorzüglich die Schriften des als merkantilistischen Nationalökonomen bekannten Philipp Wilhelm von Hörnigk, der als Hippophilus Galeacius de Corneliis Francopolita schrieb, bekämpften

[1]) Joh. Haller, Die deutsche Publizistik usw., hierzu Schmidt in Mitteil. des Instituts für öst. Gesch. 28 (1907) S. 577 ff.; A. F. Pribram, Franz Paul von Lisola, Leipzig 1894; ferner ist heranzuziehen Ferd. Heinlein, Einige Flugschriften aus den Jahren 1667—1678, Progr. Realgymn. Waidhofen an der Thaya 1877, 1880, 1882. Auszüge und Zusammenstellungen von Flugschriften finden sich bei Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650—1700. Stuttgart 1880.

[2]) Harry Breßlau, Allg. deutsche Biogr. 26 S. 701 ff.

[3]) Richard Petong, Ueber publizistische Literatur beim Beginn der Nymweger Friedensverhandlungen, Berlin 1870 S. 10 f.

durch geschickte historische Darlegungen die Ansprüche der Franzosen[1]).

Der bedeutendste Publizist an der Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert ist unzweifelhaft Gottfried Wilhelm Leibniz (1646 bis 1716)[2]). Ist in einzelnen Fällen seine Verfasserschaft auch bestritten, so ist es doch Tatsache, daß seit seiner Bekanntschaft mit dem ehemals kurfürstlich mainzischen Minister von Boineburg (1668) kein gewichtiges geschichtliches Ereignis sich zutrug, dem er nicht in einem Gutachten oder in einer Streitschrift, offen oder unter falschem Namen, seine Beachtung geschenkt hätte. Als Georgius Ulicovius Lithuanus (Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo, 1669) mischte er sich in die polnische Sache und wünschte die Wahl eines Deutschen, des Herzogs von Neuenburg, weil nur so die Sicherheit des Reiches gegen Osten gewährleistet werden könne. Dem Schutze Deutschlands gegen Frankreich ist sein ‚Bedenken, welchergestalt securitas publica . . . im Reich . . . auf festen Fuß zu stellen' (1670) gewidmet, worin eine Art Rheinbund vorgeschlagen wird. Um den Ehrgeiz Ludwigs XIV. von Deutschland abzuziehen, mutete ihm Leibniz einen Kreuzzug zu, die Fortsetzung des Zuges, den Ludwig der Heilige versucht hatte. Zu diesem Zwecke verfaßte er ‚De expeditione Aegyptiaca regi Franciae proponenda Leibnitii iusta dissertatio' (1672) — der Auszug hievon ist als Consilium Aegyptiacum bekannt —, reiste selbst nach Paris und vertrat persönlich jenen Plan, der u. a. auch den Bau des Suezkanals enthielt. Als Caesarinus Fuerstenerius suchte er in De iure suprematus ac legationis principum Germaniae (1677) die Reichseinheit zu festigen und die Gegensätze zwischen den Ständen unter sich und dem Kaiser zu mildern.

Der Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs setzte seine Feder wieder lebhaft in Tätigkeit. Er ist jetzt in seinen Schriften womöglich noch entschiedener auf seiten der Gegner Frankreichs als früher. So veröffentlichte er 1704 das Manifest contenant les droits de Charles III, Roi d'Espagne und wetterte in La paix d'Utrecht inexcusable wider die Verlogenheit dieses Friedensschlusses. Doch gibt es kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens, sei es nun Rechtsprechung, Erziehungswesen, Statistik, Finanz- und Steuerangelegenheiten, oder sei es Handel, Gewerbe oder Ackerbau, dem er nicht seine publizistische Kraft gewidmet

[1]) Karl Hölscher a. a. O.

[2]) Edm. Pfleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, Leipzig 1870; K. Wild, Leibniz als Politiker und Erzieher, Neue Heidelberger Jahrbücher 9 (1899) S. 201 ff.; Prantl in Allg. deutsch. Biogr. 18 (1883) S. 172—209.

hätte. Ganz besonders aber tat er dies für seinen Lieblingsplan, der eine Aussöhnung der konfessionellen Gegensätze, womöglich sogar eine Wiedervereinigung des Protestantismus mit der katholischen Kirche anstrebte.

War das sechzehnte Jahrhundert fast einzig und allein auf die religiöse Frage eingestellt, und zwar im Sinne gegenseitiger Bekämpfung, so ringt das folgende Jahrhundert bereits nach einer Heilung der geschlagenen Wunden. Wenn man von England absieht, wo der Sektenstreit noch alle Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sind es vorzüglich Fragen hochpolitischer Natur, die in den Flugschriften zur Erörterung gelangen. In Deutschland blieb dies auch noch jahrzehntelang so. Die Regierungen veranlassen selber „Ratschläge", „Bedenken" usw., Private und Staatsmänner mengen sich mit Sondervorschlägen in die staatlichen Angelegenheiten und versehen ihre anonymen Broschüren mit dem Verlagsvermerk Pierre Marteau in Köln am Rhein (wohl auch Peter Marteaus Erben, Söhne u. ä.), obwohl eine solche Firma nie bestanden zu haben scheint. Wie einst im Dreißigjährigen Krieg spielen auch im Kampfe Maria Theresias um ihr österreichisches Erbe aufgefangene Briefe — jetzt sind es die des preußischen Generalfeldmarschalls Grafen Schmettau — eine nicht unbedeutende Rolle. An diesem Federkriege nahmen sowohl der Reichsfeldmarschall Graf Seckendorf wie auch der österreichische Minister Bartenstein tätigen Anteil[1]). Immer mehr rückt die Gestalt Friedrichs des Großen in den Mittelpunkt. Gegen ihn richten sich die Réflexions d'un Suisse (1756), auch das Politische deutsche Glossarium (1757), das nicht ohne Witz die Regierungsweise und die Diplomatensprache des Berliner Hofes parodiert, ferner die ‚Abbildung des gegenwärtigen Krieges' und ‚L'Europe ridicule' (beide 1757), verfolgen wie so viele andere den König mit Spott und Hohn. Es läßt sich leicht begreifen, daß ihn namentlich die in Süddeutschland verbreiteten Broschüren als Friedensstörer zu brandmarken suchen. Diese Angriffe vergalt nun Friedrich II. mit Angriffen seinerseits, die an Schärfe und Witz den gegnerischen nicht nachstanden[2]). Zumeist bedient er sich der Briefform wie in der Lettre de la marquise Pompadour à la reine de Hongrie (1759), Lettre du pape Clément XIV au Mufti Osman Mola (1771). Jene Schrift, die vielleicht das größte Aufsehen erregte,

[1]) Otto Seeländer, Graf Seckendorf und die Publizistik zum Frieden von Füßen, Gotha 1883.

[2]) Ed. Cauer, Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen, Berlin 1883; Karl Lory, Friedrich der Große in der deutschen Flugschriftenliteratur, Zeitschr. für Bücherfreunde 1, 2 (1897/98) S. 519 ff.

war wohl sein Antimachiavell (Réfutation du Prince de Machiavell), den er 1739 erscheinen ließ, und worin er die Grundsätze des aufgeklärten Absolutismus vertrat[1]).

Man würde aber diese Literatur kaum richtig fassen können, wollte man sie von der geistigen Strömung loslösen, die damals auch bereits Deutschland überflutet hat. Aus dem Streben, sich den Fesseln zu entziehen, mit denen die Offenbarungsreligionen das Leben und die Lebensführung der Menschen umspannten, setzte die Aufklärung der im Glauben ruhenden übernatürlichen Wahrheit die im Einzelmenschen arbeitende Vernunft entgegen. Es liegt im Wesen dieser Richtung, daß sie auf die verstandesmäßige Erklärung der Erscheinungen das Hauptgewicht legte, einem nüchternen Nützlichkeitsstandpunkte das Wort redete und alle die neugewonnenen Erkenntnisse sofort auch unter das Volk zu bringen suchte. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß sich in den Staaten regeren politischen Interesses wie in England und Frankreich die besten Köpfe in den Kampf der öffentlichen Meinungen mischten. Daniel Defoe mußte für seine satirisch gehaltene Verteidigung der Dissenter (The Shortest-Way with the Dissenters, 1702) am Pranger stehen. Die Sache der Whigs vertraten Männer wie Josef Addison und Richard Steele, der wegen der Schrift The Crisis (1713) aus dem Hause der Gemeinen gestoßen wurde. Dagegen hatten die Tories den größten englischen Satiriker auf ihrer Seite: Jonathan Swift. Sein Tale of Tube geißelte die kirchlichen Verhältnisse, seine Tuchhändlerbriefe (The Drapier's letters) nahmen die Zustände in Irland aufs Korn. In Some Free Thougths upon the Present State of Affairs behandelte er 1714 die Frage der Nachfolge nach Jakob Stuart. Aus dem Kreise Swifts und Popes ging John Arbuthnot hervor mit seiner beißenden Satire The Art of Political Lying (1712). Gegen den Vorwurf, die Tories hingen noch immer den Stuarts an, verteidigte sie Henry St. John Bolingbroke in The State of Parties at the Accession of George I (um 1730). Am meisten erregte übrigens sein Pamphlet Idea of a Patriot King Aufsehen, da er darin die Erweiterung der Königsrechte forderte, um der Korruption des Parlaments Schach zu bieten[2]).

Für das europäische Festland unmittelbar noch folgenreicher wurde die französische Publizistik des achtzehnten Jahrhunderts. Je mehr sich

[1]) Vgl. darüber H. von Treitschke in Preuß. Jahrbücher 59 (1887) S. 341 ff. und Paul Wittichen, ebenda 119 (1905) S. 480 ff.

[2]) Ueber Bolingbrokes Schriftstellerei vgl. Moritz Brosch, Lord Bolingbroke und die Whigs und Tories seiner Zeit, Frankfurt 1883 S. 288 ff.

nach dem Tode Ludwigs XIV. das Gefüge des Staates zu lockern begann, um so zügelloser wurde die Spottlust der Pamphletisten. Nicht nur Philipp von Orleans, noch mehr John Law, der berüchtigte Projektenmacher und Berater des Regenten, wurde zu ihrer Zielscheibe. Josef de Lagrange-Chancel (1676—1785) machte in seinen Philippiques die schärfsten Ausfälle gegen Philipp. Späterhin wurde mit Vorliebe Marie Antoinette von anonymen Skribenten verfolgt, die den ganzen Schlamm der Boulevardphantasie über sie ergoßen [1]). Wichtiger als diese dem politischen Kleinkrieg entstammende Literatur wurden die großen staatsrechtlichen und staatsphilosophischen Studien. Schon Jean Bodin (ca. 1530—1596) hatte, an Macchiavelli anknüpfend, eine rein verstandesmäßige Auffassung vom Staate dargetan. Noch mehr hatte Hugo Grotius den Begriff des Staates von übernatürlichen Elementen sowohl hinsichtlich seiner Entstehung als seines Zweckes losgelöst. Durch Hobbes und Locke wurden diese neuen Theorien noch weiter ausgebaut und verarbeitet. In der Zeit des starren Absolutismus wird jede freiere politische Erkenntnis dazu gezwungen, in der Form eines Pamphlets vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen. So gehört Montesquieu, der die Lehren Lockes nach Frankreich verpflanzte und namentlich in Bezug auf die Abgrenzung und Verteilung der staatlichen Gewalten weiter ausbaute, streng genommen nicht hieher. In ihrer augenblicklichen Wirkung gleichen sowohl seine Lettres persanes (1721), seine Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence (1734) wie auch der Esprit des lois (1748) auf das herrschende System.

In feuilletonistischer Verarbeitung kehrt die Verherrlichung der englischen Zustände in Voltaires Lettres sur les Anglais (1733) wieder, die auch sofort wie ein Pamphlet auf die französischen Zustände gewirkt haben. Die Rechtspflege seines Vaterlandes nimmt er im Dialogue entre un plaideur et un avocat zum Gegenstand, spricht sich im Dialogue entre un philosophe et un controleur (1752) gegen die Zollpolitik Frankreichs aus, bekämpft die Vorrechte des Adels in den Pensées sur le gouvernement, ja man müßte eigentlich so ziemlich alle Werke aufzählen, denn fast keines von ihnen ist ohne Tendenz, ohne fein berechnete Absichten auf die Meinungsbildung der Leser zu wirken. Immer und überall steht der witzige Voltaire zum Angriff wider Kirche und Absolutismus bereit.

Aehnliches läßt sich von Rousseau behaupten [2]). Auch seine Schrift-

[1]) Henri Almeras, Marie-Antoinette et les Pamphlets, Paris [1908].

[2]) Vgl. J. L. Windenberger, Essai sur le système de politique étrangère de J. J. Rousseau, Paris 1900.

stellerei wie die der führenden Geister, der Enzyklopädisten und Aufklärer überhaupt hat etwas Aufreizendes an sich, das die öffentlichen Meinungen in Unruhe zu versetzen imstande ist. Schon seine Erstlingsschriften, sein Discours sur les sciences et les arts (1750) und sein Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes (1755), die schon seinen Contrat social (1762) deutlich vorbereiten, erregten lebhafte Zustimmung und heftige Entgegnungen. Aus solchen Zwistigkeiten sind seine Lettres écrites de la montagne (1764) entstanden. Ins tätige Leben eines Staates suchen die Considérations sur le gouvernement de Pologne (1772) einzugreifen, in denen er den Polen Ratschläge erteilt, wie sie durch sittliche Erneuerung ihres Staates, namentlich ihres Adels, den drohenden Zusammenbruch aufhalten könnten. Die Art, wie er darstellt, daß die Menschen frei geboren seien, daß Freiheit und Gleichheit identisch seien, wie er einen Gesamtwillen konstruiert, dem er die eigentliche Souveränität zuschreibt, sie hatte trotz ihrer Unfertigkeit und Unausgeglichenheit eine große Agitationskraft an sich. Das Verschwommene und Schwärmerische seiner Ansichten besaß eine größere Wirksamkeit als der schneidende Witz eines Voltaires. Man kann behaupten, die Pamphletisten am Vorabende der großen Revolution und auch jene, die inmitten jener Umwälzung die Feder führten, sie alle zehrten zu einem guten Teile von der Gedankensaat, die Rousseau ausgestreut hat.

Neckers Compte-rendu au roi (1781), worin von der maßgebendsten Stelle des Staates herab an der Finanzwirtschaft des Landes schonungslos Kritik geübt wurde, öffnete die Schleusen für einen ganzen Strom von Vorschlägen, Anklagen und Schmähungen. Bis zu einem gewissen Grade gehören hieher auch die sogenannten Cahiers de doléances, in denen auf Verlangen der Regierung 1788 die einzelnen Gerichtssprengel (bailliages) ihre Beschwerden und Wünsche vorbringen sollten. Sie sind nicht eigentliche Flugblätter, haben aber in gewissem Sinne ähnlich gewirkt wie diese. Die ländliche Bevölkerung war natürlich sehr oft auf die Beihilfe von Beamten, Advokaten und Geistlichen angewiesen, die ihre Anliegen entweder selbständig oder nach Mustervorlagen ausarbeiteten und in die geeignete Form brachten[1]).

Was in jenen Tagen bis zur Einberufung der Generalstände an Broschüren jeglicher Richtung und der verschiedensten geistigen Herkunft

[1]) Ueber die in der Collection de documents inédits sur l'histoire économique de la révolution française und in den Quellen zur lothring. Gesch. veröffentlichten Cahiers vgl. P. Darmstädter, Hist. Zeitschr. 105 (1910) S. 329 ff. und Bibliothèque de l'école de chartes 71 (1910) S. 146 ff.

geleistet wurde, übersteigt alle Grenzen. Wenn man einen Namen wie den des Abbé Sieyès (Essai sur les privilèges oder Qu'est-ce que le Tiers État) erwähnt, so geschieht dies wegen der nachfolgenden Bedeutung, die diese Flugschriften für die Anschauungen gewonnen hat[1]). Selbstverständlich gehen Beweisführung und Thema all dieser Tausende von Schriften so ziemlich die gleichen Wege. Allerdings meldete sich auch hier und da die königstreue Partei zum Worte, so in Domine salvum fac regem oder Pange lingua (1789).

Die nun eintretenden Ereignisse der Revolution werden bald zum Mittelpunkte einer aufgeregten Publizistik, die im Auslande ungleich mehr Broschürenschreiber in Atem hält als in Frankreich selbst, wo die Zeitung alle Meinungsäußerungen absorbiert. In England war es besonders Edmund Burke, der zu Erörterungen verschiedenster Art den Anlaß gab. Hatte er schon durch die Thoughts on the Cause of the Present Discontents (1770) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so wurden seine Reflections on the Revolution in France (1790), die Gentz ins Deutsche übertragen hat, die geistige Quelle für alle, die sich von den Maßlosigkeiten des französischen Umsturzes abgestoßen fühlten[2]). Das Für und Wider die Revolution hat Thomas Paine, der mit seinem Common Sense (1776) die Unabhängigkeitsidee Amerikas eingeleitet hatte, zu dem berühmten Buche The Rights of Man (1791) veranlaßt. Desgleichen verteidigte Thomas Erskine in A view of the Causes and Consequences of the War with France (1797) den Freiheitsgedanken, der den Staatsumwälzungen Frankreichs zugrunde liege.

Auch in Deutschland wurden die Ereignisse jenseits des Rheins mit großem Interesse beobachtet, gab es doch besonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Schriftstellern, die mit Erfolg die Oeffentlichkeit zu leiten und zu belehren verstanden. Mehr vielleicht durch die vor Herrscherthronen, in Not und schwerer Haft bewiesene Charakterstärke als durch seine staatsrechtlichen Schriften gewann der alte Johann Jakob Moser (1701—1785) Einfluß auf seine Zeitgenossen. Schon mehr auf seine Feder sich verlassend, wandte sich dessen ältester Sohn Friedrich Karl Freiherr von Moser (1723—1798) in seinem Patriotischen Archiv (1784—1794) voll Freimut und sittlichem Ernst an die Deutschen seiner Zeit[3]). Von großer Wirkung

[1]) Ueber Sieyès vgl. J. H. Clapham, The Abbé Sieyès. London 1912.

[2]) Die Heidelberger Dissertation von Fritz Meusel, Burkes Schriften gegen die französ. Revolution, Wittenberg 1904, war mir nicht zugänglich.

[3]) Gute Uebersichten über Leben und Wirken beider in der Allg. deutschen Biographie 22 S. 362 ff. und 764 ff.

wurde auch die publizistische Tätigkeit des vielgereisten, als Geschichtsschreiber, Statistiker und Politiker unermüdlichen August Ludwig von Schlözer (1735—1809). Sein ‚Briefwechsel' (1766—1782) und seine ‚Staatsanzeigen' (1783—1793) wurden viel gelesen und verfolgt[1]). Der politisch reifste Kopf war aber unzweifelhaft Justus Möser (1720 bis 1794), der mit klarem Verstande aus den mannigfachen Problemen, die ihm bei der Leitung des Osnabrücker Landes entgegengetreten waren, tiefe Einblicke in das Wesen des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens überhaupt gewann. In den Beilagen zu den 1766—1782 von ihm selbst geleiteten ‚Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen' veröffentlichte er bald heitere, bald pathetische Aufsätze über das gesamte Wohl und Wehe des Landes und seiner Bewohner[2]). — Geringer eingeschätzt, als er es verdient, ist der Anteil, den Wieland in seinen vorerst im ‚Teutschen Merkur' und ‚Neuen Teutschen Merkur' abgedruckten Beiträgen politischen Inhalts an den Ereignissen der Zeit nimmt.

Der Jubel, den die französische Revolution zunächst in Deutschland erregt hat, spiegelt sich in seinem Schrifttum jener Zeit deutlich wieder[3]). Mit Ausnahme Goethes stimmten fast alle bedeutenderen Männer in den Freudenruf ein, der aus Paris herüberdrang. Jedenfalls saß diese Begeisterung in Süddeutschland tiefer als im Norden, denn während Schubarts ‚Chronik' noch für die „Sache der Neufranken" schwärmte, Ernst Ludwig Posselt in den ‚Europäischen Annalen' seiner Revolutionsfreude die Zügel schießen ließ, trat der Hannoveraner August Wilhelm Rehberg (1757—1832), ein Freund des Freiherrn von Stein, namentlich in seinen ‚Untersuchungen über die französische Revolution' (1793) als Gegner des Umsturzes auf, wobei er sowohl von Justus Möser wie von Burke beeinflußt wurde[4]). Desgleichen erwies sich auch A. G. F. Rebmann (1768—1824) in zahlreichen Flugschriften und Zeitungsaufsätzen als Kritiker der Pariser Vorgänge, aber auch der deutschen Zustände[5]).

Der Kampf für und gegen Napoleon wurde in Deutschland hefti-

---

[1]) Ergänzungen zu dem Artikel in der Allg. deutschen Biogr. 31 S. 567 ff. bringt Frensdorff in Abhandl. der Ges. der Wiss. zu Göttingen, N. F. 11 (1909).

[2]) Otto Hatzig, J. Möser als Staatsmann und Publizist (Quellen und Darstellungen zur Gesch. Niedersachsens 27), Hannover 1909.

[3]) Eberh. Sauer, Die französ. Revolution von 1789 in zeitgenössischen deutschen Flugschriften und Dichtungen (Forschungen zur neueren Literaturgesch. 44), Weimar 1913.

[4]) Kurt Lessing, Rehberg und die französische Revolution, Freiburg 1910.

[5]) Nadeschda von Wrasky, A. G. F. Rebmann, Heidelberger Diss. 1907.

ger ausgekämpft als irgendwo. Der glänzendste und talentvollste Streiter gegen Frankreich wie überhaupt der geistreichste Publizist seiner Zeit war unstreitig Friedrich von Gentz (1764—1832). Ursprünglich für die Revolution begeistert, hatte ihn seine spätere Franzosenfeindlichkeit schließlich zum Reaktionär und Werkzeuge Metternichs gemacht. Sein ‚Essai actuel d'administration des finances de la Grande-Bretagne' (1801), seine ‚Fragmente', seine ‚Betrachtungen über den Ursprung und den Charakter des Kriegs gegen die französische Revolution' (1801) u. v. a., sie griffen durchwegs in die politischen Verhältnisse der Zeit ratend und urteilend ein. Die Bedeutung dieses geistreichen Kopfes, der als Politiker wie als Stilist nur von wenigen übertroffen wird, dessen Charakterbild sich freilich nicht fleckenlos darstellt, kann hier auch nicht einmal angedeutet werden[1]).

Daneben gab es in Deutschland eine Gruppe von Politikern, die für Napoleon Partei ergriff, besonders in Preußen, wo die Regierung seit dem Frieden von Basel gegenüber Frankreich in friedlichem Sinne aufzutreten suchte. In dieser Richtung bewegen sich die Schriften von August Rühle von Lilienstern („Berichte eines Augenzeugen", 1807) von Friedrich von Coelln („Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe" 1806; „Die neuen Feuerbrände" 1807). Ihnen gesellten sich fanatische Demokraten zu wie Friedrich Buchholz (1768—1843), der mit seiner antisemitischen Schrift „Moses und Jesus" (1803), mit dem gegen England gerichteten „Neuen Leviathan" und einer ganzen Reihe anderer Schriften die Berliner Publizistik eine Zeitlang beherrschte[2]).

Kraftvoller und volkstümlicher waren allerdings die Stimmen, die sich gegen Napoleon richteten[3]). Ernst Moriz Arndt[4]) wandte sich im „Geist der Zeit" (1806) an die deutsche Oeffentlichkeit, es machten nationale Flugschriften wie der „Patriotenspiegel" (1804) und „Deutsch-

---

[1]) Ueber seine Anfänge, seinen Gesinnungsumschwung und seine Tätigkeit in österreichischen Diensten bis 1805 gibt Aug. Fournier, Gentz und Cobenzl, Wien 1880, reiche Aufschlüsse. Sonst vgl. Guglia und die verschiedenen Aufsätze und Veröffentlichungen von Friedrich Karl und Paul Wittichen.

[2]) Kurt Bahrs, Friedrich Buchholz (Histor. Studien 57), Berlin 1907. Vgl. F. K. Wittichen, Zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vor 1806 in Forschungen zur brandenb.-preuß. Gesch. 23 (1910) S. 48.

[3]) K. von Hagen, Die öffentliche Meinung in Deutschland von 1814 bis 1819, Raumers Hist. Taschenbuch 8 und 9 (1846 f.), Paul Rühlmann, Die öffentl. Meinung in Sachsen 1806—1812, Leipziger Diss. Gotha 1902.

[4]) Vgl. E. Müsebeck, E. M. Arndts Verfassungspläne für das zukünftige Deutschland a. d. J. 1807—1815 in Der Greif (1913) S. 134 ff.

land in seiner tiefsten Erniedrigung" (1806), dessentwegen der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm 1806 kriegsgerichtlich erschossen wurde, allenthalben die Runde. Und die Macht dieser Stimmen schwoll in Freiheitskriegen zu hoher Gewalt an. Die Besten des Volkes griffen zur Feder, in Bayern Anselm von Feuerbach („Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europens", 1824), in Sachsen der alte Theodor Körner („Deutschlands Hoffnungen", 1813); ferner Arndt, Schleiermacher, Niebuhr, Görres u. v. a. — In der dumpfen politischen Atmosphäre, die den Tagen jubelnder Volkserhebung folgte, wurde das auf dem Grundsatze allgemeiner Wehrpflicht beruhende preußische Wehrgesetz von 1814 von vielen als eine freiheitliche Einrichtung gepriesen, so von Arndt („Was bedeutet Landsturm und Landwehr", 1814) und Grävell („Bedarf Preußen einer Konstitution?" 1816)[1]. In Süddeutschland, namentlich in Baden, drehte sich die Publizistik fast ausschließlich um die Fragen der Verfassung, der Steuergesetzgebung und des Wehrsystems[2]). —

Mit der Einschränkung oder Aufhebung der Preßfreiheit lebt die Flugschriftenliteratur von neuem auf. Unter der Gewaltherrschaft Napoleons mußte man nach England flüchten, wollte man ungestraft ein freies Wort noch wagen. Erst 1813 tauchen in Frankreich die ersten Pamphlete wieder auf und 1814 führte François René de Chateaubriand König Ludwig XVIII. mit jener klassischen Flugschrift De Buonaparte, des Bourbons et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes in Frankreich ein. Mit der Rückkehr Napoleons von Elba erscheinen zwar Entgegnungen, so E. T. Bourg, De l'empereur Napoléon et du comte de Lille und Victor Berger, De Napoléon et des Bourbons (1815), aber sie reichten nicht an die Wortgewalt Chateaubriands heran[3]). Berühmt wurde seine Schrift „De la monarchie selon la charte" (1816).

Dem Regierungssystem der sogenannten Restauration erstand in Paul Louis Courier ein unerbittlicher Ankläger, der in dem „Pamphlet des pamphlets" (1824) sein Meisterwerk geleistet hat[4]). Dem Juli-

[1]) Ad. Murmann, Die öffentliche Meinung in Deutschland über das preußische Wehrgesetz 1814—1819, Abh. zur mittleren und neueren Gesch. 19 (1910).

[2]) Herm. Meerwarth, Die öffentliche Meinung in Baden 1815—1818. Diss. Heidelberg 1907.

[3]) Vgl. A. Germond de Lavigne, Les Pamphlets de la fin de l'empire, des cent jours et de la réstauration, Paris 1879.

[4]) L. Wachler, P. L. Courier im Verhältnis zu seiner Zeit, Raumers Hist. Taschenb. 1 (1836) S. 255 ff.

königtum Louis Philipps fügte aber die scharfe Feder eines Louis de Cormenin schwere Wunden bei, vorzüglich in dem „Avis au contribuables“, in dem Dialog „Oui et non“ (1845) und in Feu! Feu! (1846). In der Gegnerschaft gegen die orleanistische Herrschaft trafen sich außerdem Claude Tillier und Alphonse Karr. Das Jahr 1848 förderte natürlich eine reiche Flugblattliteratur zutage, aber, von den Schriften Henri Rocheforts abgesehen, waren es meist nur blasse Abbilder der ungleich kräftigeren Revolutionsstilistik eines Mirabeau oder Robespierre.

Immer und überall überwiegt die Kritik. Ihre Freude am Schelten und Mäkeln verfolgt auch das zweite Kaiserreich. Ihm wirft Philipp, Herzog von Aumale, in der Lettre sur l'histoire de France (1861) den Fehdehandschuh zu. Viel Beachtung fanden der Dialogue aux enfers (1864) von Maurice Joly, der Propos de Labienus (1865) von Rogeard und die Comptes Fantastiques d'Haussmann (1868) von Jules Ferry.

In Deutschland gab die große Spannung zwischen den Forderungen der von liberalen Ideen erfüllten Intelligenz und dem Gesinnungszwang, den die meisten größeren Staaten da ausübten, der ganzen Literatur (Das junge Deutschland!) etwas Pamphletartiges. Der ständige Kampf mit der Zensur erbitterte die besten Köpfe, machte manchen reizbarer, als es seine Natur sein mochte, und leitete viele auf das Gebiet der Politik, die ihr sonst ferner gestanden hätten. Das Sturmjahr Achtundvierzig brachte natürlich eine Fülle von Streit- und Flugschriften. Fast jede der führenden Persönlichkeiten, sehr viele Unbekannte und Ungenannte wandten sich an die Oeffentlichkeit. Schon ein Blick auf die dank der Arbeit von Paul Wentzke[1]) jetzt bequem zugängliche Uebersicht jener Flugschriften, die sich 1848—1851 der Verfassungsfrage Deutschlands widmen, läßt den Reichtum nicht an Gedanken, wohl aber an Zahl der Broschüren erkennen, die damals erschienen sind. Da treffen wir Politiker wie Ludwig Bamberger, Julius Fröbel, da treffen wir als Wortführer der Deutschen in Oesterreich, Franz Schuselka („Oesterreich, wenn es nur will“, „Deutsch oder Russisch“, „Das provisorische Oesterreich“), da treffen wir auch sehr viele Gelehrte, Historiker, Staatsrechtslehrer u. a. Heinrich von Sybel („Ueber das Reichsgrundgesetz der 17 Vertrauensmänner“) meint, nur wenn Oesterreich sich auflöst oder absondert, könne ein preußischer Erbkaiser in Frage kommen. Max Duncker, Karl Hagen, J. G. Droysen, David

[1]) Kritische Bibliographie der Flugschriften zur deutschen Verfassungsfrage 1848—1851, Halle 1911.

Strauß, Heinrich Springer, Karl Samwer, Onno Klopp und viele andere Namen, die uns früher oder später ebenfalls begegnen, die auch auf anderen Gebieten Bemerkenswertes geleistet haben, tauchen hier vor uns auf. Die deutsche Frage, der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, gab sich auch noch später in verschiedenen Gelegenheitsschriften kund. Zu den interessantesten von ihnen dürfen wohl die Broschüren gezählt werden, die scheinbar eine rein historische Frage behandeln: Die nationale Bedeutung des deutschen Kaisertums im Mittelalter. In dem Streit zwischen Heinrich von Sybel (Die deutsche Nation und das Kaiserreich, 1862) und Julius Ficker („Deutsches Königtum und deutsches Kaisertum" 1862) hatten beide, wie heute allgemein bekannt ist, in ihrer Fragestellung einen Standpunkt eingenommen, der zwar zeitgeschichtlich aber historisch nicht ganz einwandfrei ist[1]).

Der Krieg, den Oesterreich 1859 in Italien führte und der in mancher Hinsicht für die Lösung der deutschen Frage entscheidend wurde, brachte eine ungemein lebhafte Publizistik in Fluß, die weniger durch ihre praktischen Ergebnisse interessant ist, als durch die klare Einsicht, die sie uns in die verschiedenen Parteiabschattungen des damaligen Deutschland gewährt. Unter den Großdeutschen finden sich Leopold von Gerlach, die Historiker Friedrich von Raumer, Wilhelm Loebell und Hermann Baumgarten. Den katholischen Standpunkt vertreten August und Peter Reichensperger. Nicht weniger nuanziert sind die Kleindeutschen: Wilhelm Beseler, Ludwig Bamberger, der streng demokratische Ferdinand Lassalle, ferner der kluge Konstantin Rößler, der in „Preußen und die italienische Frage", wie später noch oft, den Gedankengängen Bismarcks folgte[2]). Natürlich wurden auch die folgenden Ereignisse, der schleswig-holsteinische Krieg[3]) und das Jahr 1866 von Flugschriften politischen Inhalts begleitet und die Gründung des Deutschen Reiches gab sogar in der Verfassungsfrage zu recht ausgiebigen Erörterungen Anlaß, die nicht nur in der Presse Raum fanden, sondern auch als selbständige Schriften erschienen. Da wurde Graf Georg Herbert von Münster („Deutschlands Zukunft das Deutsche Reich") zum Sprachrohr der konservativen Partei, da ruft der nationalliberal

[1]) Otto Nirrnheim, Das erste Jahr des Ministeriums Bismarck und die öffentliche Meinung (Heidelberger Abhandlungen), Heidelberg 1908.

[2]) Th. Scheffer, Die preußische Publizistik im Jahre 1859, Leipzig 1901, und Annie Mittelstädt, Der Krieg von 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung, Stuttgart 1904.

[3]) Flugschriften, die anläßlich des schleswig-holsteinischen Krieges erschienen sind, zählt der Einlauf der Histor. Zeitschr. 11 (1864) S. 259 ff. und 13 (1865) S. 467 ff. auf.

gesinnte Hermann Baumgarten („Wie wir wieder ein Volk geworden sind") Nord und Süd zur Einung auf. Von Bedeutung wurde die ohne Namensnennung erschienene Schrift „Die Verfassung des deutschen Bundesstaats", die aus der Feder von Friedrich Heinrich Geffcken stammt und später auf die Entschließungen Bismarcks von Einfluß war[1]).

Auch der neuesten Zeit gebricht es nicht an Veröffentlichungen dieser Art, denen wohl auch die Programme der einzelnen Parteien, ihre Manifeste und sonstigen Kundgebungen, der öffentliche Anschlag von Parlamentsreden und Aufrufen beizuzählen sein werden. Neben den allenthalben sich breitmachenden Zeitungen haben Flugschriften noch immer ihren Platz im öffentlichen Leben. So gab Thomas Carlyle in „Latter-day Pamphlets" seine politischen Sonderanschauungen kund, bekämpfte in „Shooting Niagara — and after?" (1867) die freiheitliche Parlamentsreform und suchte das englische Publikum in den „Letters on the War between Germany and France" (1871) zugunsten des mit Frankreich kämpfenden Deutschland zu beeinflussen.

Man erinnere sich Italiens, das in seinen Kämpfen mit Oesterreich eine reiche publizistische Literatur hervorgebracht hat. Welches Aufsehen erregte dort nicht das gegen Bismarcks Politik gerichtete Pamphlet des Generals La Marmora, das sich „Un po' più di luce sugli eventi politici e militari dell' anno 1866" (1873) betitelte! Unschwer lassen sich auch auf deutschem Boden Beispiele feststellen. Hier sei nur der Broschüre „Pro nihilo" (Zürich 1875) Erwähnung getan, die der wegen Zurückbehaltung diplomatischer Aktenstücke zu Gefängnis verurteilte ehemalige deutsche Botschafter Graf Harry von Arnim veröffentlichte, und nicht nur seine Rechtfertigungsversuche, sondern auch heftige Angriffe gegen Bismarck enthielt. —

Nach diesem knappen Ueberblick über die Flugschriftenliteratur in ihrer geschichtlichen Entwicklung läßt sich von ihrem Verhältnis zur öffentlichen Meinung ungefähr folgendes sagen. Man hat in der Flugschrift — wenigstens für die frühere Zeit — vielfach das wichtigste publizistische Erzeugnis zu sehen vermeint. Und in Hinsicht auf die Absicht und das Wirkungsziel ist dies auch richtig, denn sie wendet sich tatsächlich an die Oeffentlichkeit, will die Meinungen der Menschen in bestimmte Richtungen hinlenken, will beeinflussen, für gewisse Pläne Anhänger gewinnen oder sucht feindliche Anschauungen zu bekämpfen und unschädlich zu machen. Wäre öffentliche Meinung gleichzustellen

[1]) Gustav Körner, Die norddeutsche Publizistik und die Reichsgründung im Jahre 1870, Hannover 1908.

mit Agitation, dann wäre eine solche Publizistik ihr unverfälschter Ausdruck.

Aber die Flugschrift richtet sich wohl an die Masse, kommt aber nicht von ihr her und trägt nur insoweit kollektive Denkbestandteile an sich, als der Verfasser einer solchen Schrift die Meinungen und Meinungsrichtungen teilt, die in seiner Umgebung zur Herrschaft gelangt sind. Die Veröffentlichung eines aufgefangenen Briefes kann ein ausgezeichnetes Werbemittel sein, aber ein Stück öffentlicher Meinung ist er nicht. Und ebenso kann ein Pamphletist seine ureigensten Gedanken und Pläne, wie Pierre Dubois jene über Mädchenerziehung vortragen und kann damit dem dreizehnten Jahrhundert meilenweit voraneilen, ohne in der Oeffentlichkeit Anhänger zu haben. Oder man ziehe die Eigenbrötelei eines Friedrich Buchholz heran, der die Juden dadurch unschädlich machen wollte, daß man sie zum Militär stecke und damit das Allheilmittel für die wirtschaftliche Hebung der christlichen Völker gefunden zu haben glaubte[1]). Ohne Zweifel ist die Flugschrift ihrer geistigen Herkunft nach ein individuelles Gedankenerzeugnis.

Als Quelle für die Erkenntnis der öffentlichen Meinung kann also das Pamphlet oder die Broschüre erst durch einen Vergleich aller gleichzeitig erschienenen Veröffentlichungen dieser Art werden. Erst indem man untersucht, welche Gedankengänge sich am öftesten wiederholen, wo diese an ältere anknüpfen, wie sie zu neuen weiterführen, wird man zu einem Ergebnis gelangen. In jedem Einzelfalle ist natürlich auch der Nachweis der Verbreitung der einzelnen Flugschrift von Bedeutung. Diese ergibt sich aber nicht bloß aus der Zahl von Exemplaren, die abgesetzt worden sind oder in Bibliotheken erhalten sind, auch nicht aus der Zahl der Handschriften, die sich auffinden lassen, sondern noch sicherer aus der Wirkung auf die gleichzeitige Literatur, aus der Tatsache, ob sie ein neues Schlagwort geprägt, ob sie Gegenschriften verursacht hat, ob sie andere ausschreiben oder sich auf sie berufen.

Trotz alledem kann auch dies zu trügerischen Schlüssen verführen. Der Verfasser einer Flugschrift wird in der Regel den gebildeten Ständen angehören und wird auch für diese schreiben. Nun bilden sich in den durch Wissen und gleichartige wirtschaftliche Bedingungen für sich abgesonderten Kreisen Anschauungen und Vorurteile, die an sich vielleicht nur eine Minderheit hegt und teilt, die aber den Anschein gewinnen, als ob sie der Gesamtheit zu eigen seien, weil die an Ausdrucksmöglichkeiten ärmere Mehrheit nicht zum Worte kommt oder sich doch nicht in entsprechender Weise verständlich zu machen imstande ist.

[1]) Kurt Bahrs, S. 25.

Die Flugschrift hat einen Teil ihrer Bedeutung darin, daß sie für sich selber dasteht und ihr die Gelegenheit gegeben ist, für individuelle Wünsche und Forderungen uneingeschränkt einzutreten. Ihr Verfasser ist von dem Beifall der Menge ungleich weniger abhängig als der Tendenzdramatiker, als der Volksredner oder gar der Zeitungsschreiber. Steht er nicht unter irgend einem äußeren Zwange, so kann er hier am freiesten seine Meinung kundgeben. Zu Zeiten, da die Tagespresse ohne politische Bedeutung war, blieb es der Flugschrift einzig und allein vorbehalten, das Sprachrohr freier Gedanken zu sein. Späterhin hat sie dieses Monopol eingebüßt, aber nicht ganz. Wir werden sehen, daß die Zeitung unserer Tage, trotzdem sie fast überall das Joch staatlicher Bevormundung abgeschüttelt hat, nicht immer jene Freistätte selbständiger Meinungen bildet, wie es der Flugschrift möglich ist.

Siebentes Kapitel.

Die Zeitung als Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung.

Das Wort „Presse" ist in unserem Sprachgebrauch gleichbedeutend mit dem Worte „Zeitung"[1]). Wir können uns eine solche gar nicht mehr anders vorstellen als aus der Setzerwerkstätte hervorgegangen, mit beweglichen Lettern vervielfältigt. Und wenn wir auch erfahren, daß es einst Nachrichtenblätter gegeben hat, die von fleißigen Händen geschrieben und wieder geschrieben, in Umlauf gesetzt wurden, so dünkt uns das als eine armselige Vorstufe zur technischen Errungenschaft der späteren Zeit. Jedenfalls sind aber Schrift und Druck der Weg, auf dem sich der Zeitungsschreiber an die Menge wendet. So mag es denn verwunderlich erscheinen, daß hier die Zeitung als ein eigener Abschnitt zusammengefaßt und nicht jenem Kapitel eingeordnet wurde, das die Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung in Schrift und Druck behandelt.

Wer Einbildungskraft genug besitzt, könnte sich allerdings eine

---

[1]) Die Literatur über das Zeitungswesen findet man ziemlich vollständig bei Tony Kellen im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 74 (1907) Nr. 184—186, 188, 246, 248–250, 252; ferner findet man sie jetzt fortlaufend im Zentralblatt für Bibliothekswesen in den Beiheften: Bibliographie des Bibliothek- und Buchwesens 1904 ff. — Daß es keine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Geschichte des Zeitungswesens gibt, ist nicht zu verwundern. Wie alle Sondergebiete der Geschichte zunächst von Fachleuten dieser Gebiete behandelt werden, ehe sie von Historikern in Angriff genommen werden, haben auf diesem Felde vorerst Journalisten ihr Rößlein getummelt. Daß diese der Parteilichkeit nicht entgangen sind, wird man ihnen nicht verargen dürfen. Immerhin steht das Bild des äußeren Werdeganges der Zeitung in groben Umrissen fest, so daß ich davon absehen konnte, dieses nochmals zu zeichnen. Da überdies die Presse erst seit der französischen Revolution auf dem Festlande zu politischem Einfluß gelangt ist, habe ich hier fast ausschließlich die moderne Zeitung berücksichtigt. — Wertvolle Anregungen, wenn auch nicht gerade quellenkritischer Natur, bringt Martin Spahn, Die Presse als Quelle der neuesten Geschichte und ihre gegenwärtigen Benutzungsmöglichkeiten. Intern. Wochenschr. 2 (1908) S. 1163 ff. Vgl. hiezu dessen Ausführungen im Zentralbl. für Bibliothekswesen 27 (1910) S. 93 ff.

Zukunft ausmalen, in der die Zeitung, an die bisherigen Vermittelungswege nicht mehr gebunden, andere Formen der Nachrichten- und Meinungsüberſendung fände und trotzdem Zeitung bliebe. Aber auch unter den gegenwärtigen Verhältniſſen iſt die Preſſe weder eine einfache Fortſetzung der Traktaten- oder Streitſchriftenliteratur, noch überhaupt eine bloße ſchriftſtelleriſche Leiſtung. Sie iſt ein Organismus für ſich mit eigenen Lebensbedingungen und Aufgaben, eine Erſcheinung, für die die Art der techniſchen Vermittelung nur eine Seite ihrer Eigenart ausmacht.

Zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern machen ſich auch verſchiedene Kräfte geltend, um Macht auf die Bildung der Meinungen auszuüben. In der Antike war es der berückende Tonfall des geübten Redners, die kluge, kunſtvolle Steigerung ſeiner Beweisgründe, die Rhythmik ſeiner gewählten Sprache, die auf den Bürger Eindruck übte und die Maſſen mit ſich fortriß. Wer gut zu ſprechen vermochte, beherrſchte die Meinung des Volkes. Freilich die ſpottſüchtigen Römer konnte man auch durch ein biſſiges Witzwort für ſich gewinnen. Wer andere lächerlich zu machen wußte, lenkte nicht minder die Anſchauungen als der Verfaſſer politiſcher Dialoge und aktueller Flugſchriften. Unter der Herrſchaft des Chriſtentums trat dann die Predigt in ihre Rechte und für den kleinen, aber den Ausſchlag gebenden Kreis der Gebildeten wurde die reiche Literatur theologiſcher und kirchenrechtlicher Abhandlungen maßgebend. Daneben lauſchte man wohl auch den Worten des Sängers, der in der Sprache der Menge zur Menge redete, oder ließ ſich von Weisſagungen und Seherſprüchen leiten, in denen ein heiliges Wiſſen aus überirdiſchen Bezirken herüberzudringen ſchien.

Je mehr nun das Bedürfnis nach Bildung zunahm, je mehr die Bildung ſelbſt gemein wurde, um ſo ſtärker wurden auch die übrigen Wiſſenſchaften in den Wirbel der Publiziſtik hineingezogen. Indem aber die Erfindung, mit beweglichen Lettern zu drucken, alle dieſe Möglichkeiten ſteigerte, ja bis ins Ungeahnte erhöhte und verſtärkte, wurde die Bedeutung der öffentlichen Meinung ſelber erhöht und verſtärkt. Die ſuggeſtive Kraft des Buchdruckes wurde fortan faſt alleinherrſchend; die mündlichen und handſchriftlichen Ausdrucksmittel verſchwanden neben den Erzeugniſſen der Druckerpreſſe.

Ob im ſechzehnten Jahrhundert die Anhänger der Reformation oder des alten Glaubens Flugſchriften, Predigten, Ermahnungen, Briefe, Geſprächsbücher an die Oeffentlichkeit richteten, ob in den Zeiten der großen Kriege die einzelnen Fürſten und Staaten ihre Rechte

in langatmigen Dissertationen vorlegten oder aufgefangene Briefe der Gegner veröffentlichten, stets war es die Buchdruckerkunst, mit deren Hilfe die Vervielfältigung zustande kam. An der Vervollkommnung graphischer Technik wuchs auch die Publizistik heran und umgekehrt bequemte sich die Technik den Forderungen dieser immer einflußreicher werdenden Schriftstellerei des Tages an.

Wenn mit der Einführung der staatlichen Preßfreiheit die Literatur der Flugschriften fast plötzlich nachläßt, ja beinahe abbricht, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß nun die Zeitungen an ihre Stelle getreten sind. Und in der Tat. Ein Teil der Bedeutung einer freien Presse liegt darin, daß sie in sich alle Seiten der Publizistik umschließt und zwar in so verdichteter Form, daß sie in ihrer Wirkung auf die Oeffentlichkeit kaum übertroffen werden kann.

Der geschichtliche Werdegang der modernen Presse, ihre wirtschaftliche und literarische Herkunft wurde bereits an mehreren Stellen aufgezeigt. Es bedarf also hier nur einer kurzen wiederholenden Zusammenfassung.

Die fortschreitende Entwicklung des Handelsverkehrs bewirkte eine fortschreitende Zunahme der Nachrichtenvermittelung. Mit dem weiteren Ausbau und der inneren Verknüpfung kaufmännischer Beziehungen wuchs die Bedeutung nicht nur der Geschäftsberichte sondern auch der zeitgeschichtlichen Neuigkeiten derart, daß diese im Zeitalter des zunehmenden Kapitalismus zum Handelsartikel selber wurden. Mit dieser Feststellung ist nun freilich bloß eine Wurzel ihres geschichtlichen Werdens bloßgelegt. Eine so komplizierte Erscheinung, wie es die heutige Presse ist, leitet sich aber aus verschiedenen Quellen her, ist durch eine ganze Reihe kultureller Verhältnisse bedingt.

Mit den schon erwähnten Bedürfnissen des Handels im engsten Verbande steht die Notwendigkeit entsprechender Verkehrsmöglichkeiten. Diese müssen allgemein zugänglich und benützbar sein. Solange nur bestimmte Städte, Territorien, Universitäten, Klöster und Kaufleute Botenanstalten für den eigenen Bedarf unterhielten, war eine allgemeine Verbreitung der Nachrichten von vornherein beschränkt. Das Aufkommen der brieflichen Zeitungen im sechzehnten Jahrhundert und ihre Aufnahme in weiten Kreisen ist nur durch die Ausgestaltung der Post denkbar. Die Entwickelung des Taxisschen Unternehmens aus einer reinen Amtsinstitution der Habsburger zu einer auch den Privaten dienenden Verkehrseinrichtung, diese Entwickelung fällt nicht ohne innere Notwendigkeit zeitlich mit den Anfängen des Zeitungswesens zusammen. Ja der bedeutsamste Fortschritt, den der briefliche Nach-

richtenaustausch in der Richtung zu einer wirklichen Zeitung gemacht hat, kettet sich an die Ausgestaltung der Post. Erst indem der Kurierdienst an regelmäßig wiederkehrende Fristen gebunden wurde, konnte der Neuigkeitentransport das erreichen, das ihn in der Presse kennzeichnet: die Periodizität. Die unterschiedlichen „Ordinarizeitungen", die im sechzehnten Jahrhundert und auch später noch erschienen, knüpften an die Ordinariposten an.

Die Vervollkommnung der Verkehrsverhältnisse ist im allgemeinen die Grundlage für die Verbesserung des Pressewesens. Der Verkehr ist das Ursprüngliche, die Zeitung ist dessen Nutznießerin[1]). Und wenn sie heute als ihr höchstes Ziel die „Aktualität" preist, so konnte sie diese nur durch die gewaltigen Errungenschaften der Technik erreichen, die gerade auf dem Gebiete der Transporteinrichtungen zu solcher Verfeinerung gelangt sind. Dabei muß freilich in Rechnung gezogen werden, daß der Begriff Aktualität heute ein anderer ist, als er es vor hundert Jahren war, daß die gegenseitige Beeinflussung, die der raschere oder langsamere Rhythmus des Lebens und die technischen Fortschritte auf einander ausüben, auch auf die Anschauungsweise über „aktuell" oder „nicht-aktuell" entscheidend einwirkt.

Man mag sich vielleicht darüber verwundern, daß von den geschichtlichen Vorbedingungen des Zeitungswesens bereits der Handels- und Verkehrsverhältnisse gedacht wurde, nicht aber der Vervielfältigungstechnik und ihrer Ausbildung. In der Tat trägt heute zur raschen Nachrichtenübermittlung die Leistungsfähigkeit der Rotationsmaschinen nicht weniger bei als Eisenbahn, Telegraphie und Telephonie. Betrachtet man aber die Zeitung nicht als etwas fertig Abgeschlossenes, sondern als etwas historisch Gewordenes, so erfährt man, daß der Buchdruck keineswegs etwas Wesentliches daran ausmacht. Jahrhundertlang haben die Zeitungen, die wirklichen Vorgänger unserer Tagesblätter, die Zeichen ihrer Herkunft aus dem Privatbrief in der Art ihrer Vervielfältigung an sich getragen. Sie wurden handschriftlich verbreitet. Das, was im sechzehnten Jahrhundert als „Neue Zeitung" aus der Presse hervorging, waren in der Mehrzahl Einzeldrucke, wie solche noch heute auf Jahrmärkten feilgeboten werden. Schreckliche Ereignisse, Mordtaten und Naturwunder füllen deren Inhalt.

Der modernen Zeitung ungleich näher kamen die schriftlich in Um-

[1]) Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Presse bisweilen an Verkehrseinrichtungen den staatlichen Transportanstalten vorangegangen ist und sich besonders zu Kriegszeiten eigene Wege gebahnt hat. Beispiele bei Löbl S. 57 ff. und Rob. Brunhuber, Das moderne Zeitungswesen, Leipzig 1907 S. 30 ff.

lauf gesetzten, an den bestimmten Posttagen abgesandten und einlangenden Berichte. Ihnen fehlt vor allem die redaktionelle Anordnung und Durcharbeitung, das bestimmte geistige Gepräge, sie waren aber insofern eine Einheit, als sie aus der Tätigkeit eines Unternehmers hervorgegangen waren. Periodizität war ihnen ebenfalls eigen und selbst Aktualität — wenigstens im Sinne ihrer Zeit — darf ihnen zugesprochen werden. So reihen sich die geschriebenen Zeitungen viel eher in die geschichtliche Linie ein, die zum modernen Tageblatt führt, als jene vielzitierten Epistola Christofori Colom (1493) und Copia der newen Zeytung aus Bressillg Landt (1508), von denen jede stets unter den ältesten „Zeitungen" angeführt wird, obwohl sicher schon in den achtziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckte Neue Zeitungen verbreitet wurden[1]). Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts tauchen dann jene Blätter auf, die in regelmäßigen Zwischenräumen gedruckt erscheinen, der Oeffentlichkeit zugänglich sind, zeitgeschichtliche Nachrichten des verschiedensten Inhalts und allgemeinsten Interesses bringen. Der Zeitungsdogmatiker findet in ihnen alle Merkmale vereint, die unsere heutige Presse kennzeichnen, und doch stehen sie hinter den handschriftlich verbreiteten Nachrichtenblättern zurück, die noch in den Tagen Friedrichs des Großen Verbreitung fanden. Daß die Zensurverordnungen auf diese polizeilich schwer erreichbaren von Hand zu Hand gehenden Nachrichtenzettel ein ganz besonderes Augenmerk richteten, deutet schon auf den Grund ihrer Beliebtheit. In den Zeiten strenger Bewachung alles Gedruckten hatten solche geschriebene Zeitungen den Vorteil, jeglicher Bevormundung zu entwischen. Und es war schon Colbert, der als Heilmittel gegen das Uebel der nouvelles à la main den Rat gab, bessere Informationen zu verbreiten, et rendre la vérité plus publique et plus connue[2]). Wägt man die offizielle Gazette de France gegenüber den nouvelles à la main auf ihren Neuigkeitswert ab, so zeigen die unter der Hand verbreiteten Mitteilungen ein entschiedenes Mehr, ein Mehr an Aktualität nämlich. Diese besteht nicht nur in der raschen Uebermittlung von Nachrichten und in dem „zeitgemäßen" Inhalt, sondern auch in dem Freimut, mit dem dieser Inhalt wiedergegeben ist." Aktuell heißt etwas, das ins Leben eingreift, das einen großen Teil von Menschen mächtig berührt. Ein Kapitel aus Tacitus kann heute noch durch seine geschichtliche Analogien aktueller wirken als die Nachricht vom Tode eines portugiesischen Ministers[3]).

[1]) Paul Roth, Die Neuen Zeitungen S. 11.

[2]) F. Funck-Brentano, Figaro et ses devanciers S. 78.

[3]) Es ist deshalb nicht ganz richtig, wenn Löbl S. 54 sagt: „Die Aktua-

In diesem Sinne vermag aber Aktualität nur dort zur Geltung zu kommen, wo eine entsprechende Gesetzgebung der Meinungsäußerung einen sicheren Spielraum läßt. Selbst in der bloßen Anführung von Tatsachen, noch mehr in ihrer Gruppierung kann schon die Kundgabe einer bestimmten Anschauung liegen oder doch der Anstoß zur Erregung gewisser Anschauungen. Noch mehr wird dies in Erscheinung treten, wenn es der Presse erlaubt ist, die Tatsachen und Tatsachenreihen zu kommentieren, eigene Urteile abzugeben und allgemeine Bemerkungen daran zu knüpfen.

Aus diesen Bemerkungen mag man schon ersehen haben, daß es nicht leicht ist, den Begriff „Zeitung" historisch zu fassen. Wer nur von den modernen Verhältnissen ausgeht und nur moderne Verhältnisse bespricht, wird weniger Fährlichkeiten begegnen als der Geschichtsschreiber. Die Definition unserer heutigen Presse ist verhältnismäßig leicht. Man kann Brunhuber unbesehen zustimmen, wenn er die Zeitung im engeren Sinne als „jede in gewissen Zeitabständen erscheinende, einem individuell nicht bestimmten Personenkreis zugängliche Veröffentlichung mit vielseitigem, zeitgemäßem, allgemein interessierendem Inhalt" bezeichnet.

Faßt man die drei als notwendig befundenen Merkmale Publizität, Periodizität, Aktualität nicht vom modernen Standpunkte ins Auge, sondern historisch, so treffen, wie schon angedeutet wurde, sie alle drei auch bei den geschriebenen z. B. den Fuggerzeitungen zu. Denn auch der Mangel an Publizität tritt zurück, wenn man Publizität nicht nach heutigen Maßen mißt, sondern nach denen des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie ist nicht bloß das Ergebnis technischer Leistungen, sie ist vor allem auch an den Bildungsgrad der Massen geknüpft. Diese hängt aber von zwei Vorbedingungen ab, einmal von den Verbreitungsgelegenheiten, wie sie die Verkehrs- und Vervielfältigungstechnik bieten, dann aber von der geistigen Aufnahmefähigkeit und Empfänglichkeit des Publikums, beziehungsweise von der Zahl jener, die eine entsprechende intellektuelle Anteilnahme beweisen. Das 16. Jahrhundert entsprach bereits in beiden Hinsichten diesen Anforderungen. Die Gegenwart unterscheidet sich von jenen Zeiten aber nur graduell, indem es sowohl in den aktiven Kräften (Technik) wie auch in den passiven Antrieben der Publizität (allgemeiner Bildung) nur gesteigerte Formen

lität des Blattes hängt von zwei Umständen ab: erstens, daß die redaktionellen Organe möglichst schnell zur Kenntnis der Tatsachen gelangen (Raschheit des Erfahrens) und zweitens, daß sie den Bericht über das Erfahrene möglichst schnell dem Blatt zugehn lassen (Raschheit des Berichtens).

dessen zeigt, wofür die Grundlagen im Zeitalter der Reformation geschaffen wurden.

Diese Darlegungen wollten bloß betonen, daß jene Kriterien, die unsere junge Zeitungswissenschaft als Besonderheiten der modernen Presse zu betrachten gewohnt ist, selber geschichtlichen Wandlungen unterworfen sind. Für die dogmatische Erfassung des Zeitungsbegriffes verschlägt dies nicht allzu viel, wer aber die historische Sendung der Presse namentlich in ihrem Verhältnisse zur öffentlichen Meinung erforschen will, darf an den oben erwähnten Momenten nicht achtlos vorübergehen[1]). Vielleicht lassen sich gerade dadurch die Handhaben gewinnen, die uns ein Vordringen zur Lösung dieser Frage ermöglichen.

Es wurde bereits erwähnt, wie die Zeitung alles, was die vorhergehende und gleichzeitige Publizistik zu bieten vermocht hat, allmählig in sich aufgesaugt und in gesteigertem Maße weitergegeben hat, täglich noch weitergibt. Dieser Aufsaugungsvorgang vollzog sich nicht mit einem Schlage und nicht immer ganz gleichmäßig. Die geschriebene Zeitung marschiert neben der Flugschrift, der Einblattdruck neben der Predigt, die gedruckte Zeitung neben dem Briefe. Nur ab und zu kreuzen sich ihre Wege. Der grundlegende Unterschied, der die Presse von dem größeren Teile der übrigen Publizistik scheidet, wird nicht überall klar, obwohl er natürlich schon von Anbeginn besteht.

Die Mehrzahl der anderen Agitatoren tritt vor die Oeffentlichkeit, weil ihnen die Verteidigung dieses oder jenes Gedankens auf der Seele brennt. Ganz anders die Zeitungsschreiber. Ihnen ist Publizistik allerdings nicht selten ebenfalls Herzenssache, aber schließlich bleibt sie für sie doch Brotarbeit. Freilich sind jene Chemnitz, Frischmann usw. Uebergangserscheinungen, nach heutigen Begriffen bereits eine Art Journalisten, aber ihnen war die Vertretung so hoher Interessen anvertraut, daß auch ihre persönliche Stellung dadurch gehoben wurde. Mit anderen Augen wurde betrachtet, wer sich des berufsmäßigen Neuigkeitenvertriebes unterfing. Zunächst freilich hören wir wenig Aeußerungen weder dafür noch dawider, man hatte den Zeitungen offenbar überhaupt nicht genügend Interesse entgegengebracht. Allmählich tritt der

[1]) Es klingt recht bestechend, wenn Hermann Bode, Zur Entstehungsgeschichte der modernen Zeitung (Studien über das Zeitungswesen) S. 162 f. bemerkt: „Der geschriebenen Zeitung fehlt nur das Merkmal der Publizität d. h. die Form des Druckes; dem Einblattdruck fehlt nur das Merkmal der Periodizität; der halbjährlichen Meßrelation fehlt nur das Merkmal der Aktualität. Jede Art hat zwei wesentliche Merkmale, es fehlt immer nur das dritte." Für die geschriebene Zeitung wenigstens fehlt hiefür die geschichtliche Begründung.

Journalismus etwas bemerkbarer in das Gesichtsfeld der Zeitgenossen. Da ist es denn ein gewisses Mißtrauen, das sich gegen ihn geltend macht, ein Mangel an Achtung, der seine Vertreter trifft. Sehr oft sind es die Strafverzeichnisse in den städtischen Ratsprotokollen, die uns allein das Andenken an dieses oder jenes Blatt, an diesen oder jenen Zeitungsschreiber bewahrt haben. Das hing häufig mit einer Ueberempfindlichkeit der Behörden zusammen, die in der Zeitung eine Quelle von Indiskretionen und Aergerlichkeiten erblickten, wohl aber auch mit dem Vorurteil gegen ein Gewerbe, das von der Neuigkeitenvermittlung sein Dasein fristet. So heißt es 1610 zu Basel in einem Klageantrag, es seien „ungereümbte sachen, so beim trucken der Ordinari-Zeytung wöchentlich eingeschmiert werden, durch gebeurends einsehen ab- und auszuschaffen“ [1]). Als der Prager Postverwalter Johann Franz Brahier 1684 in den böhmischen Ritterstand erhoben wird, hält er es nicht mehr mit seiner Würde vereinbar, Zeitungen herauszugeben [2]). Friedrich der Große läßt einen Dresdener Journalisten, der über das Gefecht von Hirschfeld falsch berichtete, mit Eselsohren und Eselstäfelchen geschmückt durch die Straßen Dresdens auf einem Esel reitend herumführen, andere ihm übelwollende Zeitungsschreiber des Auslands werden „mit einer Tracht Prügel“ oder einigen „Jagdhieben“ bedacht [3]).

Der Beispiele ließen sich noch manche geben [4]). Sie führen herauf bis zu Bismarck, der während des Verfassungskonfliktes 1862 von der damaligen Oppositionspresse behauptete, sie befinde sich leider „zum größten Teil in den Händen von Juden und unzufriedenen, ihren Lebenslauf verfehlt habenden Leuten“. Er sprach das nicht so allgemein, wie man es ihm in den Mund zu legen pflegt, sondern nur mit dem Hinweis auf seine augenblicklichen Gegner [5]). Das Wort fand aber bei vielen einen freundlichen Widerhall und wurde zum geflügelten [6]).

[1]) Fr. Mangold, Die Basler Mittwoch- und Samstag-Zeitung (Basel 1900) S. 1.

[2]) A. G. Przedak, Geschichte des deutschen Zeitungswesens in Böhmen, Heidelberg 1904 S. 19.

[3]) Wilh. Görisch, S. 28 und 250.

[4]) „Irgendwelcher Achtung hatte sich ein Zeitungsschreiber damals nicht zu erfreuen“, behauptet Consentius bei Betrachtung der Verhältnisse in der Zeit des Großen Kurfürsten. Deutschland 6 (1905) S. 248.

[5]) Die Ansprachen des Fürsten Bismarck, herausg. von H. v. Poschinger 1 (1895) S. 3.

[6]) Hieher würden auch die verschiedentlich publizierten Aussprüche von Ferdinand Lassalle gehören.

Es kommt hier nur zum Vorschein, was wir fast bei allen Ausdrucksformen der öffentlichen Meinung beobachtet haben. Der Dichter, der einen Herrscher besingt, weil er in ihm die Verkörperung hohen Heldentums erblickt, erfreut sich ungeschmälerten Ansehens, wird ihm Lobsingen aber zum Nahrung spendenden Berufe, leidet alsogleich seine moralische Würde. Warum sollte dieses offenbar ursprüngliche Gefühl dem gewerbsmäßigen Neuigkeiten- und Meinungsvermittler gegenüber anders sein?

Es wäre — und dies wurde schon hervorgehoben — unbedingt falsch, wollte man diese Werturteile einzig und allein sittlichen Empfindungen zuschreiben. Jeder neue Beruf, der sich in vorhandene gesellschaftliche Zusammenhänge hineinzwängt, muß sich seine Stellung erst erkämpfen. Beim Journalismus kommt aber außer seiner sozial exponierten Lage noch sein Verhältnis zu der Oeffentlichkeit hinzu. Es liegt in der ganzen Sendung seines Gewerbes, daß alles, was er darin tut, nach außen wirkt. Eine an sich harmlose Familiennachricht, steht sie in der Zeitung, kann für die Beteiligten Aufregung, kann ebenso Schande und Schmach wie Stolz und Freude bedeuten. Und erst eine Mitteilung vom Kriegsschauplatz! Bekanntlich hat der deutsche Generalstab 1870/71 aus den geschwätzigen französischen Blättern manche wertvolle Aufklärung über Truppenverschiebungen und taktische Absichten der Gegner empfangen. Die moralischen Wirkungen sind nicht geringer.

Berühmtheit und Schimpf, Glanz und Erniedrigung kann die Feder des Zeitungsschreibers verteilen, was wir behutsam vor der Oeffentlichkeit verdecken, seine Lettern können es unbarmherzig aller Welt enthüllen. Das Ansehen der Behörde, die persönliche Würde des Privatmannes, sie sind in die Hand des Journalisten gegeben. Sollte nicht schon dieses mehr oder minder einbekannte Gefühl, von dem guten Willen und der Gewissenhaftigkeit eines einzelnen abzuhängen, wider diesen ein gerechtes Mißtrauen rege erhalten? Ständig Gewehr bei Fuß stehen zu müssen, um sich gegen mögliche Gefahren zu schützen, erweckt keine freundlichen Gefühle für die Urheber solcher Bereitschaft. „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent." In scherzhafter Uebertreibung drückt Goethe den Widerwillen des schaffenden Künstlers gegen den Urteiler aus, dem Besser-Wissen Beruf ist[1]). In gewissem Sinne sind aber Journalisten vielfach nichts anderes als Rezensenten

[1]) Mit Recht bemerkt R. M. Meyer zu dem herben Urteil Goethes, er bekämpfe darin „bloß das berufsmäßige Nur-Rezensententum, die Leute, die nur urteilen und nie selbst schaffen, wie sie bei uns leider viel häufiger sind als in anderen Ländern". Neue Jahrbücher für das klass. Altertum 4 (1901) S. 364.

des täglichen Lebens. Nun wird freilich niemand Kritik missen wollen, wo aber das Kritisieren nicht aus inneren Antrieben erfolgt, sondern zum Gewerbe wird, verliert es an Gewicht. Wo Geld in Frage kommt, wittert man nur allzu schnell Bestechung und unreine Hände. Die Geschichtsschreiber des Journalismus, die zum größten Teil selber Journalisten[1]) sind oder dem Amte eines solchen nahegestanden haben, verweilen aus begreiflichen Gründen nicht gern bei diesem Kapitel[2]). Meist wird in diesem Zusammenhange die Reihe jener Staatsmänner und Gelehrten heraufbeschworen, die entweder aus Redaktionsstuben hervorgegangen sind oder doch durch ihre Mitarbeit an Zeitungen zu Journalisten gestempelt werden. Es sind wahrlich erlauchte Namen darunter.

Ludwig XIII. und Richelieu arbeiteten, wie wir wissen, an Renaudots „Gazette" mit, Mirabeau gab die „États Généraux" heraus. Die unerschrockenen Gegner Boulangers, Jules Ferry und Charles Floquet, kamen aus der Redaktion des Temps. Pelletan, Vater und Sohn, begannen ihre Laufbahn als Journalisten, Delcassé bearbeitete in „La République Française" die auswärtigen Angelegenheiten, bevor er sie vom Ministerstuhl aus zu lenken begann. Cléménceau schrieb für die „Justice" Leitartikel und gab bis 1907 die „Aurore" heraus. In England war es nicht anders. Die Times zählten einst Benjamin Disraeli zu ihrem Mitarbeiter. Robert Lowe, der spätere Lord Sherbrooke hatte sich durch Artikel in den Times als Kenner der britischen Kolonialpolitik erwiesen. An demselben Blatte wirkte Sir William Harcourt, der treue Kampfgenosse Gladstones, als „Historicus" mit. Lord John Campbell trat in die Oeffentlichkeit als Berichterstatter des Morning Chronicle, Lord Henry Brougham gründete 1802 die Edinburgh Review. Selbst in Deutschland verschmähten es gerade die besten Köpfe nicht, den Forderungen des Tages auch schriftstellerisch ihr Opfer zu bringen. Goerres schrieb fast den ganzen Rheinischen Merkur selber, Niebuhr und Schleiermacher redigierten den Preußischen Correspondenten. An beiden Blättern aber beteiligten sich Männer wie J. Grimm, Freiherr von Stein, Arndt, Schenkendorf, Jahn. Friedrich von Gentz schrieb für die verschiedensten Zeitungen und von Bismarck rührt eine Anzahl politischer Aufsätze in der Kreuzzeitung her, kurz, es gäbe kein Ende, wollte man alle bedeutenden Männer

[1]) Die Schätzung, die T. Koigen, Die Kultur der Demokratie, Jena 1912 S. 191 ff. dem Journalismus entgegenbringt, ist fast ausschließlich ästhetischer Natur, berührt sich mit der historischen Wertung fast gar nicht.

[2]) Am vorurteilsfreiesten spricht über diese Dinge noch E. Löbl S. 174 ff.

aufzählen, die mit der Presse in entferntere oder nähere Berührung gekommen sind.

Es wird über verschiedene Punkte erst später Raum sein zu sprechen, aber soviel darf jetzt schon vorweggenommen werden: das Publikum unterscheidet auch hier zum Teil bloß triebmäßig, aber trotzdem sehr genau zwischen Publizisten, die etwa wie Goerres für eine heilige Sache zur Feder greifen, zwischen Männern wie Bismarck, die aus taktischen Gründen ab und zu der Zeitung einen Beitrag liefern, und einem Zeitungsschreiber, der sich für seine Gesinnung wie für seine Indiskretionen bezahlt zu machen versteht. Wenn sich aber der Journalismus rühmt, daß hervorragende Staatsmänner zeitweilig in seine Reihen treten, wenn man gerade bei Bismarck zwischen seinen stacheligen Bemerkungen über die Presse und seiner klugen Verwendung eben derselben Presse eine Kluft des Undanks oder doch des Mißverstehens zu erkennen glaubt, so muß man auch auf die Kehrseite dieser Tatsachen hinweisen. Das einzelne Blatt kann sich dem Einflusse eines führenden Mannes verschließen, die Zeitung als solche kann und darf es nicht, weil dies gegen ihr Wesen verstöße, weil sie damit sich selber verleugnen müßte. Eben diese Erfahrung, daß sich die Presse zu solchen Dienstleistungen hergibt und hergeben muß, mindert sie in der Achtung derer, die sich ihrer bedienen.

So sind einerseits in der Masse, die stets zu generalisierenden Urteilen hinneigt, Strömungen lebendig, die den Journalistenstand in Bausch und Bogen verurteilen, andererseits fühlen sich oft gerade die Besten und Mächtigsten von ihm abgestoßen. Sie wittern in ihm die Handlungen jener bedrückenden „öffentlichen Meinung", die ihre Individualität zu gefährden droht.

Diese Betrachtungen sind deshalb lehrreich, weil sie uns vielleicht zum Ausgangspunkt werden können für die Stellung der Kernfrage, in welchem Verhältnisse nämlich die Zeitung zur öffentlichen Meinung steht. Sie beide werden ja vielfach zusammengeworfen, miteinander verwechselt und gegeneinander ausgespielt. Dies ist auch gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, welche unklaren, sich vielfach widersprechenden Anschauungen über das Wesen und die Aufgaben der öffentlichen Meinung verbreitet sind. Deshalb sei auch noch an dieser Stelle daran erinnert, das, was wir so nennen, ist ein Hilfsbegriff für die Wissenden. Ebensowenig gibt es freilich die Zeitung. Wenn wir so allgemein reden, so stellen wir auch da eine Gedankenkonstruktion für eine Summe von oft recht verschiedenen Erscheinungen ein, die sich sowohl in ihrem geschichtlichen Werdegang wie auch in ihren Bezie-

hungen zum öffentlichen Leben der Gegenwart vernehmlich unterscheiden [1]).

Im allgemeinen lassen sich drei Grundformen der Presse beobachten, die sich historisch teils ablösen, teils zeitlich nebeneinander gehn, teils miteinander sich vermischen.

Die Urgestalt der Zeitung ist jedenfalls das reine Nachrichtenblatt. Ihm mangelt jegliche redaktionelle Führung. Die einlaufenden Neuigkeiten werden darin so, wie sie kommen, aneinandergereiht und veröffentlicht. Tendenz, wenn eine solche überhaupt vorhanden ist, liegt höchstens in den Teilen, kaum in dem Ganzen, wie denn eine solche Zeitung in soviel Einheiten auseinanderfällt als Korrespondenten daran beteiligt sind. Diesem Zustande entspricht ungefähr das Wesen der schriftlichen Zeitung des sechzehnten Jahrhunderts und wohl auch das mancher im Druck verbreiteter Blätter. Freilich von dem Augenblick an, da die weltlichen Gewalten ihr Aufsichtsrecht stärker geltend machten, war es mit dem völlig redaktionslosen Dasein zu Ende. Es gibt zahlreiche Beispiele von Prozessen und Untersuchungen gegen unvorsichtige Zeitungsherausgeber [2]). Da sie für den Inhalt zur Verantwortung gezogen wurden, mußten sie auch auf Aufnahme oder Ausscheidung gewisser Neuigkeiten Einfluß nehmen, so zwar, daß sie zu einer Art von Leitung gezwungen wurden. Im Zeitalter strenger Zensur blieben die Zeitungen erst recht bloße Nachrichtenblätter, ja die Obrigkeiten sorgten in ihren Erlässen, Instruktionen und sonstigen Weisungen dafür, daß die Presse sich auf die Mitteilung einfachen Tatsachenmaterials beschränke. Und nicht nur das. Auch die Leser scheinen es so gewünscht zu haben. Zu einer Zeit, da der einzelne noch Muße hatte, selber nachzudenken und sich ein Urteil zu bilden, liebte man die vorgekaute Kost des Leitartikels und Entrefilets nicht.

[1]) Der Unterschied zwischen Zeitschrift und Zeitung wurde im folgenden absichtlich nicht berücksichtigt. Im allgemeinen schwebt der Begriff der „Tagespresse" vor, jedenfalls sind Fachzeitschriften von den Betrachtungen ausgeschieden. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß namentlich im siebzehnten Jahrhundert der von Courtilz de Sandras 1686 begründete „Mercure historique et politique", Mich. Kaspar Lundorps „Acta publica" (1670 ff.), das Theatrum Europaeum (1618 ff.), die „Monatsgespräche" des Christian Thomasius (1688 ff.) u. a. ohne größeren Einfluß auf die Bildung politischer Meinungen geblieben sind. Literaturangaben über diese Quellen verzeichnet M. Immich, Gesch. des europäischen Staatensystems, München 1905 S. 3 f. Das Werk von H. Bingel, Das Theatrum Europaeum, Berlin 1909, konnte ich nicht benützen.

[2]) Adolf Buff, Bedrängnisse eines Korrespondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren. Beil. zur Allg. Zeitung 1897 Nr. 255; E. Consentius, Der Zeitungsschreiber im 17. Jhdt. a. a. O. S. 246 ff.

Man sträubte sich, über jede Tagesfrage denken zu müssen, was ein anderer schon vorgedacht hatte[1]). Das alles wurde anders, als die Schranken der Zensur gefallen waren. Aber wie es schon der Kreislauf des Lebens bringt, ist die Gegenwart auf dem Wege, wieder zur alten Form des Nachrichtenblattes zurückzukehren, natürlich in einer dem modernen Leben angepaßten Weise. Der mit Parteiweisheiten überfütterte Durchschnittsbürger unserer Zeit, der denkfaule Philister greift heute lieber zu den „Generalanzeigern" und zu den wirklich oder meist scheinbar tendenzlosen Blättern, als daß er sich aus seinem Ruhebedürfnisse in den Trubel der politischen Leidenschaften mitreißen ließe.

Höher als die Nachrichtenzeitung steht das Parteiblatt. Schon von jener 1609 zu Straßburg erschienenen „Relation aller fürnemen und gedenkwürdigen Historien usw.", die man als die älteste gedruckte Zeitung anzusprechen gewohnt ist[2]), behauptet Opel, daß ihre Berichte einen deutlich protestantischen Charakter verrieten, ohne auf die inneren Streitigkeiten der verschiedenen Theologen Acht zu geben. Damit ist nun freilich die Tatsache der Tendenz gegeben, aber nicht die der Parteipublizistik. Die Zeitung empfing aus protestantisch gesinnten Kreisen ihre Nachrichten und war also in höherem Grade der empfangende als der gebende Teil. Ein Parteiblatt muß aber aktiv die Lehren einer bestimmten Gruppe gleichgesinnter Menschen vertreten, muß deren Anschauungen auch anderen mundgerecht zu machen suchen, muß kämpfen und werben. Dem historischen Begriff der Partei kann man allenfalls das Merkmal der „Aktivität" nachsehen[3]), der Parteizeitung nicht.

Der geschichtliche Ursprung einer parteimäßig betriebenen Presse liegt ohne Zweifel in England, wo sich Whigs und Tories schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch in den Zeitungen bekämpften, aber so mitten in den Streit gestellt, allenthalben die Stichworte ausgebend und weiter fortpflanzend, zeigen sich doch erst die Blätter der französischen Revolution. In dieser Zeit gibt es überhaupt keine parteilose Presse. Antoine Rivarol trat damals in den Actes des Apôtres für den Royalismus ein, wenn es sein mußte, auch gegen den König. Der Gironde diente das Journal de la société de 1789, an dem Condorcet, Rochefoucauld, Chénier u. a. mitarbeiteten. Der blutige Jakobinismus Marats feierte im L'ami du peuple seine Triumphe, sofern er nicht von Héberts „Père Duchesne" überflügelt

[1]) E. Löbl S. 49 f.

[2]) Vgl. Arend Buchholtz, Die Vossische Zeitung, Berlin 1904 S. 305.

[3]) Gust. Mayer, Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen. Zeitschrift für Politik 6 (1913) S. 3.

wurde. Jeder Partei, ja jedem einzelnen Politiker von Rang stand ein Blatt zur Verfügung. Soviel Köpfe, soviel Zeitungen. In den drei kurzen Jahren uneingeschränkter Meinungsfreiheit (1789 bis 10. August 1792) bot sich dem Kontinent das erste sichtbare Beispiel eines großen politischen Kampfes dar, der zum Teil auf bedrucktem Papier ausgefochten wurde. Es gibt seither in der Geschichte kaum einen Anprall feindlicher geistiger oder materieller Mächte widereinander, der nicht von einem Streite entsprechender Parteiorgane begleitet worden wäre. Es müssen dies nicht immer Tagesblätter sein. Was im siebzehnten Jahrhundert Geltung hatte, gilt auch für spätere Zeiten. Für das vormärzliche Preußen bedeuteten die Hallischen Jahrbücher einen Sammelpunkt und eine Waffe für alle, die nach geistiger Freiheit rangen, in den Grenzboten traf sich hinwider, was in Oesterreich nach vorwärts drängte. Das Jahr Achtundvierzig geberdete sich wie in anderen Dingen auch im Zeitungswesen als der in die Breite geratene Abklatsch der großen Revolution. Die Parteipresse wucherte allerorten, jeder „Führer", jeder, der nur ein Zipfelchen politischer Macht beanspruchte, gab eine eigene Zeitung heraus und verkündete in Leitartikeln sein Programm.

Seither haben diese Fragen bereits zum größten Teile ihre Erledigung gefunden. Eine jahrzehntelange Entwickelung hat den Verhältnissen ihr Bett gegraben. Die einzelnen Parteien haben ihre bestimmten Zeitungen und, je nachdem die Organisation loser oder straffer ist, wird auch die abhängige Presse schwächer oder stärker von der Parteileitung bevormundet und auf die offiziösen Anschauungen eingeschworen. Am deutlichsten, weil am offensten, erfährt dies die Mitwelt alljährlich von der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, wenn diese ihre Tagung abhält.

Es liegt im Wesen der Parteipresse, daß sie verhältnismäßig nachrichtenarm ist. Da es ihre Aufgabe ist, die Urteile ihrer Leser auf bestimmte Lehren einzudrillen, in eine bestimmte Richtung hinzudrängen, sind alle Mitteilungen anderer Art höchstens äußere Reizmittel, werden sonst aber als ablenkend empfunden. In neuerer Zeit kommt noch hinzu, daß die Kosten der Nachrichtenvermittelung so hohe sind, daß ein Blatt, das bloß auf einen enger begrenzten Leserkreis rechnen kann und in seinen Erwerbsmöglichkeiten auf eine Partei Rücksicht zu nehmen genötigt ist, sich in seinem Aufwande für Korrespondenzen und Telegramme aufs Notwendigste bescheiden muß.

Zur Parteipresse gehört auch die offizielle und auch die offiziöse Presse, die den Interessen der Regierung, eines bestimmten Zweiges

der Staatsverwaltung, denjenigen einer städtischen Gemeinde oder sonst einer Behörde zu dienen die Aufgabe hat. Das reine Amtsblatt, das nur Gesetze, Erlässe, Verordnungen, Ausschreibungen und sonstige öffentliche Kundmachungen enthält, gehört nicht hieher, ein solcher Inhalt stempelt es zur einfachen Nachrichtenzeitung. Greift aber das Blatt zugunsten der Regierung und Behörde, von der es abhängig ist, in die Oeffentlichkeit ein, polemisiert es gegen Reden, Aussprüche und Versammlungsbeschlüsse, gegen Aeußerungen, die in der Presse irgendwo gefallen sind, so kennzeichnet es sich als Parteizeitung. Tritt ein Blatt offen und deutlich als Organ eines Amtes auf, so nennt man es „offiziell", hat es dagegen nur von Fall zu Fall oder bloß in bestimmten Fragen eine engere Verbindung mit amtlichen Stellen, als deren Sprachrohr es dann erscheint, heißen wir es „offiziös" oder „halbamtlich" [1]). Der Zusammenhang zwischen offiziöser Presse und Behörde kann so mannigfach schattiert sein, daß wir in dieser Form gegenseitiger Beziehung nicht immer auch gleich ein Parteiverhältnis zu erblicken brauchen.

Neben die Nachrichtenzeitung und das Parteiblatt tritt als drittes die politische Presse, die sich selbst Partei ist, die, unabhängig von den großen Parteiverbänden, mehr oder weniger selbständig zu den zeitgeschichtlichen Ereignissen Stellung nimmt. Vermutlich sind als ältestes und ausgeprägtestes Beispiel dieser Art Zeitungen die „Times" (seit 1785) anzusehen, die sich niemals von einer Parteidoktrin ganz einfangen ließen und doch nie parteilos waren. In Frankreich scheint Emile de Girardin der erste gewesen zu sein, der für seine „Presse" (1836) das Parteijoch abschüttelte und sie durch wohlfeile Abonnementspreise auf eigene Füße zu stellen suchte. In der Gegenwart gibt es eine ganze Reihe solcher Blätter, die sich freilich ab und zu Regierungen zur Verfügung stellen, dann aber doch wieder ihre besonderen Wege gehen. Gerade die besten und einflußreichsten Zeitungen Deutschlands treffen wir in dieser Reihe.

---

[1]) Die Entscheidung, ob eine Zeitung offiziös ist und ob sie in einem bestimmten Fall es ist, hat für den Historiker und die Beurteilung des Wertes der Zeitung als historischer Quelle große Bedeutung. Sie ist aber ungemein schwierig, sehr oft unmöglich. — Eine instruktive Zusammenstellung, wie in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts Oesterreich und Preußen die staatliche Preßbeeinflussung organisierten, gibt jetzt O. Bandmann, Die Deutsche Presse und die Entwicklung der Deutschen Frage 1864—1866 (Leipziger Abhandlungen 15), Leipzig 1910 S. 2 ff., hiezu wäre noch H. v. Poschinger, ‚Preußen im Bundestag' in den Publikationen aus den Kgl. preuß. Staatsarchiven (Leipzig 1882—84) zu vergleichen.

Diese Einteilung in drei Grundformen ist natürlich nur ein Schema und wie alle Schemata im einzelnen unrichtig und voll Lücken. Man muß eben bedenken, daß jede größere moderne Zeitung eine Individualität ist, die ihr eigenes Leben lebt, der ein einzelner zwar Plan und Richtung geben kann, der er aber nicht wie einer Maschine in allen Einzelheiten den Weg vorzuschreiben vermag, den sie da und dort einzuschlagen hat. Und damit kommen wir auf den Punkt, der für das Verhältnis der Presse zur öffentlichen Meinung der entscheidende ist. Schon aus den vorhergehenden Erörterungen wird es klar, die Presse ist im Hinblick auf die öffentliche Meinung sowohl der empfangende wie der gebende Teil, d. h. sie läßt sie auf sich wirken und formt sie doch auch ihrerseits.

Auf welche Weise macht sich das Abhängigkeitsverhältnis der Zeitung von der allgemeinen Meinung geltend? Warum unterwirft sie sich ihrem Diktat? Beginnen wir mit der materiellen Frage. Die Presse war von Anbeginn an die kapitalistische Produktionsweise gebunden[1]). Mit der Organisation der Verkehrsmittel in der Post, die übrigens selber eines der frühesten kapitalistischen Großunternehmen war, ging auch der Ausbau der Nachrichtenverbreitung Hand in Hand. Die geschriebene Zeitung, die Mitteilungen aus allen wichtigen Städten erhielt, war bereits ein auf Gewinn berechneter Betrieb. Man wird sich vorstellen müssen, daß ein ziemlich zahlungskräftiger Mann, wenn es nicht ihrer mehrere waren, ihr Geld hergeben mußten, um das Unternehmen in Gang zu bringen und zu führen. Die Korrespondenten mußten doch entlohnt, die damals ziemlich hohen Portiauslagen beglichen, die Schreiber und das Papier bezahlt werden. Für das, was da die Schreiber kosteten, mußte bei den gedruckten Zeitungen die Auslagen für den Druck eingesetzt werden. Auch in ihren ältesten Grundformen bedurfte die Zeitung einer ziemlich ausgedehnten inneren Organisation, wie sie kapitalistisch geführten Betrieben eigentümlich ist.

Der Ausgabenstand eines halbwegs größeren Blattes wuchs aber in der neueren Zeit um ein ganz Bedeutendes. Schon im Jahre 1843 mußten Kaufleute und Industrielle Geld zusammenschießen, um in der ‚Rheinischen Zeitung' der ‚Kölnischen Zeitung' ein konkurrenzfähiges Organ entgegenstellen zu können[2]). Heute rechnet man bereits mit sechs-, ja siebenstelligen Zahlen, die zur Gründung und Erhaltung eines Blat-

[1]) Gute Nachweise bei Max Garr, Die wirtschaftlichen Grundlagen des festländischen Zeitungswesens (Wiener staatswissenschaftliche Studien Band 10, Heft 3), Wien 1912 S. 5.

[2]) Gust. Mayer S. 26 f.

tes notwendig seien. In New-York soll es eines Kapitals von zwölf Millionen Mark bedürfen, um eine zweimal täglich erscheinende Zeitung ins Leben zu rufen [1]).

Wo solche Geldmittel auf dem Spiele stehen, ist es nur zu begreiflich, daß der oder die Unternehmer ihre kapitalistischen Interessen entsprechend geltend machen. Da es ihnen darum zu tun ist, den Absatz ihrer Ware zu erhöhen, bequemen sie sich den Wünschen und Richtungen des Publikums, der Käufer an. Mindestens ebenso wichtig wie die Abonnenten und Käufer sind die Inserenten. Lebte man in einer Welt von Engeln, dann könnte man den Inserenten allenfalls zurufen: Bescheidet euch mit der Publizität, für die ihr euren Kaufschilling erlegt habt. Auf die Richtung und Inhalt des Blattes nehmt aber keinen Einfluß! In unserem nach materiellen Gütern ringenden Dasein wird sich auch der charakterfesteste Journalist hüten, die Uebelstände einer Bahn, einer Fabrik, einer Bank in alle Welt hinauszurufen, wenn diese Institute jährlich Tausende an Reklame und Veröffentlichungen seinem Blatte einbringen. Hier übt eben der Abnehmer eine gewisse Zensur aus, die ohne behördlich zu sein, nicht minder hemmend sein kann, als etwa die staatliche [2]).

Diese Arbeitspyramide, die von der Masse der Setzer und Lokalreporter bis zum Unternehmer aufsteigt, ragt mitten hinein in eine Welt des Urteilens und Meinens. Es liegt nun in der Natur der Sache, daß der Herausgeber eines so weltläufigen Betriebes, wie es die Zeitung ist, auf die Urteile und Meinungen der Menschen Acht haben muß. Das ist denn auch ein ganz richtiges nnd auch das ursprüngliche Verhältnis. Die Industrialisierung des öffentlichen Lebens hat jedoch diese Beziehungen etwas verrückt.

Heute sind nicht nur die einzelnen wirtschaftlichen Betriebe organisiert, der Kapitalismus als solcher, die Mehrzahl der kapitalistischen Unternehmer sind in größeren oder kleineren Organisationen zusammengefaßt. Die Presse konnte sich davon nicht ausschließen; sie senkt also ihre Wurzeln nicht nur in den Boden, auf dem sie sichtbarlich ruht — das sind ihre direkten Abnehmer — sondern greift auch noch in das Gebiet der ihr übergeordneten wirtschaftlichen Gewalten und Ver-

[1]) M. Garr, Die wirtschaftlichen Grundlagen S. 38.

[2]) Trotzdem geht Treitschke zu weit, wenn er die Loslösung des Inseratenwesens von der Presse fordert. Es hieße dies das Kind mit dem Bade verschütten. Das „reine" Inserat dürfte auch viel weniger schädlich wirken als das fiktive Inseratengeschäft, das bloß den Vorwand abgibt für Bestechungen und Verschweigungen. Vgl. Max Garr, Die Inseratensteuer (Wiener staatswissenschaftliche Studien 9, 2), Wien 1909 S. 14 ff.

bände. Aus diesen bekommt sie ebenfalls ihre Meinungsdirektiven. So arbeiten die wirtschaftlichen Verhältnisse in zweierlei Hinsicht Richtung gebend auf die in der Presse sich vollziehende Meinungsbildung und Meinungsbeeinflussung. Sie zwingen den Zeitungsunternehmer, der aus seinem eingezahlten Kapital materiellen Nutzen ziehen will und ziehen muß, 1. auf die Willensdisposition seiner ständigen Leser, in neuerer Zeit auch auf die seiner Inserenten Rücksicht zu nehmen, 2. sich in den Mechanismus der großkapitalistischen Organisationen einzuordnen.

Man mag ein moralisches Zeter Mordio schreien oder darin eine Errungenschaft unserer Zeit sehen, man mag es ehrlich bedauern oder sich darüber freuen, jedenfalls ist es Tatsache, daß die Zeitung ein Geschäft, ein Gewerbe ist, das in größerem oder geringerem Maße auf Gewinn ausgeht. Schon ist es vielfach nicht mehr einer allein, der das Unternehmen erhält, es bilden sich Aktiengesellschaften, die eine Zeitung gründen, wie sie etwa auch eine Spinnerei ins Leben hätten rufen können. Große Buchdruckereien, Annoncenagenturen oder Papierfabriken führen neben dem Hauptbetriebe eine Tageszeitung.

Für die politische und, was dasselbe ist, für die historische Bewertung des Nachrichteninhaltes eines Blattes ist die Kenntnis dieser wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisse natürlich von Wichtigkeit. Mit Sicherheit diese Beziehungen festzustellen, dürfte von Einzelfällen oder ganz allgemeinen Andeutungen abgesehen, entweder unmöglich oder höchst unsicher sein. Was an „Enthüllungen" in dieser Hinsicht in die Welt hinausgeschrien wird, hat meist soviel schmutziges Beiwerk an sich, daß es nur mit größter Vorsicht verwendet werden kann. Niemand urteilt ungerechter, niemand wird leichter zum Pamphletisten, als der Journalist, wenn er mit einem Journalisten in Streit gerät. Ist ihr gegenseitig gespendetes Lob oft widerlich, so vergißt ihr Haß meist alle Grenzen. Wollte man solchen Anschuldigungen stets vollen Glauben schenken, es gäbe nichts Feileres und Gesinnungsloseres als die Presse.

Den Einflüssen der materiellen Frage kommen die der staatlichen und amtlichen Gewalten nahe. Sehr oft verquicken sich sogar beide zu einer Einheit. Es sei hier nicht weiter darauf eingegangen, daß der Staat sich ein Blatt kaufen oder unterstützen kann, um es zu seinem Kundmachungsorgan zu machen, auch von den Zwangsabonnements, wie sie im Zeitalter des Merkantilismus verschiedentlich für die Intelligenzblätter bestanden und heute noch für Amtszeitungen bestehen, sei hier nicht weiter die Rede. Jahrhundertelang war die Herausgabe eines Blattes an die Bewilligung eines landesfürstlichen Privilegs gebunden, der absolutistische Staat setzte der Presse durch das Verlangen

nach materiellen Sicherstellungen, durch eine kleinliche Ueberwachung und Bevormundung, wo es nur anging, Daumschrauben an. Aber auch heute noch vermag in verschiedenen Staaten die Handhabung der preßgesetzlichen Bestimmungen ein gegnerisches Blatt mundtot zu machen.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß eine Zeitung ihre materiellen Vorteile darin finden kann, daß sie eine Regierung oder eine Behörde fortgesetzt angreift. Der Leserkreis diktiert dem Blatte seine oppositionelle Haltung. Doch das sind gewisse parteipolitische Besonderheiten. In der Regel legt der Durchschnitt des Publikums Wert darauf, die Richtung zu erfahren, die die Regierung einzuschlagen gedenkt. Man will aus seinem Tagesjournal nicht bloß das Gegenwärtige herauslesen, man will auch die künftigen Pläne derer erkunden, die in diplomatischen Verhandlungen das letzte Wort zu sprechen, die über die Vorlage oder Sanktion neuer Gesetze zu entscheiden haben. Mag der Leser in seiner eigenen Ueberzeugung weit entfernt sein, mit jener eines von der Regierung bedienten Blattes übereinzustimmen, als Staatsbürger, als Handelsmann oder auch nur als politisch denkender oder interessierter Mensch greift er doch gerne zu den offiziösen Informationen. Deshalb buhlen viele Redaktionen nach diesen Einflüsterungen und Meinungsbeeinflussungen vonseiten der Behörden. Dem Blatt der Intelligenz ist es ebenso kostbar, als erstes die Rücktrittsabsichten eines Ministers melden zu können, wie die Sensationszeitung der Kleinbürger danach strebt, ihre guten Beziehungen zum Polizeiamt zu verwerten und ein Gespräch mit dem Täter des letzten Raubmords zu veröffentlichen. Es liegt im Wesen der Dinge, daß sich die Presse, die aus solchen Vertraulichkeiten Nutzen zieht, zu Gegendiensten auch dann verwenden läßt, wenn sie vor der Welt als völlig unabhängig erscheinen will.

Mindestens ebenso groß wie die Rücksichten auf materiellen Gewinn und auf ein entsprechendes Verhältnis zum Staat und zu seinen Organen sind die Einflüsse geistiger Natur. Unter dem Eindrucke einer gewaltigen, lebhaften religiösen Bewegung sind die ersten Briefzeitungen ans Licht getreten und heute, da die konfessionellen Parteien sich wieder zu großen Einheiten des öffentlichen Lebens sammeln, scheidet der Glaubensstandpunkt von neuem die Publizistik des Tages. So hat man berechnet, daß die katholische Presse in Deutschland gegenwärtig mindestens vier Millionen Abnehmer und natürlich entsprechend mehr Leser aufweisen kann. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas umfassen

die religiösen Blätter mehr als die Handels- und Vereinsorgane zusammen[1]).

Wenn Prutz die Journalistik als das Tagebuch ihrer Zeit bezeichnet, so ist dies ganz besonders in bezug auf die geistigen Richtungen wahr. Sie schreiben sich darin um so aufrichtiger und klarer ein, als sie es meist unbewußt tun. Da die Zeitung nicht bloß Waffe, nicht bloß Agitationsmittel bildet, da sie überhaupt zur Arena geworden ist, auf der sich alle Kämpfe der intellektuell interessierten Volkskreise abspielen, stellt sie täglich diese Kämpfe aufs neue zur Schau. Das dürftigste Nachrichtenblatt wird ebenso zum Zeugnis von Auffassungen, Regungen, Ansichten, wie die große Parteizeitung, denn das umgebende Fluidum der Meinungsdisposition wirkt nicht allein auf die Auswahl der Mitteilungen, es wirkt noch stärker auf das Wie, auf die Art und Weise der Wiedergabe. Die Wandlung gesellschaftlicher, künstlerischer und ethischer Urteile drückt sich mit naiver Ursprünglichkeit in jeder Zeile einer Zeitung aus. Blättert man auch nur flüchtig in alten Journalbänden nach, so tut sich einem der Blick in eine Welt auf, die, obwohl verstorben, so greifbar nahe erscheint, daß man erstaunt um sich blickt, als hätte man Geister aus dem Grabe zitiert. Die Selbstverständlichkeiten eines vergangenen Lebens bilden den Reiz dieser Lektüre.

Der Journalist schreibt für die Gegenwart und braucht deshalb seinen Lesern diese Gegenwart nicht erst zu erklären, er darf aber auch nicht immer schreiben, wie ihm persönlich zu Mute ist oder was er von den Dingen des öffentlichen Lebens denkt. „Das allein Seligmachende ist, das zu schreiben, was der Partei, dem Leserkreis genehm ist. Der Mensch lebt nämlich größtenteils vom Brote, und das gedruckte mit grausamer Ironie so genannte ‚freie' Wort ist ein Papiergeld, welches nur, wenn es zugleich angenehm ist, mit klingender Münze eingelöst wird"[2]). Der Zeitungsschreiber hat also vor allen zwei Regulatoren der Meinungsmitteilung zu beobachten: nach oben die Interessen des Unternehmers, der Partei oder, was bisweilen dasselbe ist, der Regierung; nach unten die Willensrichtung des Leserkreises und der Abnehmer überhaupt[3]). Sehr oft werden ja beide Faktoren sich treffen. Ist

[1]) Tony Kellen, Das Zeitungswesen (Sammlung Kösel), Kempten 1908 S. 86, 111.

[2]) Valdemar Langlet, „Ueber Journalistik und journalistische Begabung" in Studien über das Zeitungswesen S. 51.

[3]) In früheren Zeiten waren diese Regulatoren einerseits das Neuigkeitenbedürfnis des Publikums und anderseits das Maß und die Art von Mitteilungen, die die Behörden zuließen.

dies jedoch nicht der Fall, so wird er versuchen, den Schein der Uebereinstimmung zu wahren, solange dies nur möglich ist.

Wäre für die Zeitung wirklich nur die Meinungsdisposition der Abnehmer und Leser richtunggebend, man könnte — auch da mit Einschränkungen — die Presse als „das Hauptorgan der öffentlichen Meinung" bezeichnen, man könnte dann in der Anonymität einen tieferen Sinn finden, sie als „ein wesentliches Element der durch die Presse zum Ausdruck gelangenden öffentlichen Meinung" ansprechen[1]). Daß eine solche Behauptung für das moderne Zeitungswesen in ihren Voraussetzungen falsch ist, bedarf wohl kaum eines Beweises. Mehr als je werden Sonderinteressen, Rücksichten auf die Börse, auf gesellschaftliche Vorurteile, auf den Gewinn weniger einzelner als Volksmeinungen ausgegeben.

Ueberdies gilt von der Presse, was schon von den Flugschriften gesagt worden ist. In den Kreisen der Gebildeten, von denen die Zeitungen verfaßt und für die sie zunächst geschrieben werden, bilden sich Anschauungen und Urteile aus, die irrtümlich als die Meinungen aller oder auch nur als die der Mehrzahl angesehen werden. Man hat beobachtet, daß in der Schweiz Gesetzesvorlagen, die von allen Parteien und der Presse befürwortet wurden, im Referendum fielen[2]). Wären also die Zeitungen und öffentliche Meinung das Gleiche, wie hätten in solchem Falle die Schweizer Bürger gegen sie stimmen können? Und ähnliches erlebt man auch anderwärts in Zeiten der Wahlen. Die „führenden Blätter" verschwenden ihre Druckerschwärze für die Anpreisung eines ihrer Kandidaten. Aber siehe, die Stunde der Stimmenabgabe entscheidet wider ihn. Wo steckt also die öffentliche Meinung? Begleitet sie die Wähler zur Urne oder führt sie dem Journalisten die Feder? Noch schwieriger gestaltet sich die Beantwortung dieser Fragen, wenn man bedenkt, wie uneins vielfach die Zeitungen, die am selben Orte, zur selben Zeit erscheinen, über ein und dieselbe Sache urteilen. Welche von ihnen darf Anspruch erheben, die öffentliche Meinung zu vertreten? Ist es jene, die die größte Zahl an Abonnenten oder Lesern aufweist, ist es jene, der die besten Federn zur Verfügung stehen? Spricht sie aus allen oder aus keiner von ihnen?[3]).

---

[1]) Wie dies die historisch sehr unzulängliche Arbeit von Oskar Wettstein, Ueber das Verhältnis zwischen Staat und Presse, Zürich 1904 S. 37 tatsächlich tut.

[2]) Hans Delbrück, Regierung und Volkswille, Berlin 1914 S. 29.

[3]) Der bekannte Zeitungsgründer Emile de Girardin sagt in seinem merkwürdigen Buche ‚L'impuissance de la Presse', Paris 1879 S. LXXIX:

Immerhin ist nicht zu leugnen, daß ganz bestimmte Analogien zwischen Presse und öffentlicher Meinung bestehen. Die Zeitung sammelt eine Unzahl von Einzelurteilen, verarbeitet sie, paßt sie allgemein vorherrschenden Richtungen an. Gewiß sind es einzelne, die zum Publikum sprechen, aber ihre Redefreiheit ist durch das kollektive Element, durch die Rücksicht auf die Menge mehr oder minder bestimmt und eingeengt. Die Zeitung tritt als eine Einheit auf, die zwar oft recht verschiedene Sonderteile in sich umfaßt, die aber doch ein Ganzes mit eigenem Gepräge bildet. Die Einzelstimmen werden da wie dort nur selten nach ihrem inneren Werte und ihrer sachlichen Zuständigkeit eingeschätzt, sie beide vereint die moralische Unverantwortlichkeit.

Aber diese Aehnlichkeiten bedingen noch keine Gleichheit, die Zeitung ist deshalb noch nicht die öffentliche Meinung selber, auch nicht immer ihr „Hauptorgan". Dies wird einem klar, wenn man sich die Frage zu beantworten versucht: Wie wirkt die Presse auf die öffentliche Meinung?

Diese Wirkung war nicht immer die gleiche. Ihre zeitgeschichtliche Sendung weist verschiedene Schwankungen auf. Im sechzehnten Jahrhundert verspürt man noch wenig von größerer geistiger Einflußnahme. Kaum aber ist die Schwelle des nächsten Jahrhunderts überschritten, so erhöht sich in jähem Emporsteigen die öffentliche Stellung der Zeitung.

Man darf ruhig behaupten, das siebzehnte Jahrhundert bedeutet

„Les hommes sérieux prennent les articles des journaux pour ce qu'ils valent; quand ces articles renferment une idée juste, ils se l'approprient, mais ils ne prennent pas la presse pour boussole . . . Ce serait, en effet, une singulière boussole qu'une boussole qui marquerait à la fois le nord et le sud, l'est et l'ouest." Freilich dient diese an sich richtige Beobachtung Girardin bloß zur Bestätigung seiner mit viel Sophismen belegten These, man müsse der Presse unumschränkte Meinungs-, ja Straffreiheit zugestehen. Er sucht dies damit zu beweisen, daß er die Presse in ihrer völligen Machtlosigkeit darstellt „La presse est aussi impuissante pour détruire que pour fonder, pour ébranler que pour affermir, pour réformer que pour résister" (S. LVIII). Dem Gedanken, daß bei absoluter Meinungsfreiheit die Zeitungen diese Freiheit zu Verleumdungen und Erpressungen mißbrauchen können, setzt er emphatisch den Gemeinplatz entgegen: L'honnête homme n'a rien à craindre de la calomnie (S. XXXI). – Es ist deshalb auch nur sehr bedingt wahr, wenn A. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers 1² S. 201 den Satz: „durch die Presse ‚macht' man die öffentliche Meinung wenigstens für den Tag", des längeren zu beweisen sucht. Auch sonst sind seine Urteile hier etwas einseitig. Gute Beobachtungen trifft man bei Holtzendorff a. a. O. S. 99 ff. Freilich beruhen diese auf Zuständen, die heute nicht mehr vorliegen. Jedenfalls ist es ein Irrtum, wenn auch er S. 108 behauptet: „Die Presse macht die öffentliche Meinung in der Mehrzahl der Fälle."

den ersten Höhepunkt, den die Presse in der allgemeinen Wertschätzung erklommen hat. Daß Staatsmänner wie Khlesel und der Große Kurfürst sich ihrer gut zu bedienen wußten, wurde bereits erwähnt. Kein moderner Feldherr kann sorgsamer bedacht sein, seine Taten in den Zeitungen ins rechte Licht gestellt zu sehen als König Johann Sobiesky, der seiner Frau Anweisungen gibt, was sie von seinen Briefen „zeitungsweise" veröffentlichen soll und was nicht, der auch Sorge trägt, „man müsse den Gehalt des Zeitungsschreibers vergrößern, um ihn auf diese Weise zu veranlassen, daß er mehr die Wahrheit sagt"[1]).

Noch deutlicher wird die erhöhte Achtung der Presse als politisches Machtmittel in der Literatur, die über das Zeitungswesen entsteht. A. Fritzsch schrieb einen Discursus de novellarum, quas vocant Neue Zeitungen hodierno usu et abusu (Jena 1674), Stieler (Spate) verfaßte in seiner „Zeitungs-Lust- und Nutz" (Hamburg 1695) vielleicht als erster ein Loblied auf die Presse, beweist jedoch durch den Eifer, mit dem er sie verteidigt, daß ihr bereits eine ziemliche Zahl von Gegnern erstanden sein muß. Immerhin kann man seinen Ausführungen mühelos abnehmen, daß die Zeitung schon eine große Rolle, freilich noch keine sehr aktiv politische gespielt hat. Sie ist noch fast einzig und allein Mittel sich zu unterrichten. Die Aufgabe, die Meinungsbildung zu beeinflussen, die ihr natürlich auch schon innewohnte, war zumindest noch nicht allgemein bekannt und durch die Zensurvorkehrung nur einseitig ausgebildet. Wenn es in einer zu Nürnberg 1679 veranstalteten Ausgabe des Thesaurus practicus Christophori Besoldi S. 683 heißt: ‚Ac non politici dicuntur principes, die nicht gewisse Zeitung haben sonderlich daran ihnen auch ihren Land und Leuten viel gelegen', so ist da bloß die Nachrichtenübermittelung gemeint. Noch ist der Sprachgebrauch schwankend, das Wort „Zeitung" ist noch kein fester Kunstausdruck für das, was wir darunter verstehen, es greift vielmehr auch in die Bezeichnung von „Neuigkeit", „Nachricht" über[2]).

Die Presse hatte damit ihre erste Blütezeit erreicht und scheint trotz ihrem dürftigen Inhalt, trotz der geringen Bewegungsfreiheit, die ihr der Staat und die Vorurteile der Zeitgenossen ließen, auf die öffentliche Meinung ihrer Gegenwart Einfluß genommen zu haben. Sie genügte den Ansprüchen, die man an Aktualität damals gemacht hat.

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß im England jener Zeit die

[1]) Briefe des Königs von Polen Johann Sobiesky an die Königin Marie Kasimir; deutsch von F. F. Oechsle, Heilbronn 1827 S. 24, 53, 64, 152 usw.

[2]) Das wird auch in der Disputatio juridica de jure Novellarum von Elias August Stryk, Leipzig 1697 offenbar.

Presse als wichtige politische Hilfe angesehen wurde, so genügt wohl ein Hinweis auf Sir Roger L'Estrange, der als royalistischer Journalist namentlich in seinem ‚Observator' die Sache des Königtums mit Geschick vertrat[1]). Auch der Eifer, mit dem dieser erste Engländer, der Zeitungsschreiberei und aristokratische Herkunft zu vereinigen wußte, als Zensor und ‚Bluthund' der Presse auftrat, gibt einen Hinweis auf die Bedeutung und Rolle, die der Journalismus sich damals bereits erobert hat. Vielleicht wurde er hier zum erstenmal bewußt in den Dienst bestimmter politischer Richtungen und Ideen gestellt.

Auf dem Festlande rühren sich erst zur Zeit Friedrichs des Großen die Zeitungen als Träger politischer Ziele. Sie ließen sich wenigstens als solche verwenden, denn von weitblickender eigener Richtung und selbständiger Auffassung ist selbst die preußenfeindliche Gazette de Cologne noch einigermaßen entfernt. Mehr als bloß entstellte Nachrichten und kleine Sticheleien scheint Rousset im Mercure historique et politique geboten zu haben[2]). Aus dem Einführungsverbot, das der polnische Reichstag 1774 wider die Gazette de Leide erlassen hatte, kann man entnehmen, wie sehr man die feindselige Stellungnahme der Presse gefürchtet hat. Aber wohl gemerkt, Roderique in Köln greift den König von Preußen an, die Blätter in Holland tun desgleichen, in Leiden wagt man es, an den polnischen Zuständen Kritik zu üben, immer sind es auswärtige Zeitungen, die über auswärtige Verhältnisse den Mund auftun.

Von der Erörterung einheimischer Politik war man noch weit entfernt. Erst England ging auch da wieder voran. Die Tatsache, daß 1695 der Licensing Act nicht erneuert wurde, ein weiteres Zensurgesetz nicht eingebracht worden war, schuf den Boden, auf dem sich die spätere Preßfreiheit dieses Landes entwickeln konnte. Das Gebiet der inländischen Politik haben aber der englischen Presse erst die im Public Advertiser 1768—1772 veröffentlichten Juniusbriefe erobert. Das kühne Beginnen, in das Parteigetriebe der Zeit hineinzuleuchten, weder Regierung noch König zu schonen, war mehr als schriftstellerische Leistung, war eine Tat. Ihr Verfasser war auch keineswegs Journalist, der seine Mitarbeit an dem Public Advertiser gewerbsmäßig betrieben hat, er war mit all seinen Mängeln, Fehlern eine Individualität, die sich

[1]) George Kitchen, Sir Roger L'Estrange, London 1913 S. 279. — Sonst über diese Zeit noch J. B. Williams, A History of English Journalism. London 1908 und derselbe, The Newsbooks and Letters of news of the Restoration in The Engl. Hist. Review 23 (1908) S. 252 ff.

[2]) Salomon, Gesch. des deutschen Zeitungswesens 1 S. 117.

von vielen anderen, die ihm nachahmten, durch die staatsmännische Einsicht unterschied.

Gerade diese Einsicht fehlte aber den Franzosen, die neidisch nach der britischen Freiheit Ausschau hielten, fast ganz. Vielleicht ist es richtig, daß dieser Mangel damit zu erklären ist, daß die Ueberängstlichkeit des Ancien régime, die jede freie geistige Bewegungsmöglichkeit einengte, dem Volke die Gelegenheit politischer Betätigung benahm. Die amtliche Gazette de France und das ärmliche Journal de Paris brachten keinen Ersatz. Von einer Wirkung auf die öffentliche Meinung kann man überhaupt nicht sprechen, oder höchstens insofern, als man in den Kreisen der Aufklärung das Fehlen einer freien Presse als unerträglichen Abbruch an den angeborenen Rechten seines Menschentums empfand. Bei der Verbreitung der französischen Sprache im übrigen Europa, bei dem Einflusse französischer Literatur und Mode teilte sich dieses allgemeine Unbehagen bald allen Gebildeten auf dem Kontinent mit. Das gedankenlos arbeitende, immer und überall bevormundende Beamtentum des Absolutismus gab der Sehnsucht nach der Meinungsfreiheit täglich neue Nahrung.

Da kam das Jahr 1789. Mit blinder Gewalt stürmte der bis dahin zurückgehaltene Gedankenstrom über alle Dämme und Wehren, die eine furchtsame Regierung errichtet hatte. Die große Sehnsucht nach der Erlösung aus staatlicher Denkvormundschaft war erfüllt. Bezeichnenderweise war aber nicht die Freiheit des Wortes, des Gedankens, der Meinung als Forderung aufgestellt, nein, man glaubte das alles erreicht zu haben, wenn man die Freiheit der Presse besaß. Sie war das Idol, und blieb es trotz allen schlimmen Erfahrungen auch in der Folgezeit. La liberté de la presse est le seul droit dont tous les autres dépendent; les sentinelles font la sécurité de l'armée. Mit diesen Worten drückte Madame de Stael[1]) das Glaubensbekenntnis aus, das allen liberalen und demokratischen Parteien unserer Zeit zu eigen ist[2]).

---

[1]) Oeuvres compl. 12 S. 294. — Man vergleiche damit auch

[2]) de Chateaubriand, De la Monarchie selon la Charte, Paris 1816, S. 27: Point de gouvernement représentatif sans la liberté de la presse. Voici pourquoi: Le gouvernement représentatif s'éclaire par l'opinion publique, et est fondé sur elle. Les chambres ne peuvent connoître cette opinion, si cette opinion n'a point d'organes. Dans un gouvernement représentatif, il y a deux tribunaux: celui des chambres, où les intérêts particuliers de la nation sont jugés; celui de la nation elle-même, qui juge en dehors les deux chambres. Dans les discussions qui s'élèvent nécessairement entre le ministère et les chambres, comment le public connoîtra-t-il la verité, si les journaux sont sous

Die große französische Revolution schuf eine wahre Zeitungsherrschaft, man kann da nicht mehr bloß von einer Beeinflussung der öffentlichen Meinung sprechen, die Macht der Presse griff aus den Bezirken der geistigen Gewalt hinüber in die unmittelbar staatlich-politische. Nicht mehr nur den Meinungen Richtung zu geben, schien jetzt ihre Aufgabe, sie mengte sich als gleichberechtigter Faktor in die Gesetzgebung. Die Behörden richteten gegen den schuldigen Journalisten nichts aus, Hébert konnte die Person der Königin in die Gosse ziehen, so viel er wollte, er blieb, nicht rechtlich, aber tatsächlich unantastbar. Und wie Hébert blieben es seine Gesinnungsgenossen Fréron, Lemaire, und wie sie alle heißen, in gleichem Maße[1]). Noch mehr. Die Proskriptionslisten in den jakobinischen Blättern waren es vielfach, die die Gegner der Partei vor die Revolutionstribunale und aufs Schafott brachten. Natürlich auch das nicht formell, aber tatsächlich.

„Es ist dies nicht mehr ein verachtenswerter Beruf", schrieb am 31. Dezember 1789 Camille Desmoulins seinem Vater, „nicht mehr Mietling, Sklave der Regierung. Heute ist es in Frankreich der Journalist, der die Tafeln, das Album des Zensors trägt und Heerschau über den Senat, die Konsuln, ja selbst über den Diktator hält"[2]). Diese der Antike entliehenen Bilder paßten nun freilich schon in dem Augenblicke nicht mehr, da sich der junge Desmoulins an ihnen begeisterte. Menschlich begreiflich war ja dieser Ueberschwang. Gestern noch jede journalistische Betätigung in Fesseln geschlagen, zu geistloser Kompilation verurteilt, heute plötzlich aller Hemmnisse ledig. Und nicht nur das. Vorher vielfach in den letzten Winkel gesellschaftlichen Daseins gedrängt, der Willkür jedes Beamten preisgegeben, jetzt, — wenn auch nicht ganz unangefochten, — mit Ehren überhäuft, einflußreich, über Minister, selbst über Menschenleben gebietend. Sklaven, die die Kette gebrochen haben . . .

Dieser jähe Szenenwechsel verwirrte die Köpfe. Die französische Revolution ist eben das goldene Märchenzeitalter der Presse und dürfte es vermutlich für alle Zeiten auch bleiben. Man weise nicht auf britische und amerikanische Verhältnisse. Bei den Angelsachsen sind die allgemeinen Meinungsdispositionen viel mehr in den Ueberlieferungen und Sittengesetzen verankert als in den übrigen Ländern.

la censure du ministère, c'est à-dire sous l'influence d'une des partis intéressés? Comment le ministère et les chambres connoîtront-ils l'opinion publique qui fait la volonté générale, si cette opinion ne peut librement s'exprimer.

[1]) Gustave Le Poittevin, La liberté de la presse (1789—1815) S. 22.

[2]) Henri Avenel, Histoire de la presse française depuis 1789, Paris 1900 S. 88.

Das französische Beispiel hatte zweierlei Folgen für Deutschland. Die Schichte der geistig Interessierten sah mit einer gewissen Eifersucht nach dem Lande, wo die Gewissensfreiheit nicht mehr bloß eine Forderung war, wo sie zur Tat geworden zu sein schien. Die Regierungen zogen aber aus demselben Beispiel den entgegengesetzten Schluß. Sie wurden womöglich noch ängstlicher als früher[1]). Immerhin konnte selbst in jener kritischen Zeit ein Blatt wie die ‚Allgemeine Zeitung' entstehen. Wenn man neuerdings das Urteil bestätigt[2]), das Wuttke über sie gefällt hat: „Sie hütete sich sehr, etwas vorzubringen, was den Mächtigen der Erde anstößig sein mußte", so sollte man damit keinen Tadel oder Vorwurf aussprechen wollen. Sie, die -- echt deutsch-schwerfällig! — als „Neueste Weltkunde" ins Leben trat, hat gerade in den Jahren des dumpfsten Druckes klärend, bildend und ermunternd gewirkt. Ihre maßvolle Art konnte deshalb auch ohne Schaden den Rausch überdauern, der die deutsche Journalistik für einen kurzen Augenblick so verhältnismäßig hoch emporgebracht hat.

Napoleon, der die Presse bändigte und sich unterjochte, bediente sich ihrer mit der Unbedenklichkeit des Siegers. Wo in Gebieten, die von französischen Soldaten besetzt waren, Blätter erschienen, wurden sie vom ‚Moniteur' gespeist[3]). Niederlagen wurden als Siege dargestellt, die einheimischen Gewalten verspottet, die Person Bonapartes über die Maßen verherrlicht. Einsichtige lernten jetzt verstehen, was es hieß, wenn man in Paris damals zu sagen pflegte: „Lügen wie ein Bulletin"[4]). Die Menge aber sah dies nicht ein, sie ließ sich zum „ruhigen Empfang der Sklavenketten" vorbereiten, ließ sich einlullen und schläfern von den falschen Worten des mit Freiheitsphrasen kokettierenden Selbstherrschers[5]).

Gegenüber diesen publizistischen Waffen, die Napoleon so gut zu führen verstand, hatten aber die meisten deutschen Fürsten nichts, womit sie ihnen Widerpart hätten leisten können. Nun erst wird es auch hier verschiedenen Staatsmännern klar, welches Mittel ihnen in einer wohlgehaltenen Presse zur Verfügung stehen kann. Und nirgends er-

[1]) Im Hinblick auf die Preßausschreitungen der Revolution ist selbst das „Wöllnersche" Zensuredikt vom Juli 1788, das Friedrich Wilhelm II. erlassen hatte, günstiger zu beurteilen, als dies gemeinhin geschieht.

[2]) Otto Nirrnheim, Das erste Jahr des Ministeriums Bismarck und die öffentliche Meinung in Heidelberger Abhandlungen 20 (1908) S. 43 f.

[3]) L. Salomon 2 S. 90.

[4]) Paul Czygan, Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege 1 (1911) S. 175.

[5]) A. Fournier, Napoleon I. 1² (1904) S. 291 Anm.

kannte man dies klarer als in Preußen. Wilhelm von Humboldt spielte mit dem Gedanken der völligen Abschaffung jeglicher Zensur, soweit es sich nicht um Zeitungen und politische Schriften handelt[1]), Hardenberg ließ sogar das in Breslau erscheinende ‚Deutsche Volksblatt' an die einzelnen Regierungen zur Weiterverbreitung austeilen. ‚Der Preußische Correspondent', jenes Blatt, das eine Zeitlang Niebuhr und Schleiermacher leiteten, wurde den preußischen Gesandtschaften empfohlen, und die kühne Sprache, die Görres in seinem ‚Rheinischen Merkur' führte, war nur möglich, weil Hardenberg und die einflußreichsten Beamten der Rheinprovinz ihn begönnerten[2]). Ja selbst in Rußland hob sich jetzt die Zensurschranke und die bissigsten Satiren, die freiesten Worte, die bittersten Anklagen schollen aus dem Osten herüber, den sich Napoleon vergeblich bemüht hatte, mit seinen Armeen niederzuringen.

Die deutsche Presse hatte in den Freiheitskriegen die seltene Gelegenheit, einmal in positivem Sinne zu wirken, befeuernd, begeisternd, in einer Sache, die allen nahe ging. Sie hatte sich ehrlich Verdienste erworben und hatte in der Tat ein Recht, das Mißtrauen und die Zurücksetzung, die man ihr späterhin zuteil werden ließ, den Regierungen ins Schuldbuch zu schreiben[3]).

Die äußere Geschichte des Zeitungswesens im Vormärz bietet das bekannte traurig trübe Bild. Die Beschlüsse von Karlsbad raubten nicht nur der Intelligenz an Möglichkeiten sich zu betätigen, sie drückten auch auf jene deutschen Bundesstaaten, die, wie Sachsen-Weimar, der Presse Freiheit gewährten, zwang auch sie mit den Aengstlichen ängstlich, mit den Gedankenlosen gedankenlos zu sein. Die Gebildeten mochten mit Rudolf Gottschall immerzu klagen:

Wer wagt's, den Vormund über uns zu spielen,
Sobald wir mündig sind, uns mündig fühlen?!

[1]) Czygan 1 S. 13.

[2]) Vgl. die Stelle in Hardenbergs Denkschrift, die er am 5. März 1807 Friedrich Wilhelm III. vorlegte, wo er vorschlägt: „Mehr Aufregung von patriotischem Enthusiasmus. Mehr belohnen und auszeichnen, wer sich hervortut; verachten die Gleichgültigen, schärfer strafen die Pflichtvergessenen, Klagen und Kleinmut entfernen, jede Anstrengung befördern; die öffentliche Meinung mehr ehren und bearbeiten, durch zweckmäßige Publizität, Nachrichten, Lob und Tadel usw." Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg 5 S. 454.

[3]) Eine rühmliche Ausnahme machte Sachsen-Weimar, wo 1816 die Zensur gänzlich aufgehoben wurde, wofern Verfasser, Verleger und Drucker sich auf dem Titel nannten. Doch machten auch hier die Karlsbader Beschlüsse der Preßfreiheit ein Ende. Hans Ehrentreich, Die freie Presse in Sachsen-Weimar (Hallesche Abhandlungen 45), Halle 1907.

Der Stift des Zensors war gewaltiger als alle Geistesgewalt. Es gab übereifrige Literaturbüttel, die nicht nur mit Strichen arbeiteten, nicht nur negativ wirkten, die sich sogar befugt dünkten, das durchschnüffelte Schriftwerk auch noch zu „verbessern" und selbständig umzumodeln. Mag dabei auch ab und zu ein gutgemeintes patriarchalisches Empfinden mit im Spiele gewesen sein, die Schriftsteller selbst verspürten solches Tun als demütigende Last. Entrüstung, Scham und Erbosung klingt durch die ganze Literatur jener Zeit. Und doch — fragt man danach, welche Wirkung die Presse auf die öffentliche Meinung des Vormärz übte, man könnte fast behaupten, die Zeitungen hätten sich nie so eins mit der Meinungsrichtung der Intelligenz fühlen dürfen wie damals. Wann hat ein Blatt jemals wieder so vornehm und scharf zugleich die Sprache beherrscht wie die Rheinische Zeitung? Wo hatte anders in einem Tagesblatt die Diktion eines Philosophen, eines Hegel Raum gefunden als in dieser Zeitung, der der junge Karl Marx etwas von seinem Geiste eingeflößt hatte[1]). Und es ließen sich noch andere Beispiele einer feinen lebendigen Publizistik anführen. Hat es bei der Gründung dieser Organe auch nicht an Geldinteressen gemangelt — man erinnere sich der Anwürfe Lassalles gegen das liberale Zeitungswesen —, so hatten die rein gedanklichen Werte doch den Vorrang. Der Journalismus war damals noch kein ergiebiges Feld, der Lohn lag meist jenseits materieller Vorteile und es gehörte persönlicher Mut und eine Lebenskraft dazu, die selbst hinter Gefängnistüren nicht erstarb. Das war kein sicheres Gewerbe, nicht für den Unternehmer, nicht für den Zeitungsschreiber. Börne, Hoffmann von Fallersleben, Gustav Freytag, Arnold Ruge, Lewin Schücking, Wolfgang Menzel, Heinrich Laube! Man kann mit vielem, was sie gedacht und geschrieben haben, rechten und hadern, aber jeder von ihnen war doch ein Kopf für sich. Keiner davon, der sich bloß Sendbote einer namenlosen Allgemeinheitsmeinung gefühlt hätte, nur wenige, die nicht der Not ins Auge geblickt, die nicht um ihrer Gesinnung willen Verfolgung gelitten hätten.

Das Jahr Achtundvierzig hat mit größerer oder geringerer Einschränkung, mehr oder weniger dauerhaft der Presse die Freiheit geschenkt. Von den Verirrungen und Entgleisungen, die diese bisweilen allzu jäh erfolgte Mündigkeitserklärung mit sich brachte, sei nicht weiter die Rede. Jedenfalls haben wir mit diesem Zeitpunkt die Plattform erreicht, auf der sich die gegenwärtige Entwickelung des Zeitungswesens abspielt. Hier sprechen wir bereits als Miterlebende, aber vielleicht

[1]) Gust. Mayer, Die Anfänge des politischen Radikalismus S. 33 ff.

bieten auch die Erfahrungen des Zeitgenossen Winke und Hinweise, die auch für die Erkenntnis des Vergangenen von Nutzen sind.

Wie wirkt die Presse auf die öffentliche Meinung? Mit dieser Frage auf den Lippen haben wir die letzten vier Jahrhunderte überblickt. Das Bild suchender, begehrender und schließlich fordernder Menschen tat sich vor uns auf. Da und dort hatte man ja Breschen in den Damm geschlagen, den Staat und Kirche wider die hereinbrechende Ideenfluten errichtet hatten, aber mit jedem Gewinn auf der einen Seite wuchs das entgegengesetzte Verlangen auf der anderen. In fast allen Kulturstaaten ist der Wunsch nach politischer Gedankenfreiheit erfüllt; wir vermögen deshalb jetzt auch leichter als unsere Vorfahren abzumessen, ob ihr stürmisches Wollen, ob ihre tausend Opfer an Gut und Lebensfreude, ob ihr Einsatz an Gedankenkraft und moralischen Energien wirklich des Preises wert waren, die sie für die Erreichung ihres Zieles hingegeben hatten.

Um aber nicht den Anschein einer falschen unhistorischen Wertung zu erwecken, fragen wir erst, welche Hoffnungen es waren, die man an die Erfüllung der Preßfreiheit geknüpft hat, und ob sie erfüllt worden sind. Man hat bekanntlich behauptet, ein zensurloses Zeitungswesen sei das beste Mittel, alle Meinungen und Ansichten zum Ausdruck zu bringen und deshalb eine wichtige, wenn nicht die allerwichtigste Gewähr der bürgerlichen, ja der menschlichen Freiheit überhaupt. Sie sei die wirksamste Aufsicht über alle Maßnahmen der Herrschenden und deshalb auch der beste Schutz gegen deren Auswüchse. Eine unbeschränkte Presse sei jedoch fast ebenso wichtig und nutzbringend für die Regierung und Behörden, die aus den veröffentlichten Berichten, Wünschen und Mitteilungen jeweils die Lage des Volkes erkennen, auf Umsturz hinarbeitenden Bewegungen begegnen und offenbare Mißstände beseitigen könne. Schließlich befördere die freie Presse die allgemeine Aufklärung des Volkes, erweitere das Wissen weiterer Schichten, sei deshalb nicht nur der Verbreitung nützlicher Kenntnisse von Vorteil, sondern erhöhe auch die Achtung vor der Wissenschaft.

Dies ungefähr die Hauptpunkte, die man als Gründe für die Erstrebung eines ungehinderten Pressewesens in Anschlag zu bringen pflegte und die uns noch heute vorgetragen werden. Und diese Gründe sind so gewichtig, daß sich ihnen selbst ein Mann wie Friedrich Julius Stahl nicht ganz entziehen konnte, daß selbst er die Preßfreiheit als an sich ein Gut bezeichnete, wie jeder Zustand der Unbeschränktheit, der ungehemmten Tätigkeit und Entfaltung eines sei [1]).

[1]) Die Philosophie des Rechts. Rechts- und Staatslehre 2 S. 511.

Kommen in unserer Presse wirklich alle Meinungen zur Geltung? Man erlebt es jeden Tag, daß über Dinge größeren Interesses fast stets zwei Hauptanschauungen bestehen. Die eine ist die laut ausgesprochene, urkundlich und formal belegbare, die zweite ist die bloß geflüsterte Stimme, die sich die Eingeweihten ins Ohr lispeln. Am größten ist der Abstand zwischen diesen beiden Meinungsarten im streng despotisch regierten Staat. Offen spricht man dort überhaupt nur im Tone des offiziellen Blattes, im geheimen freilich raunt man sich die schlimmsten Sotisen zu. Hat sich darin etwas seither geändert? Wie in allen diesen Fragen bedeutet auch da die Meinungsfreiheit einen Fortschritt, der nicht unterschätzt werden soll, aber daß wirklich alle Ansichten deshalb frei geäußert und ans Ohr des Publikums gebracht würden, ist keineswegs der Fall. Die Zeitungen haben als solche mancherlei gemeinsame Interessen und mancherlei Sonderrücksichten. Wo eine Meinung gegen diese verstößt, findet sie nicht oder nur schwer ein Organ, das sie verträte. Ferner hat die Presse wie jede Macht, die ins praktische Leben hineinragt, ihre Paladine, ihre Höflinge und Schranzen. Sie hat natürlich auch ihre Gegner oder sie stempelt doch viele zu solchen, die nur Kritiker ihres Wesens sind. Kurz die Zeitungen haben ihre ganz besonderen Sympathien und ihre besonderen Abneigungen, die nur aus dem Gesichtswinkel der Presse als solcher zu verstehen sind und zu dem objektiven Werte der betreffenden Persönlichkeiten oder Einrichtungen in offenem Gegensatz stehen können. Es ist ihr dies nicht zu verargen, nur muß man sich dieser Tatsachen erinnern, will man die Nachrichten der Presse kritisch werten.

Schließlich trifft diese Täuschung nur die Mitwelt, kommt also für den Geschichtschreiber bloß mittelbar in Betracht. Selbst ein Ausbund von Naivität wird Bismarck nicht nach dem beurteilen wollen, was die Blätter in der Konfliktszeit gegen ihn vorgebracht haben. Bei Männern freilich, deren Charakteristik weniger scharf umrissen, deren Nachlaß an historischen Taten geringer ist, wird die Scheidung publizistischer und geschichtlicher Wertung ungleich schwieriger sein. Für den Historiker ist dagegen der Zwiespalt zwischen der theoretischen und praktischen Meinungsfreiheit viel geringer als für den Zeitgenossen.

Theoretisch herrscht in der Gegenwart fast keine Beschränkung. Es gibt keine politische Partei, vom hochkonservativen Tory bis zum Anarchisten, keine Religion oder Sekte, keine geistige Richtung, die nicht irgendwo eine publizistische Freistatt fände. Jedes Blatt vertritt aber in der Regel nur seine Partei, läßt nur die von ihr geheiligten Meinungen zu Worte kommen. Bei der einzelnen Zeitung hört also praktisch die Ge-

dankenfreiheit auf. Wie wenige haben nun Gelegenheit, mehr als ein Blatt ständig zu lesen? Dem Geschichtsschreiber wird dies einst möglich sein, ja es gehört zu seinen Pflichten, auf die verschiedensten Stimmen zu hören. Die Presse ist frei, aber die Journalisten sind es nicht. Niemand klagt über das Joch, das sie zu tragen haben, ehrlicher und aufrichtiger als gerade die besten unter ihnen. Die Zensur des Staates ist beinahe überall aufgehoben, aber moralisch drückender als es die amtliche Vorprüfung einst war, ist jetzt die Aufsicht durch Unternehmer und Parteiführer. Die behördliche Zensur hatte die Zeitungen der eigenen Verantwortlichkeit überhoben und ihnen das wertvolle Relief des Märtyrertums geliehen. „Das Vorhandensein der Zensur gibt darum der oppositionellen Presse eine Stärke, die sie sich selbst zu geben nicht imstande wäre, und da kann es zuletzt wohl das Bessere sein, den kleinen Rest von Schutz des obrigkeitlichen Ansehens und von Einhaltung ruhigen Tones, den die Zensur noch zu erhalten vermag, aufzuopfern gegen die Früchte, die aus dem Bewußtsein der Ungehemmtheit kommen" [1]).

Die Parteiaufsicht ist eine innere Angelegenheit der Zeitung, die mit der ganzen Gestaltung des Stoffes, mit ihrem Wesen und ihrer Individualität aufs engste verknüpft ist. Die Schuld der Einseitigkeit und Unduldsamkeit läßt sich nicht mehr auf den bösen Zensor schieben. Freilich kann man es einem Parteiblatt nicht verübeln, wenn es parteiisch schreibt, aber dann darf es sich eben nicht als Organ der „öffentlichen Meinung" ausgeben oder gar die Meinungs*freiheit* auf ihre Fahne schreiben [2]).

Liegt hierin eine gewisse Irreführung, die vielleicht nicht einmal immer ganz beabsichtigt sein muß und die dem kritischen Leser nicht viel anhaben kann, so ist die Unterwerfung der Meinungsübermittelung unter die Interessen des Unternehmers ungleich gefährlicher. Die Parteizugehörigkeit ist eine öffentlich bekannte Sache. Daß der „Vorwärts" sozialdemokratisch, The Standard konservativ, die Libre Parole antisemitisch gesinnt sind, weiß jeder, der sich mit Politik beschäftigt, ja nicht

[1]) F. J. *Stahl* 2 S. 511.

[2]) „Das parteioffiziöse Joch lastet heute wahrlich schwer auf dem größten Teil der deutschen Presse, und wenn wir stolz darauf sind, die staatlich-administrative Zensur abgeschüttelt zu haben, die die politischen Handlungen von Fürst und Regierung gerne rosa färbte, so würde es ein nicht minder bedeutsamer Schritt vorwärts auf dem Wege zum selbständigen, freien politischen Denken der deutschen Nation sein, wenn die Organe der öffentlichen Meinung die ebenso drückende parteiamtliche Zensur beseitigen." R. *Brunhuber*, Das Deutsche Zeitungswesen, Leipzig 1908 S. 99.

wenige solcher Blätter tragen an der Stirnseite ihren Parteistandpunkt vermerkt, oder sie drücken ihn bereits im Titel (El Liberal, Osservatore cattolico) unzweifelhaft aus.

Anders die Unternehmerrücksichten, die Unternehmerverbände, die Unternehmerbeziehungen. — Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, wie der moderne Kapitalismus den Nachrichtenhandel geschaffen und ihn mit in sein weitverzweigtes System hineingezogen hat und wie dadurch die Zeitung von dem Willen ihrer Abnehmer in Abhängigkeit geriet. Dagegen ließe sich insofern nicht viel einwenden, als ja z. B. die große Masse der Leser eines einflußreichen Blattes zugleich Hauptträger der öffentlichen Meinung sein können und so durch die Wechselwirkung von Journal und Leser ein gesunder Austausch der Anschauungen stattfinden kann. Ungleich gefährlicher sind die Fesseln, die die modernen Unternehmerverbindungen der Preßfreiheit anlegen, denn sie arbeiten im Geheimen und Verborgenen mit heimlichen Mitteln. Das große Publikum merkt davon nur wenig, und diejenigen die davon wissen und unter diesem Drucke leiden, dürfen und können in der Regel nichts verraten.

Die Staffelung, die unser Wirtschaftsleben kennzeichnet, die es vom Einzelbetrieb zur Vergesellschaftung, von der Vergesellschaftung zum Kartell und von da zum Trust hinanführt, hat auch das Zeitungswesen nicht unberührt gelassen, konnte es auch gar nicht aus seinem Banne befreien. Ist z. B. eine Zeitung Aktienunternehmen, so ist es sehr wohl zu denken, daß sich ihre Tendenz, je nach den Sonderinteressen jener Geldmacht ändert, die im Besitze der Mehrzahl von Anteilen steht. Auch da werden die Aktionäre selbst oder ihre Vertreter eine Bevormundung und Ueberwachung der Nachrichten ins Werk setzen. Also ebenfalls eine Zensur.

Steht ein Blatt aber auch nur in der Hand eines einzigen, so ist es leicht möglich, daß dieser nicht als Zeitungsunternehmer, wohl aber als Besitzer anderer Betriebe Einfluß auf den redaktionellen Inhalt seines Blattes nehmen muß. Noch mehr kann dies aber bei einer Aktiengesellschaft der Fall sein, die mit anderen Gesellschaften in engerem oder loserem Zusammenhang steht. Gesetzt den Fall, eine Papierfabrik oder eine Buchdruckerei führe gleichzeitig den Betrieb einer Zeitung, wird diese Zeitung die Interessen des Publikums gegenüber dem Staate tatkräftig unterstützen können, wenn die mit dem Journal verbundene Unternehmung staatliche Lieferungen zu leisten hat oder in der Zukunft Aufträge zu erhalten wünscht? Wird da nicht die Hand eines mit den Verhältnissen vertrauten Schriftleiters ab und zu das Konzept seiner Journalisten korrigieren oder eine Nachricht, die übel ausgelegt werden

könnte, noch im letzten Augenblick aus dem fertigen Satz hinauswerfen? Innere Zensur. Daß sich unter solchen Umständen die Teile der Zeitungen, die sich der Uebermittelung der spezifisch finanziellen Nachrichten widmen, den kapitalistischen Interessen der Unternehmer fügen müssen, bedarf wohl kaum eines Beweises. Hier war gewiß von Anfang an die Eingangspforte, durch die die Geldmächte ihren Einzug in die Journalistik unmittelbar hielten. Gerade hier haben Ereignisse der letzten Zeit den Sehenden gezeigt, in welcher Richtung sich der Einfluß des kapitalistischen Interessengefüges auf die öffentliche Meinung geltend macht.

Die Pariser Blätter pflegen seit einigen Jahren ihre Börse- und Finanzrubrik an Börsenkontors und Privatunternehmer zu verpachten. Darf man Jean Jaurès Glauben schenken, so haben sich diese Pächter zu einem Verbande zusammengeschlossen. „Früher seien die Finanzberichte in den Blättern verschieden und verstreut gewesen. Keines habe die Wahrheit gesagt, aber da sie alle die Wahrheit auf verschiedene Art gefälscht hätten, so habe das eine Art von Wahrheit ergeben. Jetzt sei ein Trust der Finanzbulletins entstanden, der in allen Angelegenheiten in allen Blättern die gleiche Note anschlage. . . Man treibe die öffentliche Meinung dergestalt wie eine Hammelherde in die gleiche Straße“ [1]).

Beobachtet man unsere Zeitungsliteratur genauer, so wiederholt sich diese Erfahrung auf anderen Gebieten in fast dem gleichen Maße. Vereinheitlichung des Inhalts auf allen Wegen. Daß innerhalb der Parteipresse strenge Maßnahmen getroffen werden, um ein Hineintragen anderer als der anerkannten Anschauungen zu verhindern, haben wir schon erwähnt. Aber dieses Fortschreiten der Uniformität wurzelt in Verhältnissen, die über den Einfluß der einzelnen Partei hinausgreifen. Es ist dies der Zug gewisser Zeitströmungen, denen gegenüber auch die Presse wehrlos ist. Schon melden sich Anzeichen dafür, daß die Bestrebungen kapitalistischer Großorganisation, auch das Zeitungswesen als solches zu großen Verbänden zusammenzuschließen, nicht ohne Erfolg bleiben. Es ist bezeichnend, daß der größte dieser Versuche, der von William Randolf Hearst, unter der Maske sozialistischer Anschauungen erfolgt ist [2]). Auch in Deutschland zeigen sich Ansätze und Re-

[1]) Garr S. 47.

[2]) Hugo Münsterberg, Die Amerikaner 1[4] (1912) S. 261. — Gegenüber der rosigen Schilderung amerikanischer Preßzustände, wie sie Münsterberg gibt, vergleiche man, was N. M. Butler, Die Amerikaner (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 319), Leipzig 1910 S. 4 f. über die Zeitungen seines Vaterlandes sagt. Bei aller Anerkennung muß er doch eingestehen: „Leider fehlen in einigen

gungen zu ähnlicher Gestaltung, auch hier gibt es schon „Zeitungsmagnaten".

Zum Teil mit den Geldinteressen verschwistert, rührt die Einförmigkeit des Inhalts aus der Großorganisation der Nachrichtenzufuhr her, also aus technischen Gründen. Man hatte sich über die Zeitungen einst lustig gemacht, daß eine von der andern die Berichte abschriebe. Das ist jetzt lange nicht mehr in solchem Maße der Fall. Und doch, man schlage ein sozialistisches, ein nationales, ein klerikales, ein liberales Blatt desselben Tages auf, — das Gerippe ist das gleiche, sehr viele Nachrichten sind wortwörtlich dieselben. Nur die Beleuchtung, in die die einzelnen Nachrichten gerückt sind, die Bemerkungen, die sich daran anknüpfen, die Erläuterungen und Ausdeutungen, die wechseln je nach der Parteischattierung. Und diese Vereinheitlichung schreitet bis zur Gleichheit der Feuilletons und Romane vor, wenigstens in örtlich getrennten Blättern. Es kann sich leicht ereignen, daß dieselbe Erzählung gleichzeitig etwa in Kiel, Augsburg und Meran in dort erscheinenden Tageszeitungen abgedruckt wird. Noch ausgebildeter treffen wir diese Einförmigkeit bei dem Nachrichtenmaterial. Und das ist kein Wunder. Wenn die großen Verleger sich auch noch scheuen, in Verbänden zusammenzurücken und den Gewinst kampflos zu teilen, die Großunternehmer des Nachrichtenhandels als solchen haben ihr regelrechtes Kartell und den freien Wettbewerb durch Kontingentierung ihrer Arbeitsgebiete ausgeschieden. Ich spreche von den Depeschenagenturen [1]). Man kennt die Agence Havas, die um 1833 als Uebersetzungsbureau beginnend von Paris ausging, man weiß, daß der Begründer des Reuterschen Telegraphenbureaus ein Deutscher war, der seine Informationen zunächst an Banken und Geschäftsleute verkaufte, 1851 nach London übergesiedelt war und bald Belgien, Holland, Indien, Aegypten, China, die Seeplätze Afrikas, Kanada, Westindien, Nord- und Südamerika mit einem Netz von Agenturen umspannte. Ebenfalls von den Bankinter-

---

größeren Städten Tageszeitungen, die nach jeder Richtung hin anständig sind." Und nachdem er die Bedeutung der Presse für die Ausbildung des nationalen Bewußtseins und die Bedeutung mancher Journalisten rühmt, fährt er fort: „Bedauerlicherweise gibt es in einigen Städten Tageszeitungen von ganz anderem Typus. Ihr Zweck ist, die Leute auszunutzen, entweder zu ihrem eigenen Vorteil oder zum politischen Vorteil ihrer Besitzer oder Herausgeber."

[1]) Ueber sie findet man leider wenig brauchbares und verläßliches Material. Das meiste bietet jetzt Garr, Die wirtschaftlichen Grundlagen S. 26 ff. Sonst habe ich die entsprechenden Artikel in Meyers Großen Konversationslexikon, in La Grande Encyclopédie 1, 822 ff. und 19, 941; ferner in The Encyclopaedia Britannica 23 [11], 211 herangezogen. Sonst auch noch Wuttke S. 168 ff.

essenten und den Lesern der Kursberichte kam Dr. Benda Wolff her. Einer der größten und verhältnismäßig unabhängigsten Verbände ist die amerikanische Associated Press.

Von zehn zu zehn Jahren schließen nun alle diese und noch weitere Depeschenagenturen ihre Kartellverträge, die den Erdglobus nach den Nachrichtsprovinzen aufteilen. Reuter hat Großbritannien samt den Kolonien und Ostasien und mit Havas zusammen Südamerika für sich gewonnen, teilt sich mit Wolff in die Schweiz und Rußland. Wolff fällt Deutschland und Skandinavien zu. Mit Havas behandelt Wolff auch noch die Schweiz und Südamerika. Dem k. k. Telegraphenkorrespondenzbureau gehört Oesterreich-Ungarn und mit Havas gemeinsam der Balkan, von dem aber Griechenland der Agence Havas allein gehört. Italien ist im Besitze der Agenzia Stefani, Nordamerika in dem der Associated Press. — Jede dieser Agenturen sendet jede Nachricht an ihre Abonnenten und zugleich auch an alle anderen mit im Kartell stehenden Bureaus. Wie gewaltige Bassins, die ein weltumspannendes Netz von Kanälen und Sammelbecken speisen, senden diese mächtigen Anstalten den Strom der ihnen zufließenden Neuigkeiten nach allen Richtungen hinaus.

Es läßt sich leicht denken, welche Fülle von Macht und Verantwortung in diesen Riesenunternehmen ruht. In ihre Gewalt ist es gegeben, Stimmung zu machen für diese oder jene Partei, Eifersüchteleien zwischen einzelnen Völkern und Staaten anzufachen, Gegensätze zu vergrößern oder abzuschwächen [1]). Da fast jede dieser Agenturen offiziösen Charakter trägt und zum Sprachrohr ihrer Regierung gemacht wird, verschiedentlich sogar Vorrechte in der Nachrichtenbeförderung genießt oder genossen hat, können sie ihre Alleinherrschaft über die Zeitungen um so ungescheuter ausüben. Wenn der authentische Text einer Kaiserrede zunächst dem Wolffschen Bureau übergeben wird, sind die Blätter einfach gezwungen Abnehmer dieser Korrespondenz zu werden [2]). Kapitalistische, technische und staatliche Interessen sind also die Pfeiler, auf denen dieses Kartell der Nachrichten- und Meinungsverbreitung aufgebaut ist.

Neben dieser Weltorganisation bestehen örtlich verstreut auch noch die Sonderkorrespondenzen für Gerichtssaalberichte, für Gemeindeangelegenheiten, Parlamentsverhandlungen, für Feuilletons, für den Briefkasten der Redaktion usw. Man darf also nicht erstaunt sein, wenn

[1]) Treffende Beobachtungen über den Einfluß der Depeschenagenturen auf das moderne Zeitungswesen finden sich bei K. Bücher, ‚Die Presse' in Handbuch der Politik 1 (1912) S. 265.

[2]) Brunhuber, Das deutsche Zeitungswesen S. 59 ff.

fast alle Nachrichten in der gleichen Form, ja meist im gleichen Wortlaut „durch die Zeitungen gehen". Ist es nicht die Schere des honorarsparenden Redakteurs, so sind es die Korrespondenzen, die diese Eintönigkeit in den Neuigkeitenstoff unserer Blätter hineintragen.

Man hatte einst gehofft, die Preßfreiheit werde eine ungehemmte Meinungsmitteilung zur Folge haben. Die Presse ist der Zensur ledig, sie kann jetzt sagen, schreiben was und wie sie will. Und was ist eingetroffen? Die Bewegungsfreiheit des Journalisten wurde bei dem einzelnen Blatte eher eingeengt als erweitert. Vor dem Gesetz freilich darf er seiner Feder, soweit er die Gesetze nicht verletzt, freien Lauf lassen, aber die Schranken stehen jetzt — dem Publikum unsichtbar — nicht außerhalb der Redaktion, sondern im Inneren. Noch immer muß der Journalist vor die Leser als Vorkämpfer der freien Meinung treten, doch drohen ihm bei jedem allzu kühnen Schritt aus der Versenkung da und dort Gefahren, die seinen Eifer kühlen: Die Rücksicht auf den Unternehmergewinn, die Rücksicht auf die Eitelkeit der Parteihäupter, die Rücksicht auf Vorurteile und Verletzlichkeiten der Abnehmer, seien es Abonnenten oder Inserenten. Der Weg, der ihm frei bleibt, ist schmal genug. Trotz diesen Hindernissen und Hemmungen erleben wir es alle Tage, daß sich charakterfeste Männer über die Kleinlichkeiten dessen, was ihnen augenblicklich nützt und schadet, zu erheben wagen. Und oft sind gerade jene illustren Gäste, die die Presse zu sich ladet, denen sie „ihre Spalten zur Verfügung stellt", befangener und furchtsamer als mancher einfacher Mann von der Feder. Ich wiederhole, die Meinungsfreiheit besteht. Uruguay ist, glaube ich, so glücklich, eine täglich erscheinende Anarchistenzeitung zu besitzen. Und warum sollte auch nicht eine, wenn auch noch so verstiegene und gefährliche geistige Richtung irgendwo ihre Organe finden, wenn eine Erpressergesellschaft oder Schwindelbank den „Weg in die Oeffentlichkeit" trifft? Absolut genommen, darf man von Meinungsfreiheit sprechen, im Einzelfall ist sie aber eingeschränkter denn je. Ihr gefährlichster Gegner ist die Organisation. Einst war die einzige und größte Organisation die Kirche. Man hat sie als unduldsam verschrieen und gescholten. Vom Standpunkte des modernen, alle Fesseln abschüttelnden Gedankenfluges gewiß mit Recht, aber heutzutage kann wohl kaum mehr eine bedeutendere religiöse, politische, soziale oder nationale Bewegung ihr aus der Tatsache der Unduldsamkeit reinen Herzens einen Vorwurf machen. Die etwas veraltete Methode der Herausgabe von Indices librorum prohibitorum wird eine moderne Partei natürlich nicht mehr anwenden, da man weiß, daß derlei Verbote die Neugier mehr locken, als den Schaden bannen,

der aus der Lesung feindlicher Bücher und Schriften erwächst. Die Agitation in den Klubs, in den Versammlungen und Zeitungen, die Verdächtigung der Gegner, die Bildung allgemein verständlicher Formeln und Schlagwörter, mit denen man jede unangenehme Wahrheit totschlägt, vor allem aber die Verknüpfung materieller Vorteile mit Parteizielen, die Drohung materieller Verluste bei Abfallsgelüsten, das sind die Mittel, die in unserer Gegenwart in Anwendung gebracht werden, um den einzelnen gleichsam mit einer Schutzwaffe gegen anders gerichtete geistige Einflüsse zu imprägnieren. Nicht selten beginnt solche geistige Einkreisung schon in der Schule und wird in den verschiedenen Berufsverbänden weitergeführt. Je demokratischer die Verfassung ist, um so schärfer grenzen sich die Parteiungen voneinander ab, desto ausgebildeter arbeiten auch ihre Organisationen. Wider die Scheidemauern, die da aufgerichtet werden, richten in der Regel auch die geistreichsten Zeitungsartikel nichts aus. Die Publizistik vermag höchstens noch etwas über die Zweifelnden und Schwankenden.

Auch die zweite Schranke, die sich der Wirksamkeit der Presse entgegenstellt, wurde schon erwähnt: Mangel an Bildung, seelische Stumpfheit, Gleichgültigkeit gegen öffentliche Angelegenheiten, Verständnislosigkeit für die städtische Kultur. Es leben selbst heute in Europa Millionen von Menschen, an die das gedruckte Wort nicht heran kann, weil sie der Lesekunst nicht mächtig sind. Dieses Hindernis unmittelbarer Wirksamkeit auf die Massen war in früheren Jahrhunderten ungleich stärker, ist aber noch jetzt mächtig genug. Dabei sei allerdings auf die Statistik nicht das einzige Gewicht gelegt. Die Lese- und Schreibunkenntnis ist nur ein technischer Mangel, bisweilen nur eine Folge sozialer Umstände und erschwert die Betätigung des geistigen Interesses, schließt es aber nicht aus. Alle Jahre erfährt man zur Zeit, da die Rekruten zur Dienstleistung einrücken, wie gering deren Kenntnis von den Ereignissen der Zeitgeschichte und den Geschicken des eigenen Landes ist. Wer und was Bismarck und Moltke waren, davon ist in den Köpfen vieler junger deutscher Soldaten kaum ein Dämmerschein. Was war diesen Menschen bisher die Zeitung! Was haben sie aus ihr herausgelesen, sofern sie in ihr lasen? Auch von Großstädten wird man behaupten dürfen, daß selbst da von hunderttausend Lesern in ruhigen Zeiten neunzigtausend das Politische grundsätzlich überschlagen. Von den übrigbleibenden tausend klaubt die Mehrzahl bloß das Pikante, die Skandalgeschichten usw. heraus. Ein guter Kenner der Verhältnisse, wie Bryce, behauptet, daß selbst in England zwei Drittel aller Wähler

politisch uninteressiert sind [1]). Was wird man da erst von den Deutschen sagen dürfen.

Der Mangel an Bildung, der Mangel an Interesse für Dinge des öffentlichen Lebens ist aber keineswegs das bedeutendste Hindernis, daß die Meinungen der Presse Einfluß gewinnen. Im Gegenteil, der Ungebildete oder Gleichgültige, tritt an ihn einmal die Notwendigkeit heran, in irgendeiner Sache ein Urteil zu fassen, steht er dem Einflusse der Presse noch wehrloser gegenüber als der Parteimann, der sich seine Anschauungen aus den Parteiblättern holt. Die Schwäche der Zeitungen liegt wo anders. Diese Schwäche, die zugleich ihre Stärke ist, ruht in ihrer Herkunft aus der städtischen Kultur.

Wenn Bismarck Berlin „eine Wüste von Mauersteinen, Pflastersteinen und Zeitungen" genannt hat [2]), so liegt in dieser ironischen Zusammenstellung ein Körnchen Wahrheit. Die Presse macht ein Stück großstädtischen Wesens aus. Wo sollte diese fast krankhafte Sucht nach Neuem und nach Abwechslung, dieses Haschen nach unerhörten Eindrücken und Ueberraschungen, dieses Besserwissen, dieses stets nur verstandesmäßige Erfassen aller Lebensfragen, wo sollte das alles eher zu treffen sein, als in unseren Riesenstädten? Wo finden aber diese Bedürfnisse leichter und einfacher ihre Befriedigung als in den Zeitungen? Der Großstädter und die Presse sind aufeinander angewiesen. Aber selbst auf dem Boden dieser Massenansiedelungen behält sie mit ihren Behauptungen und Forderungen nicht immer Recht.

Man übersieht eben die Tatsache, daß es jenseits der publizistisch angeregten Stimmungen und Meinungsrichtungen noch jene auf Traditionen sich aufbauende öffentliche Meinung gibt, deren Wurzeln tiefer in den Gemütern ruhen, als die auf dem Neuigkeitenmarkt flüchtig eingetauschten Eingebungen. Auch hier die gleiche Erfahrung, die schon anderwärts festgestellt wurde. Uralte religiöse oder völkische Ueberlieferungen, eingebürgerte soziale Voreingenommenheiten sind sehr oft dem Ergebnis rationalistischer Erwägung bei weitem überlegen. Die ausgeklügeltste Beweisführung und geistreichste Dialektik zerschellt an der Macht jener Grundsätze, die, aus Vorväterzeiten überkommen, über das persönliche Durchdenken und Ueberprüfen von seiten des einzelnen erhaben zu sein scheinen [3]).

[1]) Hasbach S. 472. Nach anderen Urteilen soll in England keine Grafschaft existieren, in der die Zahl der tatsächlich in der Politik tätigen Personen auch nur zehn vom Hundert der Wählerschaft erreiche. Hans Delbrück, Regierung und Volkswille, Berlin 1914 S. 17.

[2]) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck 10 S. 496.

[3]) So gibt jedenfalls die Tatsache zu denken, daß in Deutschland bis in die

Die dünne Oberschicht des Großstadtvolkes läßt sich vielleicht überzeugen; die Intellektuellen, weil es in ihrer Richtung liegt, nur anzuerkennen, was vor ihrer Kritik standhält, die Arbeiter, weil sie wie im sozialen Gefüge auch in der geistigen Umgebung Zuwanderer, Neulinge sind, die sich erst ihr Heim bauen. Was aber hat die Zeitung den anderen zu sagen? Neuigkeiten allenfalls, den Meinungen jedoch kann da die Presse wenig an. Gäbe es eine Statistik, die uns veranschaulichen würde, welche Ausdehnung das Zeitungswesen unter den Fabrikarbeitern habe und welche unter der ländlichen Bevölkerung, der Unterschied wäre erstaunlich groß und fiele gar arg zuungunsten des Landes aus. Aber nicht nur das. Man vergleiche ein Arbeiterblatt und eine Bauernzeitung. Vom Standpunkte dessen, was wir von der Presse fordern, wird uns das Organ der Proletarier ungleich mehr bieten als das bäuerliche. Der Zuschnitt, die Sprache, die geistigen Voraussetzungen sind in der Arbeiterpresse fast die gleichen wie in den bürgerlichen Zeitungen. Die Stadtkultur versucht es eben, auch den Proletarier zu sich heranzuziehen. Die Arbeiterpresse, aus der diese Kultur spricht, ist nicht aus den Arbeitern heraus entstanden, sie ist für diese erst geschaffen worden und bemüht sich gar nicht, zum Niveau des Proletariergehirnes hinabzusteigen, will vielmehr jenes zu sich hinaufziehen.

Ein Blatt hingegen, das auf bäuerliche Kreise wirken will, darf nicht nur bäuerliche Interessen vertreten, es muß sich auch in der Ausdrucksweise, in seinen Urteilen den Anschauungen des Landvolkes anbequemen. Vollständig dürfte dies überhaupt nur selten gelingen. Im übrigen ist auch nicht so sehr das Bedürfnis dazu vorhanden, denn, wie gesagt, die Presse spielt da keine so bedeutende Rolle.

---

vierziger Jahre von mehr oder weniger kurzlebigen Ausnahmen abgesehen, die vielen dort lebenden Katholiken keine einzige größere Zeitung zur Verfügung hatten. Während sich z. B. in Koblenz 1837 zu Weihnachten 1500 Kommunikanten mehr als im Vorjahre meldeten, die Propaganda also ziemlich bedeutend gewesen sein muß, gab es in den Rheinlanden — wohl auch infolge des Widerstands vonseiten des Staates — kein einflußreiches katholisches Organ. Wollte man also auf Grund der Zeitungsstimmen die öffentliche Meinung feststellen, würde man in diesem Falle in die Irre gehen. Ludwig Bergsträßer, Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei (Beiträge zur Parteigeschichte 1), Tübingen 1910 S. 189 ff.; Friedr. Mönckmeier, Die Rhein- und Moselzeitung (Studien zur rhein. Geschichte 4), Bonn 1912 S. 11. — Daß es in dieser Hinsicht in Bayern besser gewesen zu sein scheint, ersieht man aus der Arbeit von Wilh. Lempfrid, Die Anfänge des parteipolitischen Lebens und der polit. Presse in Bayern unter Ludwig I. (Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte 5), Straßburg 1912.

Haben wir sohin die Grenzen abgesteckt, die der Einflußnahme der Presse auf die öffentliche Meinung gezogen sind, so bleibt noch übrig die Aufgabe zu erörtern, die der Zeitung als Vermittlerin zwischen Volk und Regierung zufällt.

„Die Oeffentlichkeit", sagt Montalembert[1]), ist „die Waffe der Schwachen, der Zufluchtsort der Besiegten, der Zügel für die Starken, für die Schlechten, für die Lügner . . ." Und es läßt sich nicht leugnen, die Presse, die heute neben dem Parlament fast alles, was Oeffentlichkeit bedeutet, in sich einschließt, sie leiht dem Hilferuf so manches Unterdrückten ihre Stimme, sie räumt vielfach mit den Eigenmächtigkeiten kleiner Tyrannen auf, handle es sich jetzt um Uebergriffe eines Polizeibeamten oder um die eines Ministers. Sie ist nicht so sehr geeignet, die Untertanen gegen den Staat zu schützen, als eine Wehr gegen ein Beamtentum zu bilden, das sich in seine Geleise leicht festfährt und die Wechselbeziehungen mit dem Publikum allmählich verliert. Seit den Juniusbriefen ist von der Presse so mancher wohltätige Anstoß zur Revision der bisherigen Regierungsart erfolgt. Sie verstärkt das Verantwortlichkeitsgefühl der Behörden und legt ihrer Selbstherrlichkeit Zügel an.

Es ist ein großer Gedanke, daß der letzte Taglöhner in der Zeitung vor seine Mitbürger treten und seine Beschwerden vorbringen kann. Der Vorteil, der darin liegt, wiegt manchen Mangel auf, der mit diesen Veröffentlichungsmöglichkeiten im Zusammenhange steht. Es ist ja begreiflich, daß dieses öffentliche Klagerecht eine gewisse Ueberempfindlichkeit großzieht, und daß dem Publikum stets nur die Kehrseiten des Lebens gezeigt werden. Die Zufriedenen posaunen ihre Zufriedenheit nicht in alle Welt hinaus, wohl aber die Jammernden und jene, die sich zurückgesetzt wähnen, ihre Beschwerden. Der Leser ist meist nicht in der Lage, die Gründe nachzuprüfen, und neigt von vornherein dazu, dem ihm schwächer erscheinenden Teile Recht zu geben. Wird damit auch eine gewisse Nörgelsucht genährt, so hat man sie doch zu ernst genommen, als man fürchtete, es könnten die Grundfesten des Staates durch die Zeitungsliteratur untergraben werden. So stark ist die Macht der Druckerschwärze nicht. Fürs erste wird mit der Zeit ein Teil der Leser doch zu einer gewissen Kritik erzogen, dann erzeugt das ewige Kritteln schließlich bei vielen einen Ueberdruß vor den Schwarzsehern und Anklägern. Das Entscheidende liegt aber in den natürlichen Schranken, die der Einflußwirksamkeit der Presse überhaupt gezogen sind. Be-

[1]) L'Église libre dans l'État libre S. 83.

wahrt also die Regierung ihr sittliches Uebergewicht, so ist eine nicht allzu fesselose Zeitungskritik eine wertvolle Würze des öffentlichen Lebens. Sie ist namentlich als Stimmungsventil nicht zu unterschätzen. Auch im politischen Dasein fehlt es nicht an eingebildeten Leiden, die als wirkliche empfunden werden, oder an winzigen Uebeln, die den Betroffenen als ins Riesenhafte gesteigert erscheinen. Zur Zeit einer strengen Pressepolizei mußten derlei subjektive Empfindungen stumm hinuntergewürgt werden und erzeugten das dumpfe Gefühl doppelter Knechtung. Jetzt flackern solche rasche Erregungen wie Strohfeuer in der Oeffentlichkeit auf. An der Wirklichkeit gemessen, erlischt jäh ihre Leuchtkraft.

Gewinnen die Regierungen aus den Zeitungsberichten, namentlich aus dem Vergleiche der von verschiedenen Parteien herrührenden Mitteilungen ein lehrreiches Bild von allem, was die einzelnen und die Massen bewegt, bedrückt und begeistert, so ist ihnen andererseits die Presse ein bequemes Mittel, auf das Publikum in ihrem Sinne zu wirken. So störrisch und widerwillig sich die Zeitungen oft auch stellen — wir haben es schon erwähnt —, sie können es vielfach gar nicht anders, sie müssen vom Staate Berichte übernehmen, sie müssen sie auch weitergeben.

Als Lassalle das kühne Wort in die Welt hinausschleuderte: „Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse!", da stand er unter dem Eindrucke der oktroyierten preußischen Preßverordnung vom 1. Juni 1863. Er hielt den liberalen Zeitungen vor, sie hätten sich gleich, als die Verwarnungsordonanz erschienen war, „platt auf den Bauch" geworfen und statt jetzt erst recht mutig ins Vordertreffen zu gehen, feige den Rückzug angetreten. Und zwar aus Geldinteresse. Die Rheinische Zeitung habe naiv gestanden: „wie kann man den Verlegern zumuten, daß sie ihr Kapital riskieren, das in den Zeitungen steckt?"[1]) — Entkleidet man diese Ausführungen auch ihrer parteiischen Gehässigkeit, bleibt immerhin ein Gerüst von Wahrheit übrig. Doch muß zugegeben werden, daß es heutzutage nicht bloß materielle Rücksichten sind, die das Nachrichtenwesen an den Staat knüpfen, sondern auch technische und organisatorische. So stehen fast alle Depeschenagenturen, wie schon bemerkt wurde, im Banne des territorialen Regierungseinflusses und lassen ihr Monopol die Zeitungen deutlich fühlen.

Der erste Herrscher auf dem Festlande, der bewußt und ständig die Presse für seine Zwecke verwendete, war Napoleon I. Er tat es

---

[1]) Die Feste der Presse usw., F. Lassalles Gesamtwerke 1, S. 116.

nach seiner Weise: erst unterjochen und dann ausnützen. Er kümmerte sich ebenso darum, ob ein Buchdrucker in Speier zu verhaften, seine Pressen zu versiegeln und seine Zeitung zu unterdrücken sei, als er 1813 seinem Minister am Hof in Bayern sein Mißvergnügen darüber ausdrücken ließ, daß man den Blättern in Nürnberg, Bayreuth, Augsburg und anderen bayrischen Städten gestatte, die allerungünstigsten Neuigkeiten zu bringen. Er läßt den Redakteuren verbieten, Nachrichten aufzunehmen, die von auswärtigen Zeitungen oder Korrespondenzen stammen. Er verbietet den Blättern in Toskana, daß sie sich mit allen Einzelheiten dessen beschäftigen, was die Großherzogin tue und lasse, er befiehlt, die Zeitungen anzuweisen, Artikel über den alten König von Schweden und seine Extravaganzen einzurücken. — Er ist mit der Aufnahme, die er in der Normandie gefunden, sehr zufrieden. Sein erster Gedanke ist, man solle im Moniteur davon flüchtig Kenntnis nehmen, dagegen sollen für die kleinen Blätter Artikel angefertigt werden und namentlich an die von Frankfurt und Deutschland überhaupt, an die von Holland und Italien gesandt werden. Er fertigt wohl selber die eine oder andere Notiz an und bemerkt, was mitgeteilt werden dürfe und was nicht.

Man braucht seine Briefe nur rasch zu durchblättern und man trifft auf Schritt und Tritt mit Anordnungen dieser Art zusammen[1]). Niemand hat die Presse so vergewaltigt wie Napoleon, aber niemand hat ihr auch so zu Ruhm und Ansehen verholfen wie gerade er. Wir konnten sehen, wie die Spanne Preßfreiheit, die die Freiheitskriege den Deutschen gebracht haben, nur die Anwendung der napoleonischen Methode auf ihren Urheber selbst war.

Hat Napoleon den Typus eines modernen Staatsmannes geschaffen, der die Presse überall, wo es anging, zu seinen Gunsten zu verwerten strebte, so hat er ein interessantes Gegenstück in der Person Bismarcks[2]).

Im Erfurter Unionsparlament begann er als Schriftführer der Versammlung mit der Maßregelung eines Berichterstatters. Als er dann preußischer Ministerpräsident wurde, nötigte er dem Lande die Preßverordnungen des Jahres 1863 auf und hielt an ihnen trotz dem Wi-

[1]) Die Literatur über die verschiedenen Ausgaben der Briefe Napoleons I. bei Aug. Fournier, Zur Textkritik der Korrespondenz Napoleons I. Archiv für öst. Gesch. 93 (1905) S. 43 ff.

[2]) Außer in den verschiedenen Ausgaben der Korrespondenzen und Reden Bismarcks findet man Spezielles zu dieser Frage im Bismarck-Jahrbuch 3 (1896), in ‚An der Wiege der Kreuzzeitung', Berlin 1908, in Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen', in den verschiedenen Veröffentlichungen von Heinrich von Poschinger usw.

derstreben des Kronprinzen Friedrich Wilhelm fest. Im Norddeutschen Reichstage suchte er zu verhindern, daß die parlamentarischen Berichte für straflos erklärt wurden, und ebenso widersetzte er sich 1871 der Aufhebung der Stempelabgaben.

Er hat die Presse verfolgt, unterdrückt und verhöhnt, aber er hat sie nie unterschätzt. Unter dem Rundschreiben, das 1847 den Gedanken der Gründung eines konservativen Parteiorgans propagieren sollte, steht der Name Bismarcks. Und wie er dann zu Frankfurt als Preußens Bevollmächtigter am Bundestag erschien, beschäftigte ihn fast nichts so lebhaft, als den Spuren der österreichischen Preßagenten zu folgen und eine ähnliche Organisation für sein Land zu schaffen. Die Kreuzzeitung der Jahre 1848 bis ungefähr 1851 konnte manchen Artikel aus seiner Feder bringen. Wenn er als Minister erklärte: „Ich habe nicht Zeit, Zeitungen zu schreiben, und selten Zeit, Zeitungen zu lesen," so steht dem nicht entgegen, daß er während seiner Amtsführung auf die Presse ständig Einfluß zu nehmen suchte und Einfluß nahm. Da er nicht wie Napoleon als Gewaltherrscher mit Ordonnanzen arbeiten konnte, sind die Wege, die er einschlug, nicht immer leicht zu finden.

Zum Glück hat uns der getreue Moritz Busch seine geschwätzigen „Tagebuchblätter" hinterlassen. Da zeigt sich nun wie in den denkwürdigen Tagen des Juli 1870 Bismarck die wichtigsten Organe der deutschen Presse im Sinne seiner Politik lenkte. Er unterschied dabei in derselben Sache zwischen der Art wie die offiziösen, wie die nichtoffiziösen Blätter berichten und die einzelne Angelegenheit behandeln sollten. Am 8. Juli rät er z. B.: „Eine feste kühle Haltung mit etwas Spott über die erhitzten Herren, die gern jemand umbringen möchten und nicht wissen wen, wäre die geeignete, um dem Skandal bald ein Ende zu machen und ernstliche Komplikationen zu verhüten." Noch am selben Tage telegraphiert der Kanzler: „Mir widerstrebt es, gegen die Gramontsche Rede auf internationalem Wege Reklamationen zu erheben, aber unsere Presse muß sehr grob dagegen auftreten und zwar soll das in so vielen Blättern geschehen als nur möglich" [1]).

Vergleicht man nun Napoleon und Bismarck in ihrem Verhältnis zur Presse, so fällt zunächst auf, daß beide eine stolze Selbstherrlichkeit über die Zeitungen als solche ausüben. Sie waren ihnen beiden bloß Werkzeuge ihrer Politik, aber Werkzeuge, die sie in Augenblicken wichtiger Entscheidungen nicht aus der Hand ließen. Fast scheint es, als ob

[1]) Ich bin da den verdienstlichen Ausführungen und Forschungen von Eduard Schulz, Bismarcks Einfluß auf die Deutsche Presse (Juli 1870), Diss. (Halle) 1910 gefolgt.

eine schwere Faust die zarten Fäden der Presse besser zöge und spannte, als dies einem sanften Herrn gelingt, der ihr schmeichelnd nachläuft. Der Unterschied zwischen Napoleon I. und Bismarck springt in die Augen. Der Despot will auch in den Zeitungen niemanden außer sich gelten lassen, dem deutschen Staatsmanne ist es einzig und allein um die Sache zu tun.

Voraussetzung für die Macht, die eine Regierung über das Pressewesen gewinnt, ist natürlich neben manchem anderen der sittlich-geistige Gehalt ihrer Handlungen. Hat die Regierung hierin das Uebergewicht, so muß ihr die Zeitung, sofern sie selber etwas bedeuten will, nach dem Willen reden. Damit wird die Bedeutung der Presse nicht herabgesetzt. Alle Staatsmänner der neueren Zeit haben deren Wichtigkeit, und zwar nicht nur auf Banketten und Kongressen, aufrichtig anerkannt. Wenn man aber — neben Parlament und Versammlungstätigkeit — die Zeitung als eine Form organisierter öffentlicher Meinung betrachtet, so ist ihr auch schon die Grenze ihrer Wirksamkeit gezogen. Und es hat ihr vielleicht nichts so sehr geschadet als das Stichwort „Großmacht", das sie gewissermaßen außerhalb des Staates, außerhalb der Regierung als eine Macht hinstellt, die für sich bestehend, mit Staat und Regierung als mit ihresgleichen verhandelt. So wenig man mit der öffentlichen Meinung zu regieren vermag, so wenig vermag man es mit der Presse, aber es kann wertvoll sein, wenn den Zeitungen Gelegenheit gegeben wird, an den Handlungen der Herrschenden Kritik zu üben, selber Vorschläge zu machen und den verschiedenen politischen Bewegungen und Richtungen Worte zu leihen.

Zusammenfassend darf man also die Rolle der Zeitung im politischen Leben ungefähr folgendermaßen kennzeichnen. Die Anschauungen des geistig regsamsten, intellektuell interessiertesten Teiles der Kulturmenschen neuerer Zeit, erblicken in dem Grundsatze der Oeffentlichkeit die sicherste Gewähr bürgerlicher Freiheit und zwar aus zweierlei Gründen. Die Oeffentlichkeit macht jedem einzelnen und der Gesamtheit die Kenntnis aller Regierungsmaßregeln erreichbar, wirkt also informierend, und verbürgt eben dadurch die Möglichkeit wenigstens ideeller Beaufsichtigung und Ueberprüfung, wirkt also kontrollierend. Da nun die Presse unter den gegenwärtigen Verhältnissen die sicherste, schnellste und bequemste Verbindung des Individuums und der Masse mit der Oeffentlichkeit darstellt, ist es von selbst gegeben, daß alles, was sich im Staate zur Geltung bringen will, Regierung, Parteien und der einzelne Politiker ein bestimmtes Verhältnis zur Presse zu gewinnen suchen. Ebenso sicher ist es aber, daß die Zeitung nicht die gesamte öffentliche Meinung

repräsentiert und auch nicht auf sie im vollen Umfang Einfluß nehmen kann, da neben den intellektuellen Kräften auch noch andere, trieb- und gefühlsmäßig wirkende an ihrem Zustandekommen beteiligt sind. Jedenfalls würden sich aber Historiker wie Politiker eines schweren Irrtums schuldig machen, wollten sie die Bedeutung der Presse für die Gestaltung des öffentlichen Lebens der neueren Zeit übersehen oder allzu gering anschlagen.

Ohne Zweifel hat das Zeitungswesen in der Politik viel eher einen Aufgabenkreis als in der Kunst und Wissenschaft. Die Behandlung dieser Zusammenhänge gehört streng genommen nicht hieher; es sollen aber auch nur ein paar grundsätzliche Fragen erörtert werden.

Wir alle lernen täglich aus der Zeitung. Der Weltweise lädt uns darin ein, seine Gedanken nachzudenken, der Poet reicht uns hier seine köstlichsten Perlen entgegen. Der große Chemiker steigt zu unserem Laienwissen herab und offenbart uns, was er vielleicht in halber Lebensmühe erarbeitet und erforscht hat, der berühmte Arzt macht uns alter abergläubischer Vorstellungen mündig, wir hören staunend den Ausführungen eines genialen Erfinders oder kühnen Landentdeckers zu. Es gibt niemand, er stehe noch so hoch, der sich zu gut dünkt, bei dem letzten Zeitungsleser einzutreten und durch den Mund der Zeitung zu ihm zu sprechen fast wie zu seinesgleichen, nein, viel demütiger, viel bescheidener als zu den Genossen seiner Arbeit. Er muß es ja, sonst verstünden ihn nur die wenigsten.

Wir alle sind in unserer Bildung zeitlebens Schuldner der Presse. Was wir zu unserem Schulwissen später an allgemeinen Kenntnissen dazugelernt haben, stammt zum überwiegend größeren Teil aus der Lektüre der Zeitung. In angenehmer Form wurde es uns geboten, fast spielerisch haben wir es uns angeeignet. Wahrhaftig, es gibt keine Lehrstube auf der Welt, in der es so heiter und unterhaltend zuginge und in der doch die größten Gelehrten und Künstler ein- und ausgingen, wie es ein richtiges Zeitungsblatt ist. Unser Vorstellungsvermögen erstirbt, wenn wir uns in Zeiten zurückzudenken versuchen, da die Welt, da die Menschen ohne diese Nachrichten- und Wissensvermittelung einzig und allein auf sich selber und auf den Zufall des Erfahrens oder Nicht-Erfahrens angewiesen waren. Wir gehören einer glücklichen Gemeinde von „Lernenden" an, die alle aus der gleichen Quelle schöpfen, die alle mit dem gleichen bildungspendenden Zentrum verbunden sind.

Diesen großen Vorteilen stehen nun freilich auch manche Mängel entgegen. Nicht Undankbarkeit gegenüber den Zeitungen ist es, wenn hier auch der Kehrseite dieses glänzenden Bildes gedacht wird, viel-

mehr findet sich eben hier Gelegenheit, manches Lehrreiche für die Erkenntnis des Wesens der Presse und auch der öffentlichen Meinung zu beobachten.

Leistungen der Wissenschaft und der Kunst tragen mehr als alle anderen Ergebnisse menschlicher Tätigkeit den Stempel des Individuellen an sich. Deshalb widerstreben wissenschaftliches und künstlerisches Tun in ihrem innersten Sein dem Wesen der Industrialisierung und Kommerzialisierung, kurz allen Organisationsversuchen, die nicht aus dem Schaffen selbst erwachsen sind. Gewiß folgt geistiges Wirken auch Antrieben, die von außen her kommen, aber fruchtbar können diese nur werden, wenn sie verinnerlicht, das heißt, wenn sie so verarbeitet und umgewandelt werden, daß sie dem Schaffenden als etwas aus ihm Entsprossenes erscheinen. Um dies zu erreichen, bedarf es aber der Vertiefung und Sammlung, der Ruhe und sittlichen Zucht und zwar nicht nur bei dem, der gibt und wirkt, sondern auch bei dem, der empfängt und genießt.

Kommt nun die Zeitung diesen Lebensbedingungen höher gearteten geistigen Wirkens entgegen?

Wenn ein Telegramm von der Sternwarte Cambridge meldet, es sei im Fuhrmann ein neuer Stern 5. Größe entdeckt worden, so werden vermutlich neun Zehntel aller Leser die Nachricht ganz überschlagen oder sich gar nichts dabei denken. Und das ist schließlich nicht das Schlimmste. Einige Fachleute oder Liebhaber der Astronomie werden die Notiz mit höchstem Interesse aufnehmen, sei es daß sie ihren Inhalt für wahr halten oder ihn bezweifeln zu müssen glauben. Ihnen ist die rasche Uebermittelung von Vorteil, obwohl sie erst die Bestätigung der Mitteilung in ihren Fachzeitschriften abwarten werden, da sie aus der Erfahrung wissen, wie oft schon Zeitungsdepeschen entweder verstümmelt wiedergegeben oder von Unberufenen aus Ulk, aus Mißverständnis oder Sensationslust eingeschmuggelt worden sind. Ein paar Durchschnittsleser tragen vielleicht die Kunde von dem neuen Stern weiter, obgleich sie kein Mittel der Ueberprüfung zur Verfügung haben. Sie sprechen von der Entdeckung, wiewohl ihnen das Verständnis für deren Tragweite fehlt. Ihnen ist die Nachricht nicht Anstoß, der Sache weiter nachzugehen, sondern bloß Gesprächsfüllsel, wie sie sonst von anderen gleichgültigen Dingen redeten, und es hütet sich jeder von ihnen, dem Berichte auf den Grund zu gehen, denn dann müßte der eine vor dem anderen seine Interesselosigkeit oder seine Unwissenheit entblößen.

Ein oberflächliches Allerweltswissen und -reden ist die Folge solcher Anhäufung von Nachrichten über Dinge, die ihrer ganzen Natur nach

nur für Wenige bestimmt sind und sein können[1]). Schadet das der Wissenschaft? Vielleicht wendet man dagegen ein, daß dadurch das Interesse für sie trotzdem geweckt oder rege erhalten werde. Wenn auch ab und zu ein armer Journalist gezwungen würde, über so und so viele Dinge zu schreiben, die er soeben selbst mit größerem oder geringerem Verständnis einem Nachschlagebuch entlehnt hat, so kämen nicht selten die größten Gelehrten zu Wort, die in gewiß berufenster Weise zu lehren und aufzuklären verstünden. Sehr oft ist es freilich gerade der Journalist, der trotz geringeren Kenntnissen sein Pfund besser vor der Menge zu verwalten weiß als die Kapazität ihren Reichtum an Wissen. Aber darauf soll nicht weiter Gewicht gelegt werden. Eine viel wichtigere Tatsache offenbart sich uns: die Presse ist auf dem Weg eine Art „Buntes Theater" der Wissenschaft zu werden.

Was uns im gemeinen Leben erstaunen oder in Begeisterung erbeben machen würde, auf den Brettern des Tingeltangels kann einer die lebensgefährlichsten Sprünge machen, die verblüffendsten Rechenexempel, die größte Kunst und die gemeinste Zote vorbringen, wir zucken vielleicht einen Augenblick zusammen, aber einen dauernden Eindruck zu hinterlassen, uns mit sich fortzureißen oder uns gar zu läutern, das vermag diese Bühne nicht. Und ähnliches erfahren wir mit der Zeitung. Die Mehrzahl der Leser wird stumpf und gleichgültig, verwöhnt und abgespannt.

Schiller hatte 1795 in seinen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen" ein fröhliches Reich des Spiels und des Scheins, einen ästhetischen Staat aufrichten wollen. Wie weit sind wir heute von solchen Idealen entfernt! Schiller hatte freilich diesen schönen Schein nur „in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln" gesucht, für die Gasse ist die innere Freiheit nun einmal nicht zu gewinnen. Was hatten nicht Montaigne, was hatte nicht Goethe von seinen Reisen an geistigem

[1]) Die schädlichen Folgen der Halb- und Viertelbildung, die durch die Zeitungslektüre bei den Lesern großgezogen wird, zeigt sich deutlich auf medizinischem Gebiete. Jeder Schritt nach vorwärts, der durch die Mitteilung eines neuen Forschungsergebnisses erfolgt, bedeutet für sehr viele Leser den Anlaß zur Auslösung von Einbildungen, hypochondrischen Vorstellungen oder Enttäuschungen, da der Laie kritiklos an jede solche Nachricht auch schon übertriebene Hoffnungen knüpft. Zudem bringt die Presse — wie dies bei solcher raschen Arbeit anders schwer möglich ist — die Nachrichten sehr oft in falschem Lichte. Der interessante Versuch eines psychiatrischen Fachmannes, Zeitungsausschnitte über Irrsinnsfälle zu sammeln und zu prüfen (E. Rittershaus, Irrsinn und Presse, Jena 1913), zeigte, „wie außerordentlich unzutreffend die Beurteilung der Vorkommnisse selbst zu sein pflegt".

Gute heimgebracht. Es gab einst auch in der rein bürgerlichen Gesellschaft Kreise, die sich zur Lektüre von erlesenen Dichtungen zusammentaten. Man hielt Haus mit wenigem, aber aus diesem wenigen holte man auch alles heraus, man hatte festen Boden unter den Füßen, eine Grundlage, von der man weiterstrebte.

Man hatte vor allem auch Zeit, man hatte Ruhe zu arbeiten wie zu genießen. Und der Ruhe bedarf sowohl die Wissenschaft als die Kunst. „Muße" und Zeitungsbetrieb sind aber zwei Begriffe, die sich ausschließen. Ein Abwägen und Ueberprüfen der einlaufenden Nachrichten ist höchstens ganz im groben möglich, ein Hinarbeiten aber auf feinere und zartere Wirkungen fände hier keinen Widerhall. Um in dem raschen Wirbel der Ereignisfolge nicht unbemerkt unterzugehen, müssen das Grelle und Absonderliche, das Schreiende und selbst das Rohe hervorgezerrt werden.

Man rühmt sich zwar jetzt einer höheren und allgemeineren „Bildung", aber in Wahrheit handelt es sich nur um ein nach der Fläche hin ausgebreiteteres Wissen. Und wie haltlos ist nicht dieses Wissen: Da viele in der Tat nur aus der Zeitung weiterlernen, ist dies nicht verwunderlich.

Wie auf der Bühne die Künstler, werden in der Presse die Gelehrten allzuschnell verbraucht. Da es sich nicht immer um Wissensdurst des Publikums, sondern nur um einen nervösen Neuigkeitendrang handelt, muß es dem Erfolg suchenden Schriftsteller darauf ankommen zu „wirken", das heißt, er muß interessante Einzelheiten bringen, die, aus dem Zusammenhang der Forschung gerissen, dem Uneingeweihten gerade dadurch verblüffend erscheinen, daß er sie mit seinem sonstigen Wissen nicht vereinigen, in seine bisherige Erfahrung nicht recht einordnen kann. Indem er aber fast täglich nicht nur Neues erfährt, sondern jedesmal umlernen muß, verliert er leicht die Grundlage, auf der er steht.

Mit dem Bestreben „zu wirken" wird aber der Aeußerlichkeit, werden Tendenzen, die mit der Wissenschaft oder Kunst nichts zu tun haben, Tür und Tor geöffnet. Nicht die klingende Münze allein, noch öfter der allzu leicht erworbene Ruhm, die Sucht, vor einer aller Sachkunde entbehrenden Menge zu glänzen, hat manches Talent zugrunde gerichtet. Zu groß ist die Lockung, mit Arbeitsergebnissen hervorzutreten, die erst des Ausreifens bedürfen, ist doch bisweilen selbst für gesicherte Forschungsresultate das stürmische Unverständnis gefährlich, mit dem das Publikum voreilige Schlüsse aus den Mitteilungen zieht.

Und das ist der natürliche Weg. Wo der Schriftsteller bei jedem Worte auf die Menge Rücksicht nehmen muß, gewinnt die Menge auch

Einfluß auf ihn und seine Forschung. Bald werden auch die Ereignisse des Tages, die Parteiungen der Politik, der Glaubensbekenntnisse und Nationalitäten in den Betrieb der Wissenschaft und Kunst gewaltsam hineingetragen. Vielleicht leidet die Kunst darunter noch mehr als die Forschertätigkeit, die sich auf sich selber noch eher zurückziehen kann, als das auf die Gunst des Publikums ungleich mehr angewiesene künstlerische Schaffen. Der Gelehrte, der des Beifalles seiner Fachgenossen sicher ist, kann auf den Applaus der Presse verzichten, dem jungen Schauspieler, Dichter oder Maler, den die Rezensenten in den Zeitungen übersehen oder tadeln, ist der Weg zur Anerkennung fast abgeschnitten oder doch sehr erschwert. Freilich hatte für das deutsche Gelehrtentum im besonderen die nähere Verbindung mit der Presse auch manche wohltätigen Folgen. Sie machte es etwas weltläufiger und brachte es mit den wirkenden Kräften des öffentlichen Lebens in engeren Zusammenhang. Ja in gewissem Sinne war der Umgang der Wissenschaft mit dem Laienpublikum für sie selber von erzieherischem Werte. Sie schliff manche Rauhheiten und Unebenheiten der Form, streifte den Arbeitskittel ab; die Wissenschaft lernte eben auch im Feiertagskleide einer gewählten Sprache sich bewegen und vor der Menge in Schönheit erscheinen.

Von den Mißbräuchen, die sich die Presse gerade in Sachen der Kunst leider so oft zu Schulden kommen läßt, sei nicht die Rede. Die Theaterreferenten, die selber Stücke schreiben, die guten Kollegen, die diese Stücke loben, und noch sehr viele andere unerquickliche Menschlichkeiten sind schließlich Erscheinungen, denen in jedem anderen Berufe Analogien zur Seite stehen. Aber weil man gerade von den Aufgaben der Presse eine hohe Meinung hat, trägt man ihr derlei Verirrungen doppelt nach.

Ueberhaupt wäre es ungerecht, die Schuld an der Sensationslust und deren schlimmen Wirkungen auf die Wissenschaft einzig und allein den Zeitungen zuzuschreiben. Man müßte den ganzen seelischen und wirtschaftlichen Aufbau der modernen Welt vor den Richterstuhl ziehen, wollte man den wirklich Schuldigen treffen. In dieser Welt ist die Zeitung nur ein Element, allerdings eines der hervorstechendsten und bedeutsamsten. Was man auch der modernen Presse vorwerfen kann, daß sie das Individuelle immer mehr abstreift, daß sie die Nachrichten nicht nach ihrer Güte sondern nach der Masse wertet, daß sie sich immer mehr in das Netz kapitalistischer Beziehungen einfangen läßt, all das hat sie mit tausend anderen Erscheinungen des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens unserer Zeit gemein.

Den Idealisten in den Tagen des geistigen Druckes war die Presse

das Allheilmittel wider alle politischen Schäden, sie glaubten, sich mit ihrer Hilfe gegen alle bedrohlichen Gestaltungen der öffentlichen Zustände stemmen zu können. Ihnen, denen der liberale Gedanke nicht bloß Parteiüberzeugung, denen er Religion war, blieb die Preßfreiheit der unverrückbare Pol, nach dem alle ihre Hoffnungen sehnsüchtig Ausschau hielten. Sie wußten nicht und konnten nicht wissen, daß die Entwickelung der wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Mächte stärker ist als ihr verehrtes Idol, die Zeitung. Sie konnten nicht ahnen, daß sich tausend Abhängigkeiten übereinanderstaffeln werden, die der Zeitung, der „freien" Zeitung nur einen winzigen Spielraum an Bewegungsmöglichkeit übrig ließen.

Aber gerade weil die moderne Presse in dem Zeichen der Freiheit zur Welt gekommen ist, sollte sie den Funken dieses heiligen Feuers in ängstlicher Sorge behüten. Die moderne Intelligenz hat der Zeitung einen mächtigen Teil ihrer gemeinsamen geistigen Interessen, die sogenannte „Oeffentlichkeit", zur Verwaltung übergeben. Hat sich nun die Presse in allen Stücken als treue Verweserin dieser hohen Aufgabe erzeigt? Sie hat in der Tat mit vielen Heimlichkeiten des ancien régime aufgeräumt, sie leuchtet in Gefängnisse wie in die Beratungssäle der Minister, sie hat in viele Bezirke unseres staatlichen und gesellschaftlichen Daseins Licht hineingetragen. Das sei ihr unvergessen. Nur an eines sei sie erinnert, daß sie nämlich bloß Verwalterin, nicht Herrin dieses Gutes ist. So überschreitet sie die Grenzen des Erlaubten, wenn sie Bewegungen, Richtungen, wenn sie Erscheinungen des öffentlichen Lebens überhaupt unterschlägt, verschweigt bloß aus dem einen Grunde, weil diese Erscheinungen ihrer Partei oder ihrer Eitelkeit zuwider sind. Wenn dieses „Totschweigen" eine bloße Geschäftsliſt im Kampfe der Zeitungen untereinander ist und nur ein gegnerisches Blatt trifft, so ist kaum viel dawider einzuwenden, richtet sich aber ein solches Vorgehen gegen das Auftreten politischer Persönlichkeiten, gegen die Bekanntmachung ernster literarischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Werke, — wo bleibt dann die katholische Kirche mit ihrem Bannstrahl, mit Inquisition und ihren Autodafés[1])! An Gefährlichkeit, an Raffinement, an furchtbarer Gewalt läßt diese Waffe alles hinter sich, was frühere Jahrhunderte an Geistesknechtschaft und Meinungsunterdrückung geleistet haben.

Noch sind alle diese Erscheinungen gottlob nur vereinzelt zu be-

[1]) Angeblich soll Villemessant, einer der Erfinder der billigen Pariser Boulevardpresse, dieses Verschweigungssystem als Kampftaktik in die moderne Presse eingeführt haben. Löbl S. 106.

merken und bloß im Keime da und dort vorhanden, aber [illegible] nicht nur für den Politiker, sondern auch für den Historik[illegible] kritische Maßstäbe. Wir sind von der weiteren Ausgestaltu[illegible] Systems noch entfernt, wenn aber die Ansätze zur Vertru[illegible] der Meinungsübermittelung weitere Fortschritte machen, wenn sich [illegible] Maschen dieses Netzes enger um unsere Köpfe zusammenziehen, [illegible] „Freigeist" derjenige heißen, der sich dem Meinungsmonopol [illegible] zu entziehen versucht. Schon hat in dialektischer Uebertreibun[illegible] vom Journalismus als vom „Pfaffentum des neunzehnten Jahrhunderts" gesprochen.

Für den Historiker ist die Zeitung nicht bloß Geschichtsquell[illegible] seinem Wirken die subjektive Anteilnahme für die Auffassung [illegible] Beurteilung vergangener Zustände und Ereignisse maßgebend wer[illegible] kann, so ist es für ihn doppelt wertvoll, sich jener uniformierenden [illegible] macht kritisch gegenüberzustellen, die dank ihrer Organisation [illegible] gebildete Menschheit an ihrem Gängelbande führt.

Die Zeitung ist ein Werk der Intelligenz. Es wäre ein [illegible] Geschick, wenn aus eben dieser Zeitung die Fessel würde, die [illegible] heit menschlichen Denkens umklammerte. Die Verfechter der [illegible] Weltanschauung haben für die Mündigkeitserklärung der Presse [illegible] und gelitten. Da wäre es denn eine grausame Ironie, wenn [illegible] einem fesselosen Individualismus das Wort redeten, eine Institution gefördert hätten und groß hätten werden lassen, die einst dazu [illegible] wäre, im Geistesleben der Menschheit alles Besondere, alles Pe[illegible] auszulöschen zugunsten eines eintönigen Durchschnittswissens und [illegible] schnittsdenkens. Würde das einmal erreicht werden, dann allerdin[illegible] den Zeitung und öffentliche Meinung ganz nahe aneinanderrück[illegible] gar eins werden. Wer der Menschheit und auch der Presse [illegible] wird die Erfüllung dieser Zukunftsmöglichkeit nie und nimmer wünschen.

Versucht man rückschauend die hier angeführten Tatsachen [illegible] Ganzes einzuordnen, so kommt man zu ungefähr folgendem E[illegible] bnis. Die Intelligenz hat in den neueren Jahrhunderten nie aufgehört [illegible] freiheit zu fordern. Am drängendsten aber wurde dieses Verlan[illegible] im Zeichen der Aufklärung. Gerade in ihr, die in dumpfer Auflehnung wider die Gewalten des Feudalstaates, wider Privilegien und Stan[illegible] vorurteile groß geworden war, fand auch die demokratische Ge[illegible] richtung eine Freistatt. Die Mitwirkung aller an der Gesetzgebung schien das Ideal zu sein, auf die Zusammenfassung der Meinungen aller schien es also anzukommen. So wandelte sich die Forderun[illegible] nach individueller Geistesfreiheit in eine solche nach Freiheit der öffen[illegible]

Meinung. Bei der Bedeutung, die nun gerade im entscheidenden Augenblicke, in der französischen Revolution, die Zeitungen auf die Bildung von Urteilen und Anschauungen der Gebildeten gewannen, glaubte die Intelligenz aus ihnen die öffentliche Meinung selber herauslesen zu können.

In einem kühnen logischen Saltomortale identifizierte man Geistesfreiheit mit Freiheit der öffentlichen Meinung und diese mit Preßfreiheit. Diese letztere, die man durch Abschüttelung der Zensur zu erreichen glaubte, hielt man für das Palladium des Bürgerglückes. Hatte Wieland schon 1785 behauptet: „Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechtes“ [1]), so hat Welcker 1831 im badischen Landtage geradezu erklärt: „Die Preßfreiheit ist, sei eine geschriebene Verfassung da oder nicht, das heiligste Recht des Privatmannes, ein Privatpersönlichkeitsrecht und zugleich das Wesen unserer Verfassung, das der Bund nicht nehmen darf“ [2]).

Ohne Zweifel, die Zeit nach der französischen Revolution, in der die kontinentalen Staaten die Presse mit allen möglichen Schikanen verfolgten, war die große Zeit der Presse. Im Kampfe gegen die Bedrückungen und Verfolgungen wurden die feinsten Waffen geschliffen, die besten Köpfe vor den Feind geschickt. Man könnte da auch von einer individuell gerichteten Presse sprechen.

In oder nach dem Jahre 1848 wurde die Presse fast überall „frei“, das heißt die Mehrzahl der Staaten hob die bis dahin geltenden gesetzlichen Sonderbestimmungen einer eigenen Zeitungspolizei auf oder beseitigte doch die schlimmsten Härten. Die Sehnsucht eines Jahrhunderts wurde damit erfüllt. Was aber die Presse an Fesselosigkeit gegenüber dem Staate errungen hat, sollte sie allsogleich an Selbständigkeit gegenüber ihren Abnehmern, gegenüber ihren Nachrichtenlieferanten und vor allem gegenüber den wirtschaftlichen Mächten der Gegenwart einbüßen. Dem Zuge unserer ganzen kulturellen Entwicklung folgend, wurde sie zur Massenware, der es an individueller Farbengebung gebricht. Sie hat zwar das Joch staatlicher Bevormundung fast überall abgeschüttelt, sie ist aber deshalb nur äußerlich frei geworden, gerade das Kostbarste, das, was ich „innere Freiheit“ nennen möchte, und das in seiner reinsten Vollendung gewiß stets unerreichbar bleiben wird, mangelt ihr heutzutage mehr als in jenen Tagen des Kampfes.

---

[1]) Sämtl. Werke 30 (Leipzig 1797) S. 132.

[2]) Begründung der Motion des Abgeordneten Welcker, Aufhebung der Zensur oder Einführung vollkommener Preßfreiheit betreffend. Karlsruhe 1831 S. 13.

Achtes Kapitel.

Die Tat als Ausdrucksmittel der öffentlichen Meinung.

Im Anfang war die Tat! Natürlich ist unser Urteilen und Meinen und alles gedankliche Schaffen auch ein Tun, doch davon soll hier nicht die Rede sein. Wir betrachten an dieser Stelle nur das praktische Handeln, das in das Leben eingreifende Wirken, das sich sichtbar vor unseren Augen abspielt. Wer dieses Zweierlei von Tun nicht begreift, der muß mit Goethe in Fausts Studierzimmer treten, dort mag er hören, wie sich im Munde des Wahrheitssuchers der Logos-Begriff des Johannis-Evangeliums zu der Erkenntnis wandelt, nicht das Wort sondern die Tat müsse den Anfang der Dinge bedeuten. Es ist ja wahr, Reden und Handeln stehen auf zwei verschiedenen Ufern, aber es gibt doch viele Brücken, die sie miteinander verbinden. Das Wort kommt von der Tat her und führt zu ihr hin.

Das Wort erzählt absichtslos aus bloßer Erzählerfreude von Taten der Gegenwart oder der Vergangenheit, aber schon diese nackte Schilderung allein weist den Weg zu neuem Tun. Ignatius von Loyola liest auf seinem Krankenlager in Heiligenlegenden und diese Lektüre weckt in ihm den Trieb, es den Heiligen gleich zu machen. Und ähnliches berichten uns die Biographen von vielen andern Männern, denen das einfache erzählende Wort wachgeküßt hat, was an Können und Tatendurst in ihrem Innern bis dahin geschlummert hat. Noch öfter freilich zielt das Wort unmittelbar darauf hin, sich in Taten umzusetzen, das Handeln der Menschen zu bestimmen und zu lenken. Allen Revolutionen geht eine Zeit des Redeüberschwangs voraus und in der Demokratie, wo alle Bürger zu öffentlichem Wirken zugezogen werden, wird auch mehr als irgendwo anders gesprochen und geschrieben. Vor Ausbruch eines Krieges werden selbst die zurückhaltendsten Regierungen redselig. — Doch davon wurde schon ausführlich gehandelt. Nicht wie das Wort auf die Tat wirkt, braucht hier erörtert zu werden, sondern wie die Tat Einfluß auf die Urteile der Menschen gewinnt, das soll im folgenden kurz gezeigt werden.

Reden und Handeln ist zweierlei. Deshalb können auch Meinungen und Taten nicht füreinander eingesetzt werden, wohl aber spiegeln sich die Urteile einzelner wie der Massen in den Taten bisweilen viel schärfer wider als in Literatur und Kunst, als namentlich in der Publizistik selbst. Die schönsten Lieder Arndts sind Schall und Rauch gegen die opferwillige Hingabe von Gut und Leben, davon uns die Geschichte der deutschen Befreiungskriege erzählt. „Soll ich in feiger Begeisterung", schreibt der junge Körner seinem Vater, „meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen?"

Aber wie in den Meinungen und Anschauungen scheidet sich auch in den menschlichen Handlungen die freie, sittliche Tat, die auf vorwiegend individueller Entschlußkraft beruht, von der „Massentat", die natürlich ebenfalls zu Urhebern immer wieder nur einzelne hat, die aber im Augenblicke des Handelns unter der Einwirkung sogenannter kollektivpsychologischer Einflüsse stehen. Diese Sonderung wurde bereits früh gefühlsmäßig erkannt und wie bei den Meinungen hat man auch hier die Einzeltat entsprechend höher eingeschätzt als die kollektiv beeinflußte. Das Sterben für eine Idee, um sein Ideal zu vertreten, galt von jeher als höchstes und edelstes Tun[1]). So hatte der Kreuzestod Jesu, so hatte die Leidensfreudigkeit der verfolgten und gehetzten Christen eine überwältigende Propagandagewalt auf die Heiden ausgeübt. Aber der vielumworbene Ehrentitel eines Märtyrers wurde nicht jedem, der sich hinopferte, zuteil, man verweigerte ihn gerade jenen, die sich zur Blutzeugenschaft mit Gewalt drängten[2]). Namentlich der Anblick des Heldentodes begeisterte Christen wie Heiden zur Nachahmung, legte damit Zeugenschaft für die Agitationskraft solcher Tatbereitschaft ab, beruhte jedoch in letzer Linie auf seelischer Massenwirkung. — Treibt man die Folgerichtigkeit solcher Anschauungen bis an die Grenzen des Wahnsinns, so ergibt sich die durch keine sittlichen Hemmungen gezügelte „Propaganda der Tat", die der russische Anarchismus zu seinem Grundsatze erhoben hat und die auch anderwärts Verbreitung gefunden hat.

Wie sich die öffentlichen Meinungen vorzüglich auf Dinge beziehen, die die Allgemeinheit angehen, so kommen auch von den Handlungen hauptsächlich jene in Betracht, die sich auf das öffentliche Leben, auf

[1]) Vgl. Johannes Verweyen, Die Tat im Ganzen der Philosophie, Heidelberg 1908 S. 27.

[2]) Wilhelm Hellmanns, Wertschätzung des Martyriums als eines Rechtfertigungsmittels. Breslau 1912 S. 6 ff.

das Verhältnis der Staaten untereinander, auf die Leitung des einzelnen Staates, auf die nationalen oder wirtschaftlichen Angelegenheiten von größeren oder kleineren Gemeinwesen beziehen. Will man es kurz sagen, so ist es die praktische Politik in ihrem weitesten Umfange, die jenes Tun in sich einschließt, von dem hier die Rede ist. Sie ist ja die Kunst des richtigen Handelns, die Kunst, unter den vorhandenen Mitteln mit schnellem Griff das verhältnismäßig vorteilhafteste zu erfassen.

Die furchtbarste, aber auch großartigste Erscheinungsform der Politik ist der Krieg[1]). Er stellt die höchste Potenz staatlicher oder völkischer Aktivität dar, denn wie sehr auch das Gemüt, die Phantasie, die Verstandesgaben jedes einzelnen, der dabei mittut, in Anspruch genommen werden, so kommen sie doch nur in bezug auf den endlichen Zweck der kriegerischen Handlung zur Geltung. Für sich allein ist das Ueberwiegen jedes dieser Bestandteile von Uebel. So wenig der Mut an sich ohne die übrigen Eigenschaften den Ausschlag gibt, so wenig nützt die bloße Intelligenz. Nirgends offenbart sich die Unbrauchbarkeit derer, die nur geistreich sind, unverhüllter als im Kriege. Ein Uebermaß von Witz verleitet leicht zur Geringschätzung der Realitäten des Lebens und lähmt die Entschlußkraft, indem der Geistreiche immer mehr auf das Gedankliche, auf die Kritik seiner selbst wie der anderen hinzielt als auf das Tatsächliche, auf die sichere Ausführung und größere Leistungsfähigkeit.

Wo enthüllt sich der Gegensatz zwischen Tat und Wort zu augenfälligerer Klarheit als in dem Widerspiel von Krieg und Publizistik, von Feldherrentum und Literateneigentümlichkeit? Der Krieg ist der Tod jeglicher Phrase. Zwar kann sie spornen und anfeuernd ihm ein Hilfsmittel werden, doch wird sie stets nur eine Art musikalischer Begleitung, ein ornamentaler Schnörkel für den Ernst des Ringens um Macht und Sieg bleiben. Hätte der junge Bonaparte seine Truppen nicht so glücklich geführt, wenn er ihnen mit weniger gleißenden Worten Italien als das Land geschildert hätte, „wo es Brot, Magazine, Kleider, Geschütze, Pferde und Geld für die Löhnung" gebe? Oder wäre die Uebermacht seines Heeres von geringerer Wirksamkeit gewesen, wenn er seinen Soldaten den Hinweis auf die „vierzig Jahrhunderte" vorenthalten hätte[2]).

---

[1]) „Der Krieg einer Gemeinschaft — ganzer Völker, und namentlich gebildeter Völker — geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt." Karl von Clausewitz, Vom Kriege (Militärische Klassiker), Berlin 1880 S. 15.

[2]) Vgl. Fournier 1 S. 97 und 162.

Das leichte Spiel mit Worten und Gedanken, die kühnen Blendlichter und glänzenden Einfälle, die im Kampf der Geister einen raschen, wenn auch nicht immer dauernden Erfolg verbürgen, müssen im Widerstreit der realen Mächte, müssen auf der Walstatt schnöde das Feld räumen. Hier wird mit nüchterner Strenge Kraft gegen Kraft abgewogen.

Für den Ausgang des Krieges ist die öffentliche Meinung keineswegs gleichgültig[1]). Sehr oft ist gerade sie es, die der Armee das Banner ins Feld voran trägt, sind doch die seelischen Gegensätze, wie Klassenhaß und religiöser Fanatismus, die wirtschaftlichen Forderungen nach Gewinnung neuer Absatzgebiete für den Handel, das staatliche Ideal politischer Freiheit die bestimmenden Mächte bei der Bildung von Stimmungen und Urteilen der Massen. Wie wäre es den großen Eroberern aller Zeiten möglich gewesen, Tausende von Menschen in ferne Länder zu blutigen Kämpfen zu führen, wenn nicht die öffentliche Meinung des Volkes oder des einflußreichen Teils dieses Volkes mit den Führern gewesen wäre? Nicht selten ist es die allgemeine Willensbestimmung der Menge, die eine zögernde Regierung zu kriegerischen Entschlüssen gewaltsam mit sich fortreißt.

Aber noch bedeutsamer ist es, wie der Krieg auf die öffentliche Meinung wirkt. Da mögen Publizisten mit fleißigen Händen an Lügennetzen weben, mögen einen wohlfeilen Ruhmeskranz flechten, mögen liebgewordenen Einbildungen einer Nation, der Eitelkeit eines Staatsmannes oder Feldherrn nach dem Munde reden, der Krieg, unbarmherzig wie er ist, zerreißt die feinsten Truggebilde, zerstört die falschen Trophäen und straft die leere Geschwätzigkeit kurzsichtiger oder bezahlter Lobhudler vor aller Welt Lügen. Und nicht nur das. Selbst fest eingewurzelte Anschauungen, politische Dogmen fegt er hinweg, setzt neue Meinungen dafür ein. Man braucht ihn deshalb noch lange nicht das „Weltgericht" zu nennen und ihm eine historische Sendung zuzuschreiben, die ihn post hoc, ergo propter hoc zur ordnenden Hand zwischen Völkern und Staaten überhaupt macht[2]). Immerhin verdanken die Sieger einen großen Teil des Ansehens, das sie in der öffentlichen Meinung anderer Völker genießen, den Erfolgen, die sie auf Schlachtfeldern einst errungen haben. Alle anderen Ausdrucksmittel, Kunst und

[1]) Ueber die öffentliche Meinung und die sachliche Notwendigkeit des Krieges handelt Adolf Lasson, Das Kulturideal und der Krieg. 2. Aufl. (Deutsche Bücherei 57) S. 117 ff.

[2]) S. Rudolf Steinmetz, Die Philosophie des Krieges (Natur- und kulturphilos. Bibl. 6), Leipzig 1907 S. 222 ff. geht mit seinen historischen Schlußfolgerungen zu weit.

Literatur, Rhetorik und Journalismus müssen da zurückweichen vor der nackten, harten Gewalt des Krieges. In ihm tritt die „Tat" am schärfsten und klarsten in die Erscheinung, in ihm macht sich auch ihre Ueberzeugungsmacht am stärksten geltend [1]).

Der Staatsmann steht dem Feldherrn nahe, ja bis zu einem gewissen Grade muß jeder vom andern etwas an sich haben. Auch der Politiker wirkt vorzüglich durch die Tat, durch ständiges Handeln und schnelle Entscheidungen, nur prägt sich bei ihm das Besondere seines Tuns nicht so aus wie in dem des Heerführers, da seine Entschließungsfreiheit ungleich mehr an geschichtliche Ueberlieferungen gebunden und durch die Schranken der Gesetze eingeengt ist, und er über die Ergebnisse seines Schaffens selten so sinnfällig und augenblicklich Rechenschaft legen kann wie der General über eine gewonnene Schlacht. Das hindert nicht, daß sich auch sehr viel Gleichartiges in dem Wesen der Heeres- und der Staatsführung beobachten läßt. Wenn sich Bismarck kaum einer Eigenschaft freudiger gerühmt hat als der Gabe des Augenmaßes für die realen Kräfte, so ist diese jedenfalls ein Angebinde, das sich jeder Feldherr ebenfalls nur wünschen kann.

Die öffentliche Meinung gewinnt nicht bloß auf die Staatenlenkung Einfluß, auch umgekehrt, die politische Tat wirkt auf die öffentliche Meinung. Nach einem gelungenen Staatsstreich, nach dem Abschluß eines günstigen Vertrages, nach einem überraschenden Wahlergebnis revidieren die Massen sehr oft ihr bisheriges Urteil. Wie allenthalben laufen sie auch da dem Erfolge nach. Nun steht die praktische Politik freilich niemals so isoliert da wie etwa ein Krieg, muß sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen und die Gegenwart zu gewinnen suchen, rechnet auch mit viel größeren Zeiträumen und ist deshalb genötigt, die kleinen Mittel des Werbens, des Wort- und Schriftkampfes nie außer acht zu lassen.

Wird der Staat auf aristokratischer Grundlage regiert, haben die konservativ Gesinnten die Oberhand, so geht die Politik althergebrachte, manchmal auch veraltete Wege. Anders dort, wo die Demokratie das Steuer führt. Die ganze Regierungstechnik muß sich ihr anpassen, die Künste der Ueberredung, des Lockens und Versprechens, treten in den Mittelpunkt. Auch entwickelt sich nur im Zeichen der Volksherrschaft ein richtiges Parteileben, denn je ungebundener die äußere Freiheit ist, um so größer wird die Notwendigkeit einer Organisation der zur

[1]) „Eine einzige gewonnene Schlacht wirkt mehr als eine alexandrinische Bibliothek von Parlamentsreden", behauptet Theodor Fontane. Neue deutsche Rundschau 21 (1910) S. 1088.

Politik berufenen Massen. Zwar werden alle eingeladen mitzuraten und mitzuhandeln, bald stellt sich aber heraus, daß das Maß der Kenntnisse, das eine regere Anteilnahme bedingt, nicht jedem eignet. Und wie in patriarchalisch oder absolutistisch geleiteten Staaten der Adel oder die Beamten zu Trägern der Regierungsüberlieferungen werden, löst sich unter der Demokratie von der Masse der Bürger allmählich ein Stand von Berufspolitikern ab. Mit der größeren Ausdehnung der Geschäfte, mit den geringeren materiellen Hilfsquellen, die dem „Volksmanne" zu Gebote stehen, wird das, was dort als Vasallendienst oder Nebenbeschäftigung allenfalls als Ehrgeizbefriedigung gilt, nun zum Geschäft, zum Lebensberuf. Da nun die Stimmungen und Willensregungen der Massen ein wichtiges Mittel des volksherrschaftlichen Regierens sind, da sie entweder aufgepeitscht oder eingelullt, entweder aufgeklärt oder getäuscht werden müssen, ist es eine der wichtigsten Aufgaben dieser Berufspolitiker, in ihrer ganzen Tätigkeit die Wirkung auf die Menge als Richtschnur ihres Handelns gelten zu lassen. In der neuesten Zeit rücken sie deshalb der Presse ungemein nahe. Wie der Zeitungsschreiber mit seinen Leitartikeln vorzüglich nach dem schnellen Erfolg streben muß, so auch der demokratische Politiker. Sie beide fragen nicht nach dem tatsächlichen Wert ihrer Vorschläge oder Anträge, denn sie lenken ihre Blicke einzig auf die augenblickliche öffentliche Meinung. Da sie aber von diesem steten „Wirken-Wollen", das naturgemäß immer mehr nach außen als nach dem inneren Wesen der Sache sich richtet, ihr Leben fristen, müssen sie den Schein einer aufgeregten Tätigkeit zu wahren wissen. Woher kommt denn in den Zeitungen so oft die Aufbauschung an sich geringer Vorfälle, die überflüssige Häufung von Nachrichten nur um der Nachrichten willen? Weil der Berichterstatter auf diese Weise am besten seine Daseinsberechtigung und die Wichtigkeit seiner Sendung zu rechtfertigen imstande ist. Und ebenso erklärt sich die Vielgeschäftigkeit derer, denen Politik Gewerbe ist. Sie schaffen bisweilen künstlich Konflikte, ziehen Verhandlungen absichtlich in die Länge und führen gefährliche Situationen herbei, um ihre politische Virtuosentechnik ins hellste Licht zu setzen. Kurz, die Berufspolitiker sind die Journalisten der Tat.

Sie teilen mit den Journalisten der Feder die schlimmen wie die guten Eigenschaften und sind wie diese ein notwendiges Ergebnis demokratischer Regierungsformen, wurzeln wie diese vorwiegend in dem rationalen Element der öffentlichen Meinung und glauben oder geben vor, die Meinung und den Willen des „Volkes" in ihren Handlungen vorzustellen. Aber sie trifft auch in der allgemeinen Anschauung die gleiche

Geringschätzung, wie sie dem Manne der Zeitung zuteil wird[1]). Die Demagogen der Griechen traf der Spott der Komödie, wie sich der moderne Franzose über seine Deputierten lustig macht, die sich selber ihr Gehalt erhöhten[2]). Das Publikum fühlt, wie die Regierenden, die aus ihm stammen, sich von ihm allmählich entfernen, sich zu einem eigenen Stand mit eigenen Interessen zusammenschließen. Wie in der Presse die Kritik des öffentlichen Lebens zum Gewerbe wird, gestaltet sich hier das politische Handeln zur Quelle materieller Vorteile, ja zur Grundlage des Lebensunterhaltes. Das wäre an sich weder schimpflich noch verdammenswert, wenn diese Erscheinung nicht einen Standesegoismus großzöge, der mit den Interessen der Auftraggeber in offenen oder, was noch öfter der Fall ist, in heimlichen Widerstreit geriete[3]). Nur so kleine Staaten wie die Schweiz mit alten demokratisch-konservativen Ueberlieferungen können sich unter Umständen vor den Auswüchsen des Berufspolitikertums schützen. Denn dessen Auswüchse sind noch schlimmer als die der Presse. Wie die Tat eben das Wort an Wirksamkeit übertrifft, so ist der Berufspolitiker in der Regel einflußreicher als der Journalist. Sehr oft freilich vereinigt sich das Gewerbe der Politik und der Publizistik in einer Person[4]). Sieht man aber von

[1]) Ueber die Berufspolitiker in den modernen Demokratien handelt am ausführlichsten Wilh. Hasbach a. a. O. S. 564 ff.

[2]) „Qu'est-ce qu'un politicien? C'est un homme nul pour ce qui est des dées personnelles, médiocre comme instruction, partageant les sentiments généraux et les passions générales de la foule, et enfin qui n'a pas d'autre métier que de s'occuper de politique et qui, si la carrière politique lui manque, meurt de faim". bemerkt in spöttischer Uebertreibung Émile Faguet, Le Culte de l'Incompétence (Les Études contemporaines). 2. Aufl., Paris 1910 S. 29 f.

[3]) Mit wachsendem Verdruß bemerkte Bismarck die Tatsache, „daß es ein Beruf wird, Abgeordneter zu sein" (Polit. Reden 4 S. 98). Deshalb stemmte er sich auch dagegen, daß den Reichstagsabgeordneten Taggelder ausbezahlt würden. Am 19. April 1871 sagte er zu diesem Gegenstande: „Das halte ich nicht für erwünscht, daß der — wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf — aus der Volksvertretung einen Lebensberuf machende Abgeordnete vorherrscht, das halte ich nicht für gut; dann haben Sie keine wirkliche Volksvertretung mehr, dann haben Sie eine Art von berufsmäßiger bureaukratischer Volksvertretung, eine Art von Beamten, die für die Arbeiten der Gesetzgebung zwar sehr nützlich sind, aber doch nicht immer im Sinne des Volkes und seiner augenblicklichen Stimmung, nicht immer in lebendiger Vertretung aller Berufsklassen wirken, weil diese Berufsklassen nicht immer die Zeit haben, sich ihrem Berufe so lange zu entziehen, wie langgedehnte Parlamentssitzungen es unentbehrlich machen. (Ebenda 5 S. 37.)

[4]) „Es ist ja die Preßtätigkeit die eigentliche Basis der Abgeordneten von Beruf." Bismarck ebenda 10 S. 256.

dieser der neueren Zeit angehörenden Verquickung ab, so kann man schon bei Platon alle die Anwürfe nachlesen, die heute wiederum wie damals gegen die Männer geschleudert werden, die um ihres eigenen Vorteils willen der Menge schmeicheln und um ihren Beifall buhlen müssen.

Die öffentliche Meinung ist nicht immer durch sachliche Beweggründe geleitet. Der Politiker, der sie also zu seiner Bussole erwählt hat, bringt damit persönliche und politische Momente in die Gesetzgebung und was noch viel übler ist, in die innere Verwaltung oder gar in die Rechtsprechung, wo nur Fachkenntnisse und selbsterrungene Ueberzeugung Raum haben sollen. Je weniger er nämlich für seine Auftraggeber als Gesamtheit leistet, um so mehr muß er sich für einige wenige, die durch ihren Einfluß hervorragen, denen er seine Stellung verdankt, oder die ihm schaden können, allenthalben bemühen. Und jede dieser Bemühungen greift hemmend in den regelmäßigen Gang des Staatsmechanismus, untergräbt die Moral der Beamten und das Ansehen der Bürger vor dem Staate. Der rationale Teil der öffentlichen Meinung taugt eben in der Politik zur Verwirklichung bestimmter Pläne nur als unterstützendes Moment, nicht aber als Regierungsgrundsatz selber. Wo er tatsächlich zu herrschen anfängt, da offenbart er fast immer, daß sein innerstes Wesen vorzüglich negativ wirkt, daß er eher zerstört als schafft, eher auflöst und untergräbt als aus eigener Kraft Neues zu erzeugen vermag. Diese städtisch-demokratische Volksmeinung ist ein wichtiges und wertvolles Ferment, das in seinen Wirkungen auf das politische Leben nicht zu gering eingeschätzt werden soll, das aber für sich allein unnütz, ja geradezu schädlich werden kann.

Es kommt selbstverständlich darauf an, *was* die öffentliche Meinung zerstört. Setzt sie die Axt an den Wall schädlicher Voreingenommenheiten, räumt sie mit einer überlebten Privilegienwirtschaft auf, entfernt sie die Schlacken veralteter, unbrauchbarer Gesetze, wer wollte nicht da ihr Wirken als einen Segen für das ganze Gemeinwesen betrachten? Ohne Zweifel befördert sie den Fortschritt. Indem sie allem gefährlich wird, was in der Oeffentlichkeit Ansehen und Geltung hat, fallen ihr naturgemäß die morschen und absterbenden Gewalten am ehesten zum Opfer. Die moralisch stärkeren Autoritäten leisten ihr entschiedeneren Widerstand und kommen dadurch in die Lage, täglich ihre sittliche Daseinsberechtigung zu erweisen. Das mag manchmal von Nutzen sein, sofern der stete Kampf sie nicht allzusehr aufreibt und in ihrem Schaffenskreise hemmt.

Die geschichtliche Erfahrung lehrt uns also auch hier, daß die von mehr oder wenigen starken kollektiven Bestandteilen durchsetzte Erschei-

nung der öffentlichen Meinung nur dann zum Vorteile der Allgemeinheit wirken kann, wenn sie von einer machtvollen Persönlichkeit gelenkt wird, wenigstens dort, wo sich diese öffentliche Meinung nicht als eingelebte Ueberlieferung, sondern als schwankender Stimmungsgehalt besonders städtischer Massen kundgibt. Wie in der Publizistik jene Agitationsmittel den größten Einfluß gewinnen, die eine starke individuelle Färbung tragen, so ist auch jenes „Tun" am eindrucksvollsten, von dem die Menge überzeugt ist, daß es einem freien Entschlusse entsprungen ist. Ja die Tat wiegt in der allgemeinen Anschauung um so viel schwerer als das Reden und Urteilen, weil bei ihr die individuelle Herkunft in der Regel am sichtbarsten ist. L'agir est le fait d'un seul et déliberer est le fait de plusieurs.

Wer die öffentliche Meinung zwingen will, muß zwar selber in den Anschauungen des Volkes wurzeln, darf ihnen aber nicht verfallen und mit seinem Denken in ihnen untergehen. Das Wort zu finden, das in den Köpfen der Masse als dumpfe Sehnsucht bisher geschlummert hat, ist Sache des großen Agitators. Wer aber auf den geschichtlich gewordenen Einrichtungen eines Volkes oder Staates fußend und mit ihnen rechnend, seinen Weg geht, wer so in dem Bewußtsein eigener Kraft wirkt und handelt und dabei stets das Wohl der Gesamtheit vor Augen hat, dem kann die zum Schlagwort gewordene, auf rationaler Grundlage ruhende öffentliche Meinung, mag sie sich noch so wild gebärden, nichts anhaben. Sie muß ihm früher oder später doch folgen. Stärker als sie ist eben der g r o ß e S t a a t s m a n n.

Regiſter.

A.

„Abbildung des gegenwärtigen Krieges“ 252.
Aberglaube 150.
Abraham a Santa Clara 176.
Abſolutismus 124, 138, 143, 186, 289.
—, aufgeklärter 126.
Académie française 86.
Acta Eruditorum 87.
Acta publica 276 [1].
Acta urbis 136.
Actes des Apôtres 277.
Adams, John 120.
Addiſon 253.
Adel ſ. Ariſtokratie 323.
Advertiser Public 288.
Advis à M. de Luynes 243.
Advokaten 105.
Aegydius Romanus 228.
Aegypten 203.
Aeneide 3.
Aeſchines 52 [1].
Agenzia Stefani 300.
Agitation 148, 263.
Agitationspoeſie 161.
Agricola, Johann 185.
—, Georg 239.
Agrippina 71, 184.
Ailli, Peter von 232.
Aiſchylos 182.
Akademien 86 f.
Aktiengeſellſchaft 141, ſ. Zeitung.
Aktualität 268, 287.
Albans, St. 72 [1].
Albrecht von Brandenburg, Hg. 86.
Albret, Jeanne d' 185.
Alchemie 211.
Alembert, d' 123.
Alexander der Große 203, 213, 214, 236.
Alexander II. 194, 210.
Alkibiades 118.
Alkuin 4.
Althuſius 84, 240.
Amerika 290, 298 [2].
Amerikaner 178.
Amtsblatt 279.
Anakreon 165 [1].
Anarchismus 72, 319.
Anarchiſtenzeitung 301.
Anatomie ofte Ontledinghe 242.
Andlau, Peter von 235 [1].
Angelſachſen 290.
Anhalt, Chriſtian von 77, 247.
Anjou, Karl von 166 [2].
Annaten 138.
Antiochien 106.
Antonius 222, 223.
Antwerpen 109, 140.
„Apologia“ 247.
Appian 222.
Arbeiter 49, 304, vgl. Sozialismus.
Arbuthnot, John 253.
Ariſteides 118.
Ariſtides 223.
Ariſtokratie 103.
Ariſtophanes 71, 118, 183.
Ariſtoteles 117, 221.
Armagnaken 206.
Armee, Geiſt der 127, 128.
Arnim, Harry, Gf. von 262.
Arnold von Brescia 176.
Arriaza 160.
Arndt 160, 258, 259, 274.
Aſpaſia 180, 183.
Athen 70, 71, 116, 119, 134, 173, 174, 178, 183.
Ἀθηναίων πολιτεία 116, 221.
Aubery, Ant. 244.
Aufklärung 149, 253.
Augsburg 76 [3], 109, 140.
Auguſtus 161, 203, 212, 223.
Aumale, Philipp, Hg. von 260.
Autobiographie 213.
Aurilius 225.
Aviſo 137.

B.

Bacon 91.
Badſtube 195.
Bamberger, L. 260, 261.
Barran, Henri de 185.
Bartholomäus Anglicus 176 [1].
Baſel 272.
Baſtille 52, 53, 187.
Baſtwick 244.
Baudenkmäler 123, 213.
Bauern 95 f., 304.
Bauernkrieg 63, 238.
Bauluſt 127.
Baumgarten, Herm. 261 f.
Bayern 304.
Bazaine 55, 61.
Beamte 126, 138, 323.
Beatus Rhenanus 218.
Beaumarchais 186, 187.
Bebenberg, Lupold von 229.
Befangenheit 211.
Befreiungskriege 64, 143, 259, 292, 319.
Bellarmin 246.
Beloch 68.
Benedetti 51.
Benedikt XIII. 233.
Beowulflied 166.
Bericht, kurzer und wahrhaftiger 247.
Berlin 102 [1], 200, 303.

Bernatzik, E. 110 [1].
Bernhard v. Clairvaux 205.
Bernhardi, Theodor von 54 [1].
Bernold 226.
Berthold von Chiemsee B. 237.
Berufspolitiker 323, 324.
Berufsverband 302.
Beseler 261.
Besoldus, Christophorus 287.
Bilder 154, 213.
Bildung 302, 310, 313.
Birgitta, Hl. 72.
Bismarck 54 [1], 56, 57, 178, 261 [1], 262, 272, 274, 275, 295, 303, 307, 308, 309, 322, 324 [3].
Blaeuboecxkens 242.
Blaubücher 77.
Blücher 52.
Bluntschli 28, 29, 49.
Bodin 240, 254.
Börse 142, 285.
Bologna 199.
Bonifaz VIII. 228, 229.
Boston 120.
Bossuet 124, 126, 176.
Botenverkehr 108, 267.
Boulanger 274.
Bourg 259.
Brahier 272.
Brant, Sebastian 236.
Bridges, John 241.
Brief 136, 195, 203, 205.
Briefsteller 205.
Briefzeitung 204, 205, 207, 283.
Brougham 274.
Brüderschaften 116.
Brunhuber, Robert 36 [1], 270.
Bryce 34, 130.
Buchdruck 75, 76, 81, 191, 207, 266, 268.
Bucher 213 [2].
Buchholz 258, 263.
Bücher, K. 108.
Bürger 59.
Bundesverwandnus, holländ. 248.
Burke, Edmund 256, 257.
Burns 59.
Busch, Moritz 308.
Byzanz 184.

C.

Cäsar 104, 136, 183, 193, 201, 203, 204, 208, 213, 222.
Cahiers de Doléance 93, 255.
Cajetan, Kardinal 195.
Calvin, Calvinisters 83, 96.
Camerarius, Ludwig 78, 247.
Campbell 274.
Cantzley, fürstlich anhaltische gehaimbe 77, 247.
Caraffa 199.
Carlyle 262.
Chrodebert II. von Tours 209 [2].
Copia der newen Zeytung 269.
Cormenin 260.
Carnot 122.
Carpzow 249.
Carrach 248 [2] f.
Cartwright 241.
Cassan, de 244.
Cato 201, 204.
Caucus 132.
Celsus 223.
Celtis 216.
Champagne 108.
Chansons 123.
Chateaubriand 23, 259, 289 [2].
Chatellier Abbé du 23.
Chemnitz, Philipp 78, 248, 248 [3], 249, 271.
Chémier 121, 277.
Chimienti, Pietro 34 [2].
Chor, im Drama 182.
Christentum 106.
Chrodebert II. von Tours 209 [2].
Cicero 41, 105, 174, 194, 201, 203, 204, 208, 220, 222.
Clarendon 91.
Claudius 71, 184.
Clémanges, Nikolaus v. 233.
Clemens III. 194, 226.
Clermont 62.
Clodius 201.
Cluny 98, 176.
Cocceji 248 [2] f.
Cochlaeus 238.
Coelln, F. von 258.
Cokes, Barth. 79.
Colbert 269.
Coleridge 59.
Collins, Anthony 91.
Commodus 223.
Commonwealth 90.
Condorcet 121, 277.
Conring, Herm. 78, 249.
Constantius 208.
„Consultationes" 248.
Cooper 241.
Corneille 186, 188.
Correspondent, Preußischer 143, 274, 292.
Courier 259.
Crébillon, der Aeltere 186.
Cromwell 244, 245.
Curiatius 184.
Curio 193.
Currant, A of generall newes 81 [2].
Cuspinian 216.

D.

Daimonion 71.
Damiani 194, 226, 228.
Danse macabre 197.
Dante 72, 197, 228.
Danton 187.
Defoe 253.
Delcassé 274.
Demokratie 117, 132, 183, 318.
Demokratie, repräsentative 129.
Demokritos 86 [1], 221.
Demosthenes 52 [1], 174.
Den Fransen Luypaert sijn bedrogh 242.
Depeschenagenturen 299.
Descartes 85.
Desmoulins, Camille 121, 290.
Despotismus 127.
Deutschland, Junges 260.
Diagoras 86 [1].
Dialog 193, 195, 239.
Dichtung 196.
Dietber von Mainz 234.
Dietrich von Nieheim 233.
Disputationen 195.
Disraeli, Benjamin 274.
Dissenter 253.
Döring, M. 234.
Domine salvum fac regem 256.
Donneau de Visé 88.
Dragonaden 81.
Drama 181.

Dramatik, höfische 186.
Droysen 260.
Dubois Pierre 229, 263.
Duncker 260.

E.

Eber, Valentin 236 [1].
Eberhardt I. v. Salzburg 210 [1].
Eck, Joh. 238, 239.
Einblattdruck 271.
El Liberal 297.
Elsaß 218.
Ely, Wilhelm von 167.
Empedokles 221.
Emser, Her. 238.
Enea Silvio 202, 216, 234, 235.
Engelbert von Admont 229.
England 10, 129, 178, 256, 287, 303 [1].
Enqueten 129.
Enthüllungen 221.
Enzyklopädisten 255.
Ephesus 106.
Epikur 208.
Episkopalkirche 241.
Epistola Christofori Colom 269.
Epistolae obscurorum virorum 209.
Erbfolgefrage, jülichsche 78 [1].
Erbfolgekrieg, spanischer 251.
Erfurter Unionsparlament 307.
Erskine, Thomas 256.
Eugen IV. 235.
Eulenburg, Franz 44 [1].
Euripides 182, 183.

F.

Fabri 238.
Fabricius 223.
Faguet 324 [2].
Fanatismus 321.
Fastnachtsspiel 184, 185, 192, 195.
Fazio 216.
Fénélon 172.
Ferrara 226.
Ferdinand II. 77.
Ferry, Jules 260, 274.
Festspiele 185.
Feuerbach, Anselm von 259.
Feuille du salut public 122.
Feuilleton 300.
Fichte 59, 202.
Ficker 261.
Filelfo 202.
Finke 198.
Firdusi 161.
Fish 240.
Floquet, Charles 274.
Florenz 76 [3], 138, 199.
Floto 229.
Flugschrift 77, 221, 263
Förster, Georg 24 [2], 57, 58 [1].
Follen, Karl 66.
Fontane 322 [1].
Formosus 224, 225.
François des Montaignes 243.
Franklin 120.
Frankreich 129, 139, 256.
Franz I. 77, 184.
Fredegar, Chronik 214.
Freiligrath 160.
Freimaurer 88.
Frenzel, Karl 60.
Fréron 290.
Freytag, Gustav 102 [1], 293.
Friedrich II. 125, 210.
Friedrich III. 235, 236.
Friedrich V. von Dänemark 161.
Friedrich der Große 52, 82, 84, 252, 269, 272, 288.
Friedrich von der Pfalz 77, 247.
Friedrich Wilhelm I. 84, 308.
Frischmann, Johann 78, 249, 271.
Fritzsch 287.
Frodebert, Bischof 209 [2].
Fröbel 260.
Fronto 212.
Fuerstenerius Caesarinus s. Leibniz 251.
Fugger 63, 140.
Fuggerzeitungen 140, 270.
Funck-Brentano 115.

G.

Galilei 85, 86.
Gazette 140, 269.
Gebärde 154, 157.
Gebwiler 236.
Geffcken 262.
Geistreich 320.
Gelbbücher 77.
Gelehrtenrepublik 87.
Generalanzeiger 277.
Gengenbach, P. 184.
Gennep 185.
Genossenschaft 115.
Gentz, Fr. v. 59, 206, 211, 256, 258, 274.
Genua 138.
Gerede 1, 40.
Gerhoh von Reichersberg 194, 210.
Gerichtssaalberichte 300.
Gerlach 261.
Gersdorff, Karl von 33.
Gerson, Johannes von 233.
Gesandte 206.
Geschichtswissenschaft212.
Geschmack 150.
Geschwornengericht 117.
Gewohnheit 150.
Gewohnheitsrecht 113, 114.
Gilden 116.
Ginnes, Grafen von 168.
Giornale dei Letterati 87.
Giovio, Paolo 216.
Girardin, Emile de 279, 285 [3].
Gironde 122, 277.
Girondisten 121.
Giullari 166.
Giusti 160.
Glossarium, Politisch-deutsches 252.
Gneisenau 64 [2].
Gneist 134.
Görres 59, 143, 220, 259, 274, 275, 292.
Goethe 42, 50, 162, 257, 273, 312, 318.
Goldmacher 88.
Gorgias 221.
Gottschall 292.
Gracchen 70, 208, 222.
Grävell 259.
Gregor VII. 98, 228.
Gregor VIII. 210.
Gregor IX. 210.
Gregor X. 227.
Gregor von Heimburg 234.
Gregorovius 199.
Griechen, Griechenland 100, 171, 193, 220.
Grillparzer 152.
Grimm 274.

Großdeutsche 261.
Großstadt 99 [1], 101, 302.
Grotius 240, 254.
Grünpeck 216, 217.
Grumbach 239.
Guericke 85.

H.

Habsburg, Haus 249.
Hadrian I. 5 [4], 223.
Hagen 260.
Hainhofer 206.
Halifax, Marquis of 246.
Hall 244.
Handel 108, 137.
Hannover, Sofie von 79.
Hans von Hermannsgrün 236.
Hansastädte 248.
Harcourt 274.
Hardenberg 292.
Hardy, S. P. 200 [1].
Harvey 85.
Hasenmüller 246.
Havas, Agence 299.
Hearst, William Randolf 298.
Hébert 121, 277, 290.
Hegel 57 [1], 293.
Heidelberg 248.
Heiliges Land 61.
Heinrich IV., Kaiser 72, 210, 226.
Heinrich V., Kaiser 72.
Heinrich II. von Frankreich 216.
Heinrich III. 240.
Heinrich IV. 200.
Heinrich der Teichner 165.
Heliaea 117.
Hendrich, Franz Josias von 26.
Herakleitos 221, 222.
Hercynianus, Fabius 248.
Herder 59.
Herkommen 114.
Hesiod 1, 221.
Hessen, Wilhelm von 206.
Hetären 180.
Hexenaberglauben 56.
Hieron 164.
Hinkmar von Reims 224.
Hippodamos 221.
Hippophilus Galeacius de Corneliis Francopolita 250.
Hirsau 98.
Hirtius 213 [2], 222.
Hispanica Cancellaria 247.
Hobbes 91, 240, 254.
Hochschule 179.
Hoe v. Hoenegg 247.
Hörnigk, Wilhelm von 250.
Hofannalen 214.
Hoffmann v. Fallersleben 293.
Hofhistoriographen 126, 218.
Hofmär aus Ungarn 206.
Hofpredigertum 176.
Holländer 84.
Holländische Sibille 242.
Holtzendorff, Franz von 33, 286 Anm.
Homer 221.
Honorius IV. 72 [3].
Hooper 120.
Horaz 197.
Horologii Campana magna 248.
Hotman 240.
Hughens 86.
Humanismus 195, 205.
—, italienischer 73, 75.
Humanist 215.
Humbert, Kardinal 225.
Humbert de Romanis 227.
Humboldt, Wilhelm von 292.
Hus 185, 231 [3].
Hussitenkrieg 233.
Hutten 194, 237, 239.
Hypnose 46.

I.

Ignatius von Loyola 318.
Ilias 2.
Illusion 49, 64, 69.
Illyricus, Flacius 238.
Importunus von Paris 209 [2].
Indices librorum prohibitorum 301.
Indien 196.
Information 247.
Innocenz II. 194.
Innocenz IV. 210.
Inschrift 213.
Inserenten 281.
Interregnum 169.
Investiturstreit 116, 166, 210, 214, 225.
Isokrates 41 [1], 201.
Italien 198, 225, 261.
Italiker 100.
Jahn 274.
Jakob II. 90, 245.
Jaurès 298.
Jellinek, Georg 34 [1].
Jerusalem 62, 106.
Jesuiten 185, 245, 246.
Jesus 319.
Johann X. 225.
Johann XXII. 229, 230.
Johann von Viktring 73.
Joly Maurice 260.
Jongleur 166, 168.
Jordanes von Osnabrück 227.
Josef II. 52, 84.
Journal de la société de 1789, 277.
Journal des Savants 87.
Journalismus 164, 173, 198, 273, 284, 293.
Journalist 61, 167, 271, 274.
Juden 184.
Julia 201.
Julian 71, 208.
Juniusbriefe 288.
Jurieu 90 [2].
Juvenal 197.

K.

Kaiserprophetien 235.
Kallisthenes 214.
Kapitalismus 74, 138, 192, 297.
Karikatur 123.
Karl II. 245.
Karl V. von Frankreich 232, 239.
Karl der Große 4.
Karl der Kahle 214, 224.
Karl Ludwig von der Pfalz 79.
Karlsbad, Beschlüsse von 292.
Karlstadt 238.
Karolinger 214.
Karr, Alphonse 260.
Karsthans 238.
Katharer 96.
Kegelspiel 195.
Keller, Jakob 248.
Kepler 85, 86.
Kettenbach 238.
Khlesel 79, 287.
Killing no Murder 245.
Kimon 118.
Kirchengeschichte 218.
Kirchenkonzilien 198.

Kirchenrecht 218.
Klassenhaß 321.
Klemens V. 72.
Klopp, O. 261.
Klopstock 59, 87, 161.
Klöster 97, 108.
Klub 302.
Köln 106, 140.
Körner 160, 259.
Kolberg 216 [2].
Kollektivseele 65.
Kollektivverbrechen 40.
Komitien 104 [2].
Komödie 117, 183.
Kommune, italienische 215.
Kompanie, ostindische 140, 141.
Konservativ 48, 322.
Konrad von Gelnhausen 232.
Konrad von Megenberg 194, 231.
Konzil zu Basel 235.
Konzil von Konstanz 232.
Konzil von Pisa 232.
Kopernikus 85, 86.
Koser, Reinhold 125.
Krasser, Jeremias 140.
Kredit, öffentlicher 138, 141.
Kreuzprediger 175.
Kreuzzeitung 308.
Kreuzzüge 61, 64, 205.
Krieg 213, 320, 322.
Krieg 1870/71 308.
Krieg, Deutsch-französischer 273.
Krieg 1866, 261.
Krieg, Kölner 239.
Krieg, Schmalkaldischer 238.
Krieg, Schleswig-Holsteinischer 261, 261 [3].
Kriminalisten 43.
Kritik 181, 273.
Kulturkampf 218.
Kultur, städtische 99, 302, 303.
Kunst 44, 146.
Kunstprosa 171.
Kurfürst, der Große 79, 250, 287.
Kurierdienst 268.
Kurtisanen 195.

L.

Laberius 183.
La chronique des favoris 243.
La confession de l'imprimeur 242.
La conjuration de Concino Concini 243.
La Fayette 187.
La Fontaine 10, 10 [1].
L'ami du peuple 277.
L'Anti-Cotton 243.
Lagrange-Chancel 254.
Lakanal 179.
La Marmora 262.
Landeshistoriographentum 218.
Langenstein, Heinrich v. 232, 233.
Lapide, Hippolithus a 248.
Lassalle 261, 272 [6], 293, 306, 316.
La Tête du boeuf couronné 243.
Laube, Heinrich 293.
Lautenbach 226.
Law John 254.
Laya 188.
Le Bon 38.
Leclerc de Tremblay 243.
Le Fèvre 187.
Legist 229.
Lehensheer 138.
Lehenstaat 138.
Leibniz 86, 251.
Leichenrede 201.
Leide, Gazette de 288.
Leitartikel 167.
Le Mercure galant 88.
Lemaire 290.
Lemière 187.
Lenclos 180.
Leo der Große 175, 224.
Lesen 191.
L'Estrange 288.
Lettre du Monsieur 243.
Leumund 5.
L'Europe ridicule 252.
Leyser 246.
Liberal 33, 48, 109, 289.
Libertät, reichsländische 248.
Libre Parole 296.
Licensing Act 81, 288.
Lily 241.
Lisola 142, 250.
Literae interceptae 77, 247.
Literatur 146, 219.
Lithuanus Ulicavius 251.
Livius 41, 212.
Locke, John 91, 254.
Loebell 261.
London 109, 140.
Louis Philipp 260.
Lowe Robert 274.
Lucca 138.
Lucilius 197.
Ludwig XIII. 274.
Ludwig der Bayer 229.
Ludwig der Deutsche 224.
Ludwig der Fromme 214, 224.
Ludwig XIV. 15, 80, 84, 90 [2], 91, 124, 125, 126, 128 [1], 186, 243, 254.
Ludwig XV. 14, 53, 127.
Ludwig XVI. 17, 19, 93, 94, 188.
Ludwig XVIII. 259.
Lukian 194, 195.
Lundorp, Kaspar 276 [1].
Luther 52, 63, 75, 202, 216, 238, 239.
Luxemburg, Herzog von 94.
Luynes 243.
Lynchjustiz 57.
Lyon 109.
Lyrik 165.

M.

Macchiavelli 6, 11, 237, 254.
Märchen 158.
Märtyrer 319.
Magdeburg 248.
Maho, Port 142.
Malmesbury, William v. 10.
Manegold 225 [2].
Manifeste ou raisons de la Reine mère du Roi 243.
Marat 187, 188, 277.
Marc Aurel 223.
Marie Antoinette 19, 187, 254.
Maria Theresia 19 [1], 77, 84, 90 [2].
Markgenossenschaft 116.
Marner 169.
Marnix 241.
Marprelate Libels 241.
Marsiglio von Padua 230.
Marteau, Pierre 252.
Marx, Karl 293.
Massachusetts 120.
Masse 38.
Massenepidemien 41 [2].
Massensuggestion 41 [2].
Massentat 319.
Matthias, Kaiser 79.

Maximilian I. 217, 236.
Mazarin 81, 91.
Mazarinades 81.
Medici 185, 240, 243.
Meinungsfreiheit 71.
Melanchthon 238.
Ménestrel 166.
Mennel 217.
Menschenrechte 70, 120.
Mensing 238.
Menzel, Wolfgang 293.
Mercure historique et politique 276 [1].
Merowinger 209.
Milton 220, 244, 245.
Mimus 183.
Minguzzi 69.
Minoritenorden 230.
Mirabeau 187, 260, 274.
Mississippigesellschaft 141.
Mittelalter 68, 70, 71, 73, 150, 184, 196, 197.
Mittelklassen 31.
Mittelstand 27 [3], 134.
Mode 135, 150.
Möser, Justus 257.
Molière 180.
Mommsen 68, 105 [2].
Monarchie 129.
Monarchomachen 83 [1].
Moniteur 291, 307.
Monophysitismus 224.
Montaigne, Michel de 8, 312.
Montalembert 305.
Montesperatus 249.
Montpensier, Herzogin v. 240.
Monzambanus, Severinus de 250.
Moralische Wochenschrift 88.
More, Thomas 240.
Moser, Friedr. Karl Freiherr v. 256.
—, Johann Jakob 188, 248 [2] f. 256.
Münster 261.
Münstersche Praetje 242.
Murner 238.
Mythus 44.

N.

Nachrichtenblatt 276.
Nachricht, zeitgeschichtl. 139, 144, 267.
Napoleon 52, 124, 127, 128, 181, 257, 258, 259, 291, 292, 306, 307, 309, 320.
Nash 241.
Nation 110
Naturwissenschaften 85.
Naudé 80 [1].
Neapel 215.
Necker 17, 18, 22, 94, 121, 255.
Nero 184.
Nestor 2.
Newton 85, 86.
New-York 281.
Nicolaus von Cues 234, 235.
Niebuhr 259, 274.
Niederlande 10, 142, 242.
Nikolaus I. 224.
Nikolaus Poilevillain 233.
Nogaret 229.
Nordau, Max 43.
Novalis 59.
Nouvelles à la main 207, 269.
Nouvelliſt 126 [4] 127.
Novissima 137.
Nürnberg 109, 139.

O.

Ochlokratie 122.
Ockam 230.
Octavianus 222.
Odyssee 1, 2.
Oecolampadius 238.
Oeffentlichkeit 129 [3], 141, 290, 305, 309, 315,
Oesterreich 261.
Offiziell 279.
Offiziös 279.
Opinio 5.
Oppius 222.
Oranien 206 [4], 241.
Ordinaripost 268.
Ordinarizeitung 268.
Orient 196.
Origenes 223.
Orléans, Philipp von 254.
Orpheus 160.
Osiander 238.
Ossa 2.
Osservatore cattolico 297.
Ostrakismos 118.
Otis 120.
Ovid 3.
Owen, Richard 49.

P.

Packschen Händel 238.
Paine 256.
Palm 259.
Panegyrik 163.
Pange lingua 256.
Papon, Jean Pierre 20, 22, 94.
Papst 52.
Papsttum 138, 204, 224.
Paravant de la France 242.
Paris 109, 140, 180, 200 [1].
Parlament 81, 131, 178, 185, 202, 253, 262, 300, 305, 322 [1].
Partei, politische 59 [3], 131, 277, 284, 296.
Parteipresse 277, 298.
Parteiprogramme 262.
Partei, sozialdemokratische 278.
Pascal 8, 126.
Pasquier 243.
Pasquill 199, 239.
Pasquino 199.
Patriotenspiegel 258.
Patriotismus 64.
Paulus 209.
Pausanias 164.
Pelayo Alvaro 231.
Pelletan 274.
Père Duchesne 277.
Père, Joseph 243.
Perikles 86 [1], 183.
Perserkrieg 172.
Persien 203.
Persius 197.
Peru 142.
Pindar 4, 164.
Pistoja 138.
Planitz 139.
Platon 117, 221, 325.
Plessis-Mornay, Philipp de 240.
Pöbel 42.
Poesie 64.
Polen 255.
Politik, praktische 320.
Politiker 321.
Polybios 4, 191, 212.
Pompejus 222.
Pontano 216.
Pope 253.
Posselt, Ludwig 257.
Post 267, 280,
Prämiengeschäfte 139.
Prag 140.

Pragensis pacificationis prodromus exequiarum funestae 248.
Predigt 70, 165, 175, 191, 202.
Presbyterialverfassung 241.
Presbyterianer 185.
Press Associated 300.
Presse 130, 179, 279.
Presse, katholische 283, 303 [3] f.
Preßfreiheit 129, 267, 289, 294, 301, 317.
Preßverordnungen, preußische (1863) 306.
Preußen 292.
Prodikos 221.
Prodromus 247.
Prognostiken 239.
Projekt, der eröffneten schwedischen Ratsstuben 250.
Propaganda der Tat 319.
Prophetie 170, 191.
Protagoras 86 [1], 221.
Prynne 244.
Public Advertiser 288
Publizist 321.
Publizistik 62, 66, 70, 89, 153, 154, 220, 225, 271, 319, 320, 326.
Pütter 248 [2] f.
Pufendorf, Samuel von 78, 240, 250.
Puritaner 185.
Pythagoräer 211, 221.

Q.

Quadratus 223.
Quintilian 2.
Quintus Cicero 208.

R.

Rabant, J. P. 93 [1].
Racine 17 [1].
Radulf 176.
Ranke 30, 68.
Rasse 37.
Raumer 261.
Rebmann, A. G. F. 257.
Recht 114.
Rechtsprechung 145.
Rede 173, 200.
Redefreiheit 119.
Referendum 131, 285.
Réflexions d'un Suisse 252.
Reformation 83, 194, 195, 218.
Reformationsspiel, Tiroler 185.
Reformationszeit 92.
Regensburg, Berthold v. 176 [1].
Rehberg 257.
Reichensperger 261.
Reichsannalen 214.
Reinking 248.
Reinmar, der Zweter 169.
Reklame 144, 281.
Relation aller fürnemen und gedenkwürdigen Historien 277.
Religion 37, 146, 241.
Renaudot, Th. 80, 128, 274.
Renaissance 185, 194.
Repräsentationsverfassung 129.
Reuterisches Telegraphenbureau 299.
Revolution 24, 27, 58 [1], 59, 64, 143, 149, 187, 200, 318.
—, französische 94, 95, 119, 219 [2], 257, 290, 317.
—, gracchische 104.
Rezensent 273.
Richard, der Pilgrim 168.
Richelieu 80, 86, 91, 125, 128, 243, 274.
Richeome 243.
Rivarol, Antoine 277.
Robespierre 123, 187, 188, 260.
Rochefort, H. 260.
Rochefoucauld 121, 277.
Roderique 288.
Roeß, Alexander von 227, 228.
Rößler, Konst. 261.
Rogeard 260.
Roland 121.
Rom 105, 106, 140, 174, 178, 199.
Roman von Gurk 210 [1].
Rostocker Spiegel 248.
Rousseau 15, 16, 94, 187, 254.
Roussel 288.
Royal Society 86.
Rudolf v. Habsburg 73, 227.
Rühle v. Lilienstern 258.
Ruge 293.
Ruprecht von der Pfalz 232.
Rußland 292.
Rutledge, J. J. 92.

S.

Sachsen 248.
Sachsen-Weimar 292 [3].
Sagen 158.
Saint-Lambert 123 [3].
Salat 185.
Sallo, Denis de 87.
Salmasius 245.
Salon 180, 181.
Sammer 261.
Sandras, Courtilz de 276.
Sappho 165 [1].
Satire 184, 197.
Satyre Menipée 240.
Saturae 197.
Saumaise 245.
Savile s. Halifax 246.
Savonarola, Girolamo 176.
Scaurus, Mamercus Aemilius 184, 223.
Schäffle, A. 34, 286 [1].
Schenkendorf 274.
Scherer, Wilh. 163.
Schiller 24, 42, 188, 312.
Schisma, großes 231.
Schlagwort 2, 48, 58, 62, 147.
Schlegel 24, 25 [1].
Schleiermacher 259, 274.
Schlözer, August Ludwig von 257.
Schmettau, Graf 82, 252.
Schmoller, Gustav 35.
Schopenhauer 47, 57.
Schottland, Maria von 240.
Schrift 154.
Schubart 188, 257.
Schubert-Soldern, Richard von 45 [1].
Schücking, Lewin 293.
Schulbücher, 219 [2].
Schule 74, 179, 205, 302.
Schuselka, Franz 260.
Schweiz 184, 285, 324.
Schwurgericht 145.
Seckendorf 252.
Seilern, Graf 90 [2].
Seld, 206.
Seneca 71, 223.
Sentenzen 158.
Sergius III. 224.
Servitien 138.

Shakespeare 11, 185.
Sherbrooke, Lord 274.
Siena 138.
Sièyès 256.
Sigeher 169.
Sighele 39, 43.
Sigismund, Johann 78 [1].
Sigmund, Reformation des Kaisers 235.
Sigmund von Tirol 234.
Sigwart, Chr. 45.
Simmel, J. G. 44 [2], 101.
Simonides aus Keos 164.
Sitte 37, 44, 114, 147, 148, 150.
Sixtus IV. 199.
Sleidan 202.
Smith, Adam 101.
Sobiesky, Johann 287.
Söldnerheer 138.
Sokrates 41 [1], 61, 118, 174, 179, 180, 183, 193, 221.
Sombart 135.
Somnium viridarium 194.
Sophisten 117 [2], 116, 173, 179, 221.
Sozialpsychologie 44 [1], 47.
Soziologie 34, 69.
Spahn, Martin 265 [1].
Spanien 96.
Spate 287.
Spekulation 144.
Spiegel, Jakob 236.
Spielmannsdichtung 77, 163, 165.
Spottkruzifix 199.
Spottlied 196.
Sprache 37, 44, 154.
Sprichwort 158.
Springer, Heinr. 261.
Staat, altgermanischer 113.
—, mittelalterlicher 113.
—, orientalischer 69, 71.
Staaten, nordamerikanische 120.
Staatspapiere 141.
Stabius 216, 217.
Stadt, s. Großstadt 99, 108.
Städtebund 116.
Staël 18, 22, 23, 181, 289.
Stahl 32, 33, 34, 61, 294.
Standard, The 296.
Steele, Richard 253.
Stein, Freiherr von 274, 257.
Steuern 128.
Stieler 287.
Stilbildung 146, 150.
Stimmung 148, 150.
storici publici 215.
Straßburg 250.
Strauß, Dav. 261.
Streitgedichte 194.
Streithagen, Peter von 249.
Strnk, August 287 [2].
Stuart, Jakob 253.
Subtraktionstheorie 43, 45, 50.
Südseegesellschaft 141.
Suggestion 46, 47.
Suntheim 217.
Swämel 166.
Swift 220, 253.
Sybel, Heinrich von 260, 261.
Synoikismos 99.

T.

Tacitus 71.
Tat 154, 318 ff.
Taxis 267.
Technik 270.
Telegraphenkorrespondenzbureau 300.
Temple, William 12, 23, 91.
Tendenz 54, 141, 219.
Tertullian 223.
Theater 124, 186.
Theatrum Europaeum 276 [1].
Themistokles 118, 164.
Theologie 218.
Theramenes 117.
Theron 164.
Thiébault 21.
Thomas von Aquin 54, 228.
Thomasius, Christian 276 [1].
Thukydides 191, 212.
Tiberius 73, 223.
Tierfabel 197.
Tillier, Claude 260.
Times 279.
Tirol 96.
Tönnies, Ferdinand 36 [1].
Tories 253, 277.
Totschweigen 315.
Tradition s. Herkommen 150, 303.
Translation des reliques de saint Fiacre 243.
Treitschke 50 [1], 281 [2].
Treitzsauerwein 217.
Trierer Statuten 236.
Troubadour 165, 166, 167.
Trochu 55.
Türkengefahr 239.
Turbatus imperii Romani status 247.

U.

Ungarn 206.
Unionsparlament, Erfurt 307.
Universität 108.
Urban II. 62, 194.
Urbino 202.
Uruguay 301.

V.

Valla 215, 237.
Varro 222.
Vendée 96.
Venedig 140, 199.
Verein 181.
Verger, V. 259.
Vergil 3, 5.
Verona 199.
Versammlungen 177.
Verschwörung, katilinarische 104.
Verus, L. 212.
Viktor IV. 166.
Viktring, Johann von 73.
Visconti 206.
Völkerpsychologie 45 [1].
Volk 42.
Volksblatt, Deutsches 292.
Volksgeist 5 [2], 44, 56, 69, 145, 147.
Volksgewissen 147.
Volkslied 44, 159.
Volksmund 158.
Volksseele 44, 147.
Volkssouveränität 84, 129, 133, 232.
Volkstracht 135.
Voltaire 16, 41 [2], 52 [2], 87, 90, 91, 123, 187, 254, 255.
Vormärz 292, 293.
Vorwärts 296.
Voß 59.
Vrankryck als een tweede Neroo 242.
Vulgarius 225.

W.

Wäinämöinen 160.
Wärbel 166.
Wahlagitation 105.
Wahlen 129, 177.
Walter von der Vogelweide 169.
Wecker, der hansische 248.
Weißkunig 217.
Welser 63.
Wenrich 225 [2], 226.
Wentzke, P. 260.
Wenzel, König 232.
Wernher 169.
Whigs 277.
Wibert 226.
Wiclif 231.
Wido von Arezzo 210.
Wieland 25, 157, 257, 317.
Wien 109, 140, 200, 206.
Wimpheling 218, 236.
Witt, de 242.
Wittelsbacher 206.
Wolff, Benda Dr. 300.
Wordsworth 59.
Württemberg 188, 237.
Wundt 44.

X.

Xenophanes 221.
Xenophon 117.

Y.

Young, Arthur 93 [2].

Z.

Zasius 206.
Zeitgeist 56.
Zeitgeschichte 219 [1].
Zeitschrift 276 [1].
Zeitung, Allgemeine 291.
—, Zeitungswesen 58, 79, 80, 109, 137, 142, 143, 202, 205 [3], 207, 265 ff., 270.
— und die Arbeiter 304.
— als Bildungsmittel 310, 313.
— als „Großmacht" 309.
Zeitung und Kapitalismus 142, 281, 297.
—, Kölnische 280.
— und Kunst 311, 314.
— und die Landbevölkerung 304.
—, Rheinische 280, 293, 306.
— und die Wissenschaft 311, 313.
Zeitungen, briefliche (geschriebene) 204 f., 207, 267, 280, 283.
—, Neue 137, 207, 239, 268.
Zeitungsschreiber 141.
Zensur 76 [3], 203, 244, 276, 277, 296, 297, 298.
Zerclar, Thomasin von 169.
Zola 40.
Zündelin 206 [2].
Zünfte 116.
Zwangsabonnement 282.

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 141 Anm. 2 hätte bei dem Buche von M. Garr bemerkt werden sollen, daß es 1912 in den „Wiener Staatswissenschaftlichen Studien" 10, 3 erschienen ist.

S. 218 Anm. 2 lies Ségur statt Segur.

S. 289 Anm. 1 „Man vergleiche damit auch" gehört zu Anm. 2.

BINDING DEPT. SEP 1 1959

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

HM
261
B3
Bauer, Wilhelm
Die öffentliche Meinung

HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 01 07 14 007 8